BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wagener, Samuel Christoph,

Neue Gespenster kurze Erzählungen aus dem Reiche der Wahrheit

Bd.: 1

(1801)

Coburg, Landesbibliothek -- D IV 12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941983-3

12

Landesbibliothek
Coburg

XIVa12

5379 6
a 17

28

LB
Coburg

2te Erzählung S. 19.

Schumann del. G. A. Lehmann Sc.

Neue Gespenster

Kurze Erzählungen
aus dem
Reiche der Wahrheit
von
Sam. Chr. Wagener

14ª Erz. S. 94.

Erster Theil

Berlin
bey Friedrich Maurer 1801.

Landesbibliothek
Coburg

Der
neuen Gespenster
erster Theil.

Mit vorangeschickten Beiträgen
zur
Geschichte und Literatur des Geisterwesens.

Anstatt der Vorrede,

Beiträge
zur
Geschichte und Literatur des Geisterwesens.

„Der Aberglaub' in dem wir aufgewachsen,
„Verliert, selbst wann wir ihn erkennen, darum
„Doch seine Macht nicht über uns. — Es sind
„Nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten."

Lessing.

Man hat den Glauben an Erscheinungen und übernatürliche Wirkungen der Geister von der Politik der Volksbeherrscher des Alterthums, und von den Betrügereien heidnischer Priester ableiten wollen. Es ist auch in der That nicht

zu leugnen, daß Herrschsucht und Pfafferei dem Verstande des großen Volkshaufens von jeher arg mitgespielt haben. Sollte aber das Gaukelspiel mit Geistern, und die Hinweisung auf Geister bei ganz natürlichen, obgleich dem gemeinen Verstande unerklärbaren Ereignissen, von den Weisesten, oder doch von den Hellesten einer Nation schon zu politischen Zwecken benutzt werden: so setzt dieß den Glauben an übernatürliche Geisterwirkungen schon voraus. — Die Quelle des Geisterwahnes waren also jene Beherrscher der Urzeit gewiß nicht; aber die Ernährer und Förderer waren sie.

Geister zu wittern, wo keine sind, und jede uns verborgene Kraft einem Geiste zuschreiben, das liegt tief in der menschlichen Seele. In der Wiege des Menschengeschlechtes suchen und finden wir daher den Ursprung aller Geisterlehre. Je roher ein Volk war (und roh waren ursprünglich alle Völker der Erde) um so ängstlicher mußte es jede ihm unerklärliche Erscheinung fürchten. Jeder Donner, jede ungewöhnliche Lufterscheinung, jagte ihm

Schrecken ein, und der Schrecken ist natürlich etwas Böses; die unbekannte Ursache dieses und alles ähnlichen Bösen in der Welt, ward nun nach einer eben so natürlichen, als gewöhnlichen Illusion personificirt, d. h. man eignete ihm häßliche, physische und moralische Eigenschaften zu; und — fertig war der pferdefüßige Bockshörnerträger. Daher zeichnen wir Weiße unsern Teufel schwarz, während die schwarzen Bewohner Afrika's ihm die Farbe jener weißen Menschenschinder geben, die einen Handel mit ihren Personen treiben.

Daher finden wir auch Begriffe (und wären es auch nur dunkle Begriffe) von bösen wie von guten Geistern unter jedem Volke.

Hawkeswort *) berichtet uns von den Indianern in der Nachbarschaft Baturia's, daß sie, wenn sie krank oder in Noth sind, ihrem Satan, den sie für den Urheber dieses Unglücks halten, Fleisch, Geld und an-

*) In Schillers Uebersetzung der Geschichte der Seereisen und Entdeckungen im Südmeer.

dere Dinge als ein Versöhnungsopfer bringen. Sie hängen dieß Opfer auf einem von Cocusblättern verfertigten Teller an den Zweig eines nahe am Wasser stehenden Baumes, unbekümmert, wie Satan es hier in Empfang nimmt. Die heidnischen Opferpriester mit deren Vorwissen es geschieht, übernehmen dann die Speditionsgeschäfte, und wahrscheinlich fallen Spesen ab.

Aber auch noch lange nach Beendigung des Kindesalters der Welt sah man oft Böses, dessen Ursache man eigenliebig, nicht in sich selbst finden wollte. Man suchte und fand sie außer sich. — Man fuhr fort, diese Ursache zu personificiren, zu verkörpern und — da entstand wiederum der Teufel, und zwar dießmal ein — moralischer, im eigentlichen Sinne. Auch hier vollendeten Priester die Schöpfung.

Unter den Christen der finstern Jahrhunderte waren die vorzüglichsten Förderer des Geisterwahnes, so wie des Aberglaubens überhaupt, katholische Volkslehrer durch ihren Dogmenwust und ihre Menschensatzungen. In den neuern Jahrhunderten verstand und versteht es — nach

Franks Versicherung *) niemand besser, als z. B. die Bettelmönche, dem armen Landvolke, mittelst eines ihm beigebrachten eiteln Wahnes, ein wenig Butter abzulocken, um damit die Suppe genießbar zu machen. Dieses kleinlichen Zwecks wegen, sind sie theils dumm, theils gewissenlos genug, den einfältigen Bauersleuten durch Albernheiten aller Art die Köpfe zu verrücken, sie in den Verdacht gegen unschuldige Nachbaren zu bestärken, und sie in Krankheiten von dem Gebrauche vernünftiger Mittel abzuhalten. Dazu bedienen sie sich ihrer im Marktschreierton angepriesenen Waaren.

So vertheilen sie z. B. mit einem ihnen gut bezahlten Brödchen einen Zettel, auf welchem unter andern die Worte stehen: „wer dieß geweihte Brod in Krankheiten brauchen will, soll es mit vorgehender Beichte oder wenigstens Bereuung der Sünden in Wasser weihen, dasselbe essen, drei Vaterunser und drei Ave Maria's zur Ehre der heiligen Dreiei-

*) In seiner medizinischen Polizei, Theil 3. S. 215.

nigkeit mit einem Salve Regina zu Lob der heiligen Mutter Gottes andächtig beten." — —

„Wann dieses heilige Brod in das Feuer geworfen, löschet es die Brünsten und kommt nicht weiter. Stillt die Wellen und Ungestümigkeit des Wassers. Ist eine Behütung vor Donner und Blitz. Vertreibt insonderheitlich das Fieber, auch andre Krankheiten. Von schwangern Frauen genossen, erfreut es zur Geburt. Dem lieben Vieh, so verunreiniget oder verzaubert, auf das Futter geschabt, vertreibt es alles Uebel rc."

Auf dem Zettel, welchen die faulen Bäuche der Bettelorden den seidenen Mützchen beifügen, die sie gut versilbern, stehet: „Gegenwärtige Muttergotteskäpplein seynd in der einsiedlischen Gnadencapell, wider allerlei Teufelskünsten, Zaubereien und Krankheiten, wie auch für die Gebährende und Sterbende geweiht, und haben das Gnadenbild berührt."

Uebrigens ist es ein wahres Scandal vor dem gebildeten Theile Deutschlands, wie geflissentlich und frech einzelne Ignoranten unter den katholischen Geistlichen und Klostergenossen von

jeher alles aufboten, um den Glauben an Teufelsbesitzungen und an ihr Talent des Geister-Bannens und Vertreibens unter dem Pöbel im Ansehen zu erhalten. Es soll auch kein ganz undankbares Geschäft seyn, und ein Kloster, welches in seiner Mitte einen allberühmten Teufelszwinger hat, befindet sich gar nicht übel dabei. Ob ihre Kunst in gerader Linie von Madam Epicur, der Mutter des berüchtigten Sohnes dieses Namens, auf sie vererbt worden ist, weiß ich nicht. Aber daß schon diese sich damit befaßte, durch Gebete die Kobolde aus verrufenen Häusern zu vertreiben, das berichtet uns Bayle. *)

Aber wenn man nun vollends noch ganz neuerlich die Kinder der Finsterniß z. B. zu Teufelsbanner Gaßner's Zeiten — Mönche und Nonnen, Pfaffen und Prälaten, mit erbitterter und erbitternder Wuth einen Mann in Schutz nehmen und den ärgsten Betrug für Wirkung des Höllenfürsten selbst ausgeben und

*) Dictionaire hist. et crit. Art. Epicure.

im Kampfe mit den Kindern des Lichts sieht! Wann man über eine einzelne Gaßneriade von zwei Parteien (dem abergläubigen und dem ehrwürdigen Theile katholischer Geistlichen) über Sechzig Schriften in die Welt hinein schickt, oder zur Aufdeckung des Unsinns schreiben muß: so weiß man kaum noch, ob man über Pfaffen-Ignoranz seufzen, oder über Pfaffen-Bosheit klagen soll.

Was diejenigen Teufeleien betrifft, die man unter dem allgemeinen Namen des Hexenwesens in Deutschland begreift, so möchten sie in die Zeiten des Bonifaz und Karls des Großen d. h. in den Zeitraum der Bekehrung der heidnischen Deutschen zum Christenthume, zu setzen, und nicht früher in Aufnahme gekommen seyn; wer ihnen, mit Herrn Voigt, ein viel bedeutenderes Alter giebt, der müßte erst andere Begriffe als die bisher gewöhnlichen von dem festsetzen, was unter Hexen und Hexenwesen verstanden werden soll.

Es ist unleugbar, daß die eifrige Verfolgung der sogenannten Hexen Deutschlands, mit dem Heidenbekehren und der gewaltsamen Pro-

selitenmacherei der christkatholischen Kirche im achten und neunten Jahrhundert im genauesten Zusammenhange steht. Ueberall zwang man die deutschen Götzendiener, die Götzen und Priester, an welche Erziehung, Gewohnheit, Begriffe und vorgefaßte Meinungen sie fesselten, plötzlich zu verlassen. Ueberall versäumte man den Unterricht voranzuschicken, der die Neubekehrten von den Vorzügen hätte überzeugen können, welche der Götzendienst der Christenheit (die Verehrung der Marien- und Heiligenbilder rc.) vor der religiösen Verehrung ihrer Nationalgottheiten in Wallhalla (der deutschen Hertha's und Wodan's) voraus hatte. Ueberall fehlte es noch gänzlich an der erforderlichen Lehr- und Fassungsfähigkeit, um anschaulich zu machen und überzeugt werden zu können, daß die Urreligion der Christenheit in ihrer himmlischen Reinheit unendlich über den groben Aberglauben der Priesterreligion erhaben sey. Daher schuf die rasche Heidenbekehrung unter Karln durch Bonifaz, für das Erste nur Heuchler, die öffentlich sich christlich

taufen ließen, heimlich aber die deutschen Opferplätze auf den Waldbergen und namentlich auf dem Brocken, besuchten und ihren Nationalgottheiten treu blieben.

Dieß Festhalten der sogenannten Neubekehrten an dem deutschen Götzendienste nun nannten die Bekehrer Teufelsdienst; denn die überall mit dem Hammer der Bekehrung zertrümmerten Götzenbilder waren ihnen nichts anders, als Teufelsgestalten; und wer den Umgang (die religiöse Prozession) um deren Altäre noch mitmachte, der hatte Umgang mit dem Teufel, daher die späterhin so viel Grausamkeiten veranlassende Sage, daß Personen, besonders Weiber, die dem Feste des ersten Mais (eines Hauptfestes der deutschen Götzendiener) beiwohnten, dem Teufel selbst beigewohnet, und einen Vertrag mit ihm geschlossen hätten.

Vielleicht war auch wirklich dieses Opferfest die Veranlassung von mancherlei unzüchtigen Ausschweifungen, welche die Opferpriester, wo nicht sanktionirte, doch auch nicht hinderten. Vielleicht verließen eben darum vorzüglich die

Venuspriesterinnen heimlich die Ihrigen, und wallfahrteten zu den Plätzen und Gelagen der wilden, zügellosen Freude. Daher denn die Sage, daß dieser oder jener Mann, der dem Götzendienste aufrichtig entsagt hatte, eine Teufelsdienerinn zur Frau habe.

Bekanntlich bestrafte Karl der Große den Rückfall der Neubekehrten zum Götzendienste mit dem Tode. Was war also natürlicher, als daß man nun heimlich und zur Nachtzeit nach dem nächsten Opferplatze wanderte? — Karl ließ die Götzen, deren er habhaft werden konnte, zertrümmern; ihre Priester flüchteten also die rettbaren auf die Höhen unwegsamer Gebirge (z. B. auf des Brockens Spitze). Die wenigen christlich-fränkischen Soldaten Karls, welche in einem eben erst bekehrten Landstriche zurückgelassen werden konnten, mußten zwar an heidnischen Festtagen die Zugänge zu den muthmaßlichen Opferplätzen besetzt halten; allein die Sachsen hingen unter diesen Umständen der Religion ihrer Väter nur desto treuer an, und nahmen ihre Zuflucht zur List, so oft Karls Macht

ihnen überlegen war. Sie verkleideten sich in allerlei Teufelsgestalten, um dadurch die Wachen des Nachts zu erschrecken, und bahnten sich auf alle Fälle, den Weg zu ihren Götzen, auch wohl mittelst der Heu- und Ofengabeln, deren sie bei dem Opferfeuer — besonders zum Hervorziehen der Feuerbränder — bedurften, mit welchen in der Hand sie in Saus und Schmaus um das Götzenbild herumtanzten. Vielleicht bedurfte man, wegen des Schnees, der auf den Gebirgshöhen, z. B. des Harzes, wo geopfert werden sollte, am ersten Mai noch zu liegen pflegte, auch der Besen, auf deren Stielen, der Sage nach, die Damen der Walpurgisnacht reiten. *)

Zur Erklärung des Umstandes, daß man die Hexen jener Zeit auch Unholde nannte: dient Folgendes: die meisten Deutsche entsagten dem heidnischen Götzendienste zu Karls Zeiten nur, weil sie mußten und waren ungehal-

*) Verglichen mit Hönnemanns Alterthümer des Harzes; und mit meiner Reise durch den Harz und die Hessensche Lande. Braunschw. 1797.

ten auf ihren Heerführer Wittekind, daß er zum Christenthum übergegangen war. Noch unholder waren sie den christlichen Franken überhaupt, welche ihn für das Christenthum geworben und sie so gewaltsam mit Wasser benetzt, d. h. zu Christen gemacht hatten. Alle, welche nun, Wittekind's Beispiel ungeachtet, und Trotz der von Karl ihnen angedroheten Todesstrafe den Götzenfesten noch ferner beiwohnten, wurden deshalb von den fränkischen Christen Unholde, d. h. Ungehaltene, Unzufriedene genannt. Vielleicht äußerten sie es den unter ihnen zerstreut lebenden Christen ganz vorzüglich auf ihren nächtlichen Zügen zur Feier des ersten Mai's, daß sie ihnen unhold waren, indem sie das Vieh der Christen tödteten, ihr Eigenthum verdarben, es ihnen zum Theil entwandten, oder gar Mordbrennerei trieben. Dieser letzte Umstand würde zugleich mit zur Erklärung der Scheiterhaufen dienen, wodurch die Hexen vom Leben zum Tode gebracht wurden. — Auch wirft jenes unholde Betragen der Hexen gegen die Christen einiges Licht auf den noch bis diese

Stunde nicht ganz eingeschläferten Gebrauch, nach welchem die einfältige Christenheit ihr Eigenthum, besonders zum ersten Mai, mit Kreide bekreuzet, um dasselbe vor Schaden und Unglück zu bewahren; des festen Glaubens, daß das Ihrige dann nicht von den durchziehenden Unholden behext, d. h. gefährdet werden könne.

Gewiß ist es indessen, daß hier noch manches andere Dunkel aufzuhellen bleibt, und die Geschichte des Geisterwesens überhaupt hat, so lange sie, wie bisher, noch ohne eigentliche Vorarbeiten blieb, noch zu viel Dunkelheiten, als daß sie nicht auch diese kleinen Beiträge dazu für einigen Gewinn halten sollte.

Als es den christlichen Franken bei ihrer anwachsenden Macht immer mehr gelungen war, den sogenannten Teufelsdienst der Neubekehrten nach und nach ganz zu hemmen, und auch die verborgensten Götzenbilder aufzufinden und zu zerstören, mußten die Teufelsdienerinnen mit Beibehaltung und Ausübung heidnischer Götzendienst-Ceremonien sich begnügen. Vielleicht war dieß der Zeitpunkt, in

wel-

welchem, zum Unglück für das Menschengeschlecht, eine Salbe aufkam, womit sich diejenigen einschmierten, welche den Zusammenkünften des Teufels und seiner Kurtisanen — den Wallfahrten nach den Götzenbildern — beiwohnen wollten. „Wann sie sich dieser Salbe, die unter den Armen ꝛc. so tief als möglich eingeschmiert wurde, bedienten, ritten sie des Abends in den Küchen wie unsinnig auf Besen und Ofengabeln umher, und legten sich zuletzt, ganz ermattet, auf die warme Stelle des Feuerheerds, oder krochen in den Kamin, um die Auffahrt durch den Schornstein zu erwarten. So übernahm sie dann die Wirkung der Salbe; sie fielen in eine Art von Betäubung oder Schlaf, und waren indessen das Spiel wilder, verwirrter und wollüstiger Phantasie, in welchem sie Alles zu sehen und zu empfinden glaubten, was sie erwarteten, und, zum Erstaunen der gesunden Vernunft, auf der Folterbank aussagten. Oft glaubten sie selbst mehr noch, als sie von andern jemals gehört hatten, wahrzunehmen; je nachdem die Einbildungskraft und ihre bis zur

Zügellosigkeit der ärgsten Art gereizten Begierden mehr oder weniger stark und lebhaft bei ihnen wirkten. Erst nach einigen Stunden, wann bie Wirkung der Salbe aufgehört hatte, kamen sie wieder zu sich *)."

Voigt in seiner Streitschrift vom Jahre 1727 **) faselt, die vorzüglichsten Bestandtheile dieser Salbe seyen das Fett umgebrachter Kinder, und der Katzen, Hunde, Esel und Wölfe gewesen. — Dioscorides aber fügt noch eine berühmte Wurzel hinzu, die allerdings, auf Kosten der Gesundheit und guten Sitten, allerlei heftigen Reiz verursacht.

Vielleicht wirkte diese Salbe besonders auch auf das Gesicht; vielleicht bekamen die weiblichen Geschöpfe, die sich ihrer in der Jugend bedient hatten, im Alter triefende Augen. Einen Grund muß es haben, warum man gerade und ganz vorzüglich die Frauen mit

*) Mösens Geschichte der Wissenschaften. Theil 2. Seite 439.

**) De conventu Sagarum ad sua Sabbata. Abschn. 2. §. 1.

triefenden und rothen Augen für Hexen hielt, und auf die Folterbank schleppte. —

Daß die Gesundheit bei dem Gebrauche dieser Salbe nicht anders als sehr gelitten haben kann, ist wohl so gewiß, als gewiß in unsern Tagen die Wirkungen einiger bei Geistercitationen gebrauchten Räucherpulver und der von gewissenlosen Magikern zuvor gereichten sogenannten Herzstärkungen sind, die, anstatt den Geist für richtige Beobachtungen der Gaukeleien empfänglicher zu machen, denselben vielmehr abspannen, indem ihre betäubende Kraft die Sinne schwächt.

Man erinnere sich auf diese Veranlassung nur an jenes amerikanische Volk, dessen Wahrsager den Rauch eines gewissen narkotisch-betäubenden Krautes einsaugen, um in prophetische Verzuckung und Sinnlosigkeit zu fallen, in welcher sie dann die Prophetenkraft erhalten, närrisches Zeug zu schwatzen, d. h. zu weissagen! —

Zur Bestätigung der hier aufgestellten Bemerkung füge ich noch hinzu, daß man in der Christkatholischen Kirche die Wörter: Zaube-

rei und Teufelsdienst, jederzeit für gleichbedeutend mit den Wörtern Ketzerei und Unglaube genommen hat.

Das älteste, mir bekannte Dokument, woraus dieses sonnenklar hervorgeht, ist die unter dem fünften December des Jahres 1484 erschienene Bulle Pabstes Innocenz des Achten. Das Verketzerungsinstrument dieses grausamen Urhebers der neuen Gestalt der damals auf das neue recht beginnenden Hexenprozeßwuth ist es eben, mit welchem in der Hand die blutdürstigen Großinquisitoren Deutschlands — die Dominikaner Jak. Sprengel und Heinr. Justitor auf des Pabstes Geheiß als Hexenjäger ganz Deutschland durchsuchten, und für die überall aufgewitterten Hexen Scheiterhaufen anzündeten. Den Weg bahnten sich diese Mordbrenner durch ihren Hexenhammer, ein Buch, das man, wie jene Bulle, einem Würgeengel vergleichen möchte.

Ueberall loderte die heilig genannte Flamme, um alte Mütterchen, die am Verstande und Körper kränkelten, um Menschen aus

allen Klassen und Geschlechtern, um selbst Kinder, die in irgend einer Verbindung mit dem Teufel stehen sollten — lebendig zu braten.

Diese Inquisitoren wurden damals Ketzermeister und Hexenmeister genannt — ein Titel, vor welchem die Welt zitterte, weil die mit ihm verbundene Macht unbeschränkt war. Es bedurfte nur jener rothen Augen — nur einer heimlichen Anklage — nur eines zufällig sich zugezogenen Verdachts, um in die Marterkammer, und von da auf den Scheiterhaufen geschleppt werden zu können. Auch trauete der Pöbel diesen fürchterlichen Menschen geheimnißvolle Kräfte zu, vermöge welcher sie im Stande seyn sollten, selbst das kleinste Detail von dem, was nie ein Sterblicher verübt hatte, z. B. von dem vertrauten Umgange mit der Person des Teufels — sogleich zu erforschen. Ich verweise hier auf einige hierher gehörige Thatsachen, davon beiläufig schon im dritten Theile meiner Gespenster im Anhange zur neunten Erzählung erwähnt worden ist, und woraus sich ergiebt, daß das

Menschenelend, welches die ehemaligen Hexenjagden in Deutschland verursachten, über alle Erwartung groß und schaudererregend gewesen seyn muß. Denn wenn, laut Haubert *), in einer einzigen Residenzstadt blos in den drei Jahren von 1627 bis 1629 die Zahl der hingerichteten Hexenleute sich auf 157 — sage Einhundert und Sieben und Funfzig — belief; wenn unter diesen Schlachtopfern der Unwissenheit sogar zehnjährige Kinder waren; wenn eine Augenkrankheit, oder eine unvorsichtige Aeußerung des verhältnißmäßig aufgeklärten Kopfs, oder die bloße Nichtbekanntschaft eines Reisenden an einem Orte, oder gar ein durch ausgezeichnete Klugheit rechtlich erworbener Reichthum — hinreichend waren, um als ein Verbündeter des Teufels angeklagt, gefoltert, und — was fast die unfehlbare **) Folge davon zu seyn

*) In dessen magischer Bibliothek, St. 36.

**) Der Herausgeber des Uhuhu versichert Th. 3. S. 20. der Vorrede, er habe in einem alten Hexenprozesse eines thüringischen Amtsdorfs gelesen: eine Frau, die in dem Verdachte des vertrauten Um-

pflegte — zum Scheiterhaufen geführt werden zu können: — Gott! wie glücklich müssen wir, ungeachtet aller Inconsequenzen, deren sich das aufgeklärte Jahrhundert zu Schulden kommen ließ, uns dann doch preisen, in einem Zeitalter zu leben, wo — im Ganzen wenigstens — Vernunft und Menschlichkeit an der Tagesordnung sind.

Laut Berliner Monatsschrift sind bloß im Stifte Quedlinburg innerhalb der dreißig Jahren von 1569 bis 1598, zufolge der Akten, einige und dreißig Hexen verbrannt worden. Herr Voigt nimmt daher an, daß, nach Maßgabe dieses Verhältnisses, und einer auf ein und siebzig Millionen von ihm angenommenen Christenzahl, in Deutschland innerhalb des Zeitraums von dem siebenten bis achtzehnten Jahrhundert über neun Millionen unschuldige Menschen als Teufelsverbündete verbrannt worden seyn müßten.

gangs mit dem Teufel gewesen sey, habe beharrlich ihre Unschuld betheuert; „aber — so berichtet der Schlosser — da ließ ich sie vier Stunden lang recht derb martern, und — sie gestand.“

Diese Berechnung ist indessen — meiner Meinung nach — höchst übertrieben; denn wenn in der volkreichen Gegend von Quedlinburg innerhalb des vielleicht vorzüglich inquisitionssüchtigen Zeitraumes von 1569 bis 1598 mehr als dreißig Hexen ihr Todesurtheil empfingen: folgt daraus wohl, daß in dem ganzen ungeheuren Zeitraume von elf Jahrhunderten verhältnißmäßig eben so viele Hexen verbrannt worden seyn müssen? — Man sollte durch solche Uebertreibungen der guten Sache der Wahrheit nie etwas vergeben; am wenigsten aber hier, wo schon das Erweislichwahre eine ewig unauslöschbare Schande für den Menschenverstand dokumentirt. — —

Aber vortrefflich hat Herr Gottfr. Chr. Voigt in seiner Abhandlung über Hexerei, Hexenprozesse und Folter auseinander gesetzt, wie diese Wuth im Auswittern und mördrischen Verfolgen der sogenannten Teufelsverbündeten sich so weit verbreiten, und Jahrhunderte hindurch sich dermaßen erhalten konnte, daß selbst die Reformation diesem

höllischen Unwesen nicht zu steuern vermochte, indem Luther selbst die Lehre von der körperlichen Macht des Satans in sein Glaubensbekenntniß mit aufnehmen zu müssen, und viel Anfechtung vom Teufel zu leiden glaubte.

Daher waren nun auch sogar die mächtigsten Fürsten Europa's nicht im Stande, mit Erfolg und offen gegen die Macht religiöser Vorurtheile zu Felde zu ziehen. Alles, was z. B. Kaiser Karl der Fünfte thun konnte, war die wohlthätige Anwendung der bekannten List mit der Hexenwage. Es herrschte nämlich die Volksmeinung, daß eine jede in das Wasser geworfene Hexe, selbst wenn sie an den auf den Rücken gebogenen Händen und an den Füßen gebunden wäre, nicht sogleich untergehen, sondern ein wenig schwimmen würde. Leider mußte dieß in der Regel immer der Fall seyn, so oft die Angst vor dem Ersaufen oder vor dem zufälligen Schwimmen eine Unglückliche, die eben ins Wasser geworfen werden sollte, in den Zustand der Sinnlosigkeit und Ohnmacht versetzt hatte; als wodurch der

scheintodte Körper auf eine kurze Zeit an Leichtigkeit und Schwimmfähigkeit gewann.

Vielleicht hatten aufgeklärte Menschenfreunde den zufällig und auf ganz natürlichem Wege entstandenen Volkswahn absichtlich herrschender zu machen gesucht, daß alle Hexen ganz außerordentlich leichte wären. Genug, Karl benutzte ihn, und legte in dem niederländischen Städtchen Oudewater, unweit Utrecht, eine Hexenwage an, auf welcher die des Teufelsbündnisses Angeklagten, im Beiseyn des ganzen Magistrats nackend sich wiegen lassen, sofern das Gewicht nicht über dreißig Pfund betrug, von Aller Anschuldigung sich lossprechen, und, mittelst eines Wagezettels, sich für unschuldig erklären lassen konnten. Was war natürlicher, als daß nun von allen Seiten her, und selbst aus allen Gegenden Deutschlands, die Angeklagten dem mit einer solchen Wagegerechtigkeit begnadigten Orte zuströmten, und gern die schweren Reise- und Wagekosten daran wandten, um nur der fernern Folter und dem Scheiterhaufen zu entgehen.

Eines höchst sonderbaren Wahnes der damaligen Zeit muß ich hier noch gedenken. Man glaubte allgemein, daß der Teufel in den Haaren seiner Verschwornen sich zu verbergen pflege. Daher vermeinten die Folterer erst dann volle Gewalt über eine Hexe zu haben, wenn sie zuvor deren Haare durchgehens und ganz kurz abgeschnitten hätten. Auch zu Oudewater glaubte man diese Vorsicht wenigstens nicht ganz verabsäumen zu dürfen; denn nachdem die Verdächtigen nackend auf das genaueste besichtiget waren, ob sie nicht irgendwo einen verrätherischen Flecken der Haut hätten, oder gar einen magischen Zettel an sich trügen, und nachdem bei den Weibsleuten auch sogar die Hebammen erst gehörig inquirirt hatten, wurden die Haare mit einem ganz neuen Kamm gekämmt. — —

Nicht minder, als in Deutschland, loderten auch in Frankreich, — England rc. die Holzstöße, für Menschen errichtet, die man von öffentlichen Richterstühlen herab für eingefleischte Teufel erklärte.

Das Parlament von Rouen trauete sich

sogar Scharfsichtigkeit genug zu, um mit einem Blicke fast in jedem Schäfer und in sehr vielen Bauersleuten der Normandie Verbündete des Teufels zu erkennen, und war, seiner Meinung nach, so gerecht, sie alle mit der höchsten Strenge zu verfolgen, und, sofern sie die Folter zu überstehen nicht Kraft oder Entschlossenheit genug hatten, von der Erde auszurotten.

Brillon *) versichert, daß die Zahl dieser Schlachtopfer der falschen Gerechtigkeit und der richterlichen Dummheit jenes von Mordsucht entbrannten Parlaments ungeheuer groß gewesen sei, bis endlich der König den Mördern durch einen Befehl des Staatsraths habe andeuten lassen, alle dergleichen Verhaftete sogleich frei zu geben, wodurch denn hier der Hexenjägerei einiger Einhalt geschah.

Menschenfresser Remigius (Herzogl. Lothring. Geheimerrath) setzte sein schönstes Verdienst darinn, in Lorraine blos innerhalb der Jahre 1580 bis 1595 neunhun-

*) Dictionaire d' Arréts. Art. Zauberei.

dert Hexen dem wohlverdienten Scheiterhaufen überliefert und funfzehn Menschen dahin gebracht zu haben, daß sie, aus Furcht vor der ihnen gebührenden Folter, selbst Hand an sich legten. Auch bedauert er nichts mehr, als daß über achthundert durch Flucht und Auswanderung sich seiner Gerechtigkeitspflege entzogen hatten! — —

Am größten war die Wuth der Hexenverfolgung, besonders in Deutschlands katholischen Gegenden vor dem dreißigjährigen Kriege. Hier und da führten auch in diesem Zeitraume Hexerei und Ketzerei gleich unvermeidlich zur Folter und zum Scheiterhaufen. — Der scheußlichste aller Kriege verbreitete indessen zufällig auch durch ganz Deutschland eine Art von Aufklärung, und mit Recht pflegt der helldenkende Kurfürst Johann von Mainz öfters zu sagen: „der dreißigjährige Krieg habe in Franken, neben dem vielen Bösen, wenigstens auch das Gute bewirkt, daß er dem Hexenverbrennen ein Ende gemacht habe, bei welchem sonst noch das ganze Land darauf gegangen wäre.“

Die vorzüglichsten Restauratoren der gesunden Vernunft in Hinsicht auf den Unfug des Glaubens an Geister und Teufel waren indessen hauptsächlich die einsichtsvollen protestantischen Schriftsteller jener finstern Zeiten, und deren Gönner.

Unter den regierenden Herren erwarb sich Herzog Wilhelm zu Cleve mit zuerst das Verdienst, seinen Unglauben an Hexereien und an die Rechtlichkeit der Hexenprozesse laut zu äußern und mit Gründen zu unterstützen. Das Organ, dessen er sich dazu bediente, war sein Leibarzt Johann Weier, (Wierus und Weierus) der in seinem praestigiis Daemonorum im Jahre 1568 zuerst es wagte das teuflische Verfahren der verblendeten Gerichtshöfe gegen vermeinte Hexen öffentlich zur Sprache zu bringen, und dreist und laut die Menschheit und die Vernunft in Schutz zu nehmen. Acht Jahre nachher übersetzte Johann Fuglin diese Schrift ins Deutsche, wodurch sie zum Segen für die verfolgte Unschuld allgemeiner bekannt ward.

In Weiers gebrochene Bahn traten dann

auch die protestantischen Theologen Andreä und Theod. Thummius. Jener in seinen Lettres au sujets de la Magie etc.; dieser in seinem um das Jahr 1624 gedruckten bekannten Werke über die Hexen. Hier setzte er zuförderst die Unbilligkeit der Hexenprozesse ins Licht, und machte sie seinen verblendeten Zeitgenossen recht anschaulich. Es gelang ihm, dadurch nach und nach auch die denkenden Laien auf jene schändlichen Ungerechtigkeiten und unverantwortlichen Grausamkeiten allgemach hinzuleiten.

Selbst manchem Katholiken jener Zeit, und namentlich dem Jesuiten Heinr. Spee zu Paderborn, gingen endlich die Augen auf. Nachdem dieser eifrige Rechtgläubige viele hundert vermeintliche Hexen dem Scheiterhaufen hatte überliefern helfen, schrieb er — der Thomasius seines Jahrhunderts — im Geschmacke seines Zeitalters ein Buch (Cautio rationalis), das eine gründliche Hinweisung auf die Ungewißheit und Trüglichkeit der Kennzeichen der Zauberei genannt werden mag. Er beschämte darin alle sogenannten Rechtsverständige, die

fast ausnahmlos noch von den grausamsten Vorurtheilen geblendet waren, und zündete überall ein wohlthätiges Licht an.

Ein Jahrhundert später erwarben sich des Spee's Verdienst um die Menschheit auf gleiche Weise, Thomasius, Cocceji, Bodin, Mauritius und viele andere. Noch hat nie ein Licht heller geleuchtet, noch nie eines allmächtiger seine Stralen in alle Winkel Deutschlands hingeworfen, als das, was der verdienstvolle, unsterbliche Chr. Thomasius, von Halle aus, anzündete! Unter andern erwieß er, (in einer kleinen Streitschrift vom Jahr 1712.) daß der Teufel, der sich so häufig mit Hexen in Verträge einlassen solle, ein gar junger Teufel, und nicht älter sei, als die päbstlichen Constitutiones in septimo decretalium lib. V. tit XII. de Maleficis et Incantatoribus — und daß die darauf entstandenen Inquisitionsprozesse wider die Hexen gleichfalls daher ihren Ursprung hätten.

Um die nämliche Zeit trat auch in England ein Thomasius — Webster — auf. In seiner Untersuchung der vermeinten und soge-

sogenannten Hexerei, erwies er, gegen Glanvill's groben Wahn, daß Phantasie und Menschen uns oft hinter das Licht führen; der Teufel aber keinerlei Verträge mit den Hexen machen könne; übrigens aber hat dieser Denker seiner Zeit nichts dawider, bejahet es vielmehr, daß es Geistererscheinungen gebe.

Fast ein Jahrhundert vor ihm zeigte sich Großbritanniens Reginald Scot als den größten und verdienstvollsten Schriftsteller seines Zeitalters. Seine Entschlossenheit und Festigkeit ist so bewundernswürdig, als sein heller Geist; indessen konnte er es nicht hindern, daß Jacob der Erste — dieser erklärte Schutzpatron des Teufels und der Teufelsfreunde — im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts seine in den Druck gegebenen Entdeckungen durch Henkers Hand öffentlich verbrennen ließ.

In den Preußischen Landen ist man es vorzüglich den Anregungen des K. Hofgerichtsraths H. A. Meinder, und andern ähnlichen wohlverdienten Männern schuldig, daß ein Königl. Rescript d. d. im Lager zu

Stettin den 14ten Junius 1715. erschien, vermöge dessen die unzähligen zum Verbrennen der Hexen bestimmten Pfähle — diese Schandseulen der Menschheit — mit freudigem Abscheu aller Guten und Klügern niedergerissen, und diesem gemäß auch gegen die hier und da noch der Hexerei Beschuldigten, verfahren wurde.

Die Oesterreichischen Lande verdanken es hauptsächlich dem achtungswürdigen kaiserlichen Leibarzte, Ant. v. Haen, daß auch hier endlich der menschenfreundliche Befehl erging, „keine Hexen und Zauberer mehr zu verbrennen, sie vielmehr in die Siechen- und Tollhäuser zu vertheilen, als wohin sie allein gehöreten.“ — Das Verdienst, hierzu hauptsächlich mitgewirkt zu haben, erwarb sich Haen in seinen jüngern Jahren, wo sein heller Verstand noch durch keine Folgen des Alters geschwächt, und sein menschenfreundliches Herz noch durch keinen Pfaffen-Einfluß in ein zweideutiges Licht gestellet worden war; denn in seinem hohen Alter (1775 und

1776) ward er, auf Veranlassung der Gaßnerischen Teufeleien durch seine zwei Schriften: von der Magie und von den Wundern, als Werken des Teufels, wieder der eifrigste Sachwalter eben des Unholds, dem er zuvor so manches Opfer vom Altare des Scheiterhaufens gerissen hatte.

Entschlossener und standhafter kämpfte zur Ehre der Vernunft und Wahrheit der helle und verehrungswürdige Theatiner-Pater Sterzinger gegen seine hundertköpfigen Gegner: offen und frei stand er da, als Gaßner's Freunde mit und ohne Tonsür boshaft und verkappt im abteilichen Hinterhalte gegen ihn belterten.

Ich sollte hier noch vieler andern Kämpfer gegen Irrthum und Geisterwahn besonders erwähnen. Einer solchen Erwähnung verdienten vorzüglich die in dieser Hinsicht unsterblichen Männer: Balth. Becker und Haubert, Semler und Schwager — Reinhard und Henning — Herausgeber und Mitarbeiter der Allg. d. Bibliothek und der Berliner Monatschrift; allein es

bedarf kaum einer solchen Erwähnung, da ihr Verdienst anerkannt ist und auch ohnedieß jeder Literaturfreund demselben Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Die Bemühungen dieser Kinder des Lichts ist aber auch nicht vergebens gewesen; und ihnen hauptsächlich verdanken wir die sich immer mehr verbreitende Ueberzeugung, daß die Erkenntniß der Geister und der Umgang mit Geistern hienieden noch nicht unser Theil ist. Auch wird den Gaukeleien der Geisterbeschwörer überall, und selbst in erzkatholischen Gegenden, kein Spielraum mehr vergönnt; vielmehr rüget man nach Gebühr von Obrigkeitswegen ihre Bubenstreiche.

So mußte z. B. in der böhmenschen Kreisstadt Budweis (Budingowitz) im Jahre 1786 ein Weib die Schandbühne mit folgendem Zettel betreten:

„Betrügerischer Poltergeist, der die Verstor-
„benen citiren und Geister bannen wollte, und
„auf diese Art einen wohlhabenden Fleisch-
„hauer um sein ganzes Vermögen brachte."

Heil dem Zeitalter wo diese sonst unerhörten Dinge möglich geworden sind!

Selbst Witz und Satyre haben nicht wenig zur Verdrängung des Wahnes mit gewirkt. So sagt der Verfasser der Träume eines Geistersehers eben so launig als wahr: „wenn ein hypochondrischer Wind in dem Eingeweide tobt, so kommt es darauf an, welche Richtung er nimmt; geht er abwärts, so wird ein F.. daraus; steigt er aber aufwärts, so ist es eine Erscheinung, oder eine heilige Eingebung.“

Und die Geißel aller Teufel und ihrer Werkförderer — Blumauer in Wien — wagte gar folgende Zuschrift:

An den Teufel.

Man will Dir, Armen, jetzt den Abschied geben,
Und leugnet Deine Macht;
Man führt bei Tag ein teufelloses Leben,
Und scheut Dich nur bei Nacht.
Dir geht's, wie einem König' auf der Bühne:
Man spottet Deiner keck;
Seit Jahren schon schreibt wider Dich die kühne
Berliner Bibliothek;

Ein jeder Knabe neckt Dich zum Vergnügen,
Und dünkt dabei sich klug;
Du gleichst dem Löwen, den in letzten Zügen
Sogar der Esel schlug.
Doch all die Neckerei ist — wo nicht Sünde —
Doch ohne Consequenz.
Wir haben leider noch so viele Gründe
Von Deiner Existenz.
Die schwarzen Buben treiben ja noch immer
Mit Menschen ihren Hohn;
Nur thun sie, was sie sonst verübten, nimmer
In eigener Person.
Sie dürfen keinen Hexentanz zwar halten:
Doch sieht man sie das nun,
In männlichen und weiblichen Gestalten,
Auf der Redoute thun.
Die wilde Jagd mit gräßlichem Gebelle
Hast Du zwar eingestellt;
Doch machest Du, daß sie, an Deiner Stelle,
Der Junker selbst noch hält.
Und schreckst Du gleich die fromme Dame nimmer
In schwarzer Liverei,
So kömmst Du Nachts doch oft noch in ihr Zimmer
Als Läufer und Lakai.

Zwar lässest Du, gleich allen bösen Geistern,
Nicht mehr Gestank zum Hohn;
Doch riecht man Dich in unsern kleinen Meistern,
Auf funfzig Schritte schon.
Dein Hörnerdiadem hat, wie ich höre,
Zwar noch kein Mensch gesehn;
Doch unsre Männer rechnen sich's zur Ehre,
In diesem Schmuck' zu gehn.
Du gehst nicht mehr, um Jungen zu verstricken,
Als Weib zu ihnen hin;
Doch fährst Du jetzt, sie sicher zu berücken,
In eine Kupplerinn.
Der schwarze Bock, der oft zu Lustgelagen
So manche Hexe trug,
Ist abgeschafft, doch giebts in unsern Tagen,
Noch graue Böcke g'nug.
Aus Spiegeln guckt, die Schönen zu bestrafen,
Zwar jetzt kein Satan mehr;
Doch sind gar viele, die sich drinn begaffen,
Noch häßlicher, als er.
Du wagst dich zwar nicht mehr in Menschenleiber
Seit Gaßner dir gedroht;

Allein du fährst noch stets in unsre Weiber
Und quälest uns zu Tod.
Du unterschiebst dem kaum entbundnen Weibe
Zwar nun nicht mehr ein Kind;
Doch sieht man Kinder, die im Mutterleibe
Schon unterschoben sind.
Zu Kohlen wird das Geld, wenn Filze sterben,
Nicht mehr auf Dein Geheiß;
Doch machst Du's in den Händen ihrer Erben
Noch immer glühend heiß.
Du kömmst zwar, wenn man Dich exorzisiret,
Nicht mehr, und bleibst in Ruh;
Doch machen's Schuldner, wenn man sie zitiret,
Gerade so, wie Du.
Man sieht Dich zwar nicht Seelenhandel treiben,
Nicht Pakte machen mehr;
Allein Verschwender ohne Zahl verschreiben
Sich nun dem Wucherer.
Zwar marterst Du die armen Menschenseelen
Mit List, Gewalt und Trug
Nicht mehr, wie vor; allein die Narren quälen
Einander selbst genug.
Und braucht man gleich jetzt keine Lukaszettel,
Noch Amulette mehr;

So rühmt uns doch den schon vergeßnen Bettel
Ein Pater X.. noch sehr.
Und hebet alles dieß nicht jeden Zweifel
An Deines Reichs Gewalt,
So siehet man ja täglich viele Teufel
In menschlicher Gestalt. —

Da es hier zu viel Raum erfordern würde, alle diejenigen Männer, welche dem Irrthume im Gebiete des Geisterwesens auf die eine oder die andere Art vorzüglich entgegengewirkt haben, umständlich zu erwähnen: so sey es mir wenigstens erlaubt, die vorzüglichsten in alphabetischer Ordnung namhaft zu machen, indem ich zugleich in Betreff ihrer Gespensterschriften auf die Literaturbeiträge verweise, welche dem folgenden Theile beigefügt werden sollen:

Abel — Ackermann — Adam — St. Albin — Amavero — St. Andreä — Anton Peter — St. Aubin — d'Antun — Babenstein — Bako — Bayle — Becher — Becker — Bierling — Blocksberger — Blumauer — Bräuer

— Brillon — Brinkmann — Brühier — Brunemann — Brunow — Cläden — Cocceji — St. Croix — Crusius — Daillon — Dellosa — Eberhard — Eck — v. Einzing — Fischer — Franciscus de Cordua — Franz de Paula — Fröbing — Fuglin — Gedicke und Biester — Gödelmann — Götze — Gütle — Güyot — v. Haen — Halle — Harper — Haubert — Hellmuth — Henning — Mark. Herz — H. F. Holmann — Hufeland — Hutchinson — Jordan — Kant — Kühn — Kräutermann — Lerchenmer — Maffei — Maimon — Mallebranche — Martius — Mauchart — Mauritius — Meier — Meinder — Metzger — Michaelis — Moldenstrom — Moritz — Muratori — Naude — Fr. Nicolai — Palm — Pessel — Pockels — Pölitz — Poppe — Rauscher — Reinhard — Röslin — Schlez — Schmersahl — Schmidt — Schott Schütze — Schwaden — Schwager —

Schwenten — Scot — Seifert — Semler — Spee — Sprenger — Sterzinger — Struve — Teten — Thomasius — Thummius — Voigt — Wagstaf — Wallroth — Walter — Webster — Wegner, genannt Tharsander — Wedel — Weier — Weland Wiegleb — Wilhelm von Cleve — Wolf — Zeibig — Zeidler.

Ungeachtet so vieler wohlverdienten Kinder des Lichts, fehlte es indessen doch auch keinesweges und zu keiner Zeit an Verfinsterern und leidenschaftlichen Freunden und Beförderern des Geisterwahnes. So haben wir z. B. dem theuern Philipp Theophrast, genannt Paralcelsus, seit 1614 unter andern das sonst niegekannte Wünschelhütlein, den Astral-Geist-Unsinn rc. zu verdanken, und Manche von denen, welche sich diesem Geisterpatrone blind in die Arme warfen, erfuhren, auf Kosten ihrer Börse, daß Wünsche nicht reicher, sondern arm machen! —

Und wer kennt nicht die kopfverdrehenden Schwärmereien, und den Unsinn, Clavicula

Salomonis genannt — dieses marktschreierische Machwerk, dessen „Geistkunst“ die vollkommenste Kenntniß aller geistigen Wesen verspricht? —

Wem schaudert nicht die Haut bei dem bloßen Gedanken an den bluttriefenden „Hexenhammer“ der Großinquisitoren Sprenger und Justitor, womit sie Innocenz des Achten schrecklicher Hexenbulle einen Wirkungskreis eröffneten? —

Wer blätterte nicht schon, lächerlichen Andenkens!, in des Franciscus höllischem Proteus? —

Und was soll man vollends von Faust's Höllenzwang sagen — ein Buch, das, laut seinem lügenhaften Titel, sogar schon vor Erfindung der Buchdruckerkunst, zum erstenmal gedruckt erschienen seyn will. — „So „du mit diesem Buche dein Verlangen stillen „willst — sagt der freche Verfasser — so merke, „daß solches erkauft werden muß, denn sonsten „pariren vorgesetzte Geister nicht. — — Ich „habe 509 Thaler geben müssen, theils als

„Kaufsumme, theils zum Unterpfande; außer „diesem würde dir nicht einmal Einer der ge„ringsten Geister pariren.“ — Auch hat sich der Gaukler eine Hinterpforte geöffnet; denn — laufen, ungeachtet der richtigen Auszahlung des Geldes, die Hokus-Pokus-Experimente fruchtlos ab, so bleibt dem Angeführten der Trost im Buche: „Du hast den Grad der in„brünstigen Andacht nicht gezeigt, der zum gu„ten Erfolge nöthig war; oder du hast dich der „Hurerei, des Fluchens ꝛc. schuldig gemacht, „und bist daher zu dem wichtigen Geschäft un„fähig.“

Daß aber die durch dergleichen Bücher genährten Schwärmereien nicht immer unschuldige Thorheiten und Fehler sind, wodurch der Abergläubige höchstens nur sich allein, oder doch sich selbst am mehrsten schadet, erweisen die einzeln bekannt gewordenen Beispiele, wo man überfallenen Schwangern gewaltsam die Frucht aus dem Leibe schnitt, weil ein Teufel von Magiker in seinem höllischen Rezepte vorschrieb, daß man im Besitze des Herzens und eines gewissen Gliedes einer ungebornen Men-

schenfrucht seyn müsse, um in der beabsichteten magischen Unternehmung glücklich zu seyn.

Herr Buchhändler Kayser in Erfurth kann einen Originalbrief an den Herrn Pfarrer der Jesuiterkirche daselbst vorzeigen, der wörtlich also lautet:

„Ihr Hochihrwürden Herrn

„Ich will mich bei Sie was erkundgen, wir „haben ein verborgenes Geld, wissen Sie „denn nicht so einen Mann, der die Machie „versteht, etliche 1000 Thlr. könnte derje„nige verdienen.

„Joh. Chrph. B... von Apolda.

„Anno 1788." *)

Des Erzschwärmers Swedenborg vom Jahre 1734 an erschienene dreizehn Originalbriefe voller Schwärmerei, verdienen, obgleich sie ins Deutsche, Holländische, Englische und Französische übersetzt wurden, bloß darum mehr Aufmerksamkeit als gewöhnliche Phantastereien, weil man dadurch den excentrischen Gang eines Geistersehers neuerer

*) Uhuhu Bd. 7. S. 29.

Zeit kennen zu lernen Gelegenheit hat. Das Ganze besteht aus metaphorischen Bibelausdrücken, denen eine zu lebhafte Phantasie einen Körper geliehen — ein Kleid umgehängt, und die sie dadurch in wirkliche Wesen umgewandelt hat. Den Kitt machen einige Grundsätze der neuern Philosophie von dem Zusammenhange aller Dinge und Zustände aus. Man entdeckt bald, daß man bei weitem keine Offenbarung nöthig hat, um dergleichen Geburten der schöpferischen Phantasie zu Markte zu bringen, und daß Alles sehr leicht und natürlich aus der von dem Zügel der Vernunft losgerissenen Einbildungskraft abzuleiten sey.

Um nicht zu weitläuftig zu werden, erwähne ich nur noch der vorzüglichsten Geisterkenner mit ihren nur einsilbig angedeuteten Grillen, Schwärmereien und Thorheiten. Dahin gehören: Alban's magischer Urstoff — Agricola's Berggeister — Bartholomäus Franciskaner-Almanach — Bayer's Weltgeist — Baxter's Unsterblichkeitsbeweis mittelst der Gespenster — Beaumont's Zauberhändel — Berend's dreifache Welt

— Bernhard's Ahnungenkabinet — Bodin's wüthige Teufel — Bohem's Astralgeist — Bost's Teufelsbeischlaf — Bräuner's Wassernixe — Brun's Geisterbeschwörung — Boulanger's Lorberzweigzauberei — Cardan's schulgerechtes Traumsystem — Cäsars Hexenbiographien — Chici's und Clodius Deus familiaris — Dedekinds Schwärmereien im Gebiete des Uebersinnlichen — Discour's Hexenbeweis — Dorschens Freßsucht der Teufel — Erasti's sonnenklare Teufelsbündnisse — Feinler's mordbrennendes Gespenst — Gaßner's Teufelskomödie — Goldschmids höllischer Morpheus — Hagemeisters Bettelmönchslogik — Helmont's Donnergeist — Hockers Teufelskunde — Hofmann's Luftgeister — Jaquer's Hexengeißel — Kämpf's todverkündigende Ahnungen — Klein's Gewäsch von Hexen — Kornreuther's unglaublicher Unsinn — Köster's verteufeltes Gespenst — Kühn's Gablidone — Loyer's Gespensterbeweis durch Zoroaster — März thätige

Hexe-

Hexerei — Melissant's wüthendes Heer — Meng's Geisterstab — Morini's Sterndeuterei — Nagels weiße Frau — Ode's Engelträumerei — Oswald's Teufelsillusionen — Oetinger's Feuertinktur des menschlichen Geistes — Perschen's unerwiesene Genien — Posner's Lilliputianer — Prätorius Geisternationen — Psellus metallschmelzende Höllenglut — Rechenberg's Weltseele — Reichster's Astralgeister — Rosenroths dreimal aufgelegter Unsinn — Rüdiger's a priori erwiesener Satan — Samsons Hexenpredigten — Schleiß Hahngefecht — Schwarz contra Henning — Schwinder's Topographie der Hölle — Sieckel's Ammenmährchen — Spießen's und seiner Gefährten Geisterfaselei im Romanengewande — Steuer's teufelaustreibendes Weihwasser — Thalemanns Schatzgräbergespenst — Thyräus Fegefeuergeister — Vanini's Spursteinmärchen — Villars Elementargeister — Weigel's Umgang mit Geistern — Willen's Wünschelruthe — Zobels Teufelswirkung im Kinde.

Uebrigens verdienen zu den fruchtbarsten Werkstätten und ergiebigsten Quellen des Wahnglaubens und der Furcht vor Geistern, besonders in den neuern Zeiten, mit Recht auch unsere Kinderstuben gezählt zu werden. Leider sind wir noch lange nicht bis zu dem Grade der Vervollkommnung des Volksunterrichts — bei welchem uns die Schulen nicht mehr Ammen, Kinderwärterinnen und Wehmütter und Hausfrauen mit Köpfen voll aberwitzigen Märchen und ansteckenden Albernheiten liefern. Sind diese Bilderinnen unserer Jugend einmal vernünftig: nun dann wird auch die zahlreiche Familie der Talismane, und Drachen, der Irrwische und Wehrwölfe, der Kobolde, Ruprechte und Wechselbalgsträger nach und nach aussterben; dann erst wird man die Chiromantien, Traumbücher und Wünschelruthen nicht mehr zur Hand nehmen; die gelben und weißen Handbeschauer, Siebdreher, Kaffekucker nicht mehr zu Rathe ziehen.

Indessen hat der Verstandesanbau in den neuesten Zeiten ungeheuere Riesenschritte gemacht. Erst noch vor etwa sechzig Jahren unterschrieb der Ahnherr eines unserer weisesten und aufgeklärtesten, regierenden Fürsten, unvorsichtiger Weise, folgende Verfügung seines abergläubigen Rathes:

„Wir fügen hiermit allen unsern Beam„ten, adelichen Gerichtshaltern und Räthen „zu wissen ꝛc. und befehlen ihnen in Gna„den, daß in einer jeden Stadt und in jedem „Dorfe verschiedene hölzerne Teller, von „welchen schon gegessen, und die mit der „Figur und den Buchstaben des beigefüg„ten Abrisses *) an einem Freitage „zwischen elf und zwölf Uhr mit frischer „Tinte und neuen Federn beschrieben, er„forderlich sind; damit ein solcher bei entste-

*) Dieser bestand in drei Kreuzen und zwei neben einander stehenden Zirkeln, die von einem Striche in Gestalt einer Magnetnadel durchschnitten waren. In den Zirkeln standen die Buchstaben A. G. L. A. (Allmächtiger Gott Lösche Aus!) Darunter stand: „Consumatum est."

„hender Feuersbrunst mit den Worten: im „Namen Gottes — in's Feuer geworfen, „und, sofern die Flamme dennoch weiter um „sich greifen sollte, dasselbe dreimal wieder„holt werde; als wodurch denn die Glut „unfehlbar gedämpfet wird. Dergleichen Tel„ler nun haben in den Städten die regie„renden Burgemeister, auf dem Lande aber „die Schultheißen und Schöppen aufzube„wahren und bei entstehender Noth, da Gott „vor sey, beschriebener Maßen zu gebrau„chen 2c. Gegeben in unserer Residenz W.. „am 24sten December 1742." *)

Dergleichen Erscheinungen sind in unsern Tagen wenigstens bei protestantischen Fürsten kaum noch denkbar. Nur der Pöbel ist noch befangen, und jedes Unsinns, wie jeder unsinnigen Deutung noch fähig. So verübt z. B. der Qualgeist, Alp oder Mahr genannt, noch immer seinen Muthwillen an den Schlafenden in der Art, wie die Titel-

*) Vollständig steht dieß abgekürzte Feueredikt in der Leipziger Sammlung von wirthschaftlichen Sachen, Band 1. S. 229.

vignette ihn versinnlicht darstellt; dagegen machen aber auch unsre Volksbücher immer allgemeiner bekannt, daß der Krampf in der Brust, der die beängstigende, nach diesem Nachtgeiste benannte Empfindung hervorbringt, gewöhnlich nichts weiter ist, als die Folge einer unnatürlichen Lage während des Schlafes. Zuweilen entsteht dieser Krampf auch selbst ohne jene Körperlage, blos als die Folge eines verdorbenen Magens und dicken Blutes, besonders bei Personen, welche viel essen, wenig Blutverdünnendes trinken und dabei eine sitzende Lebensart führen. Dergleichen Menschen pflegen überhaupt von schweren Träumen beunruhigt zu werden. Vergebens sagt man ihnen: „Wenn man einen schwachen Magen mit Speisen überladet, so wird er aufgebläht; dadurch bekommt das Zwerchfell (eine Haut, welche die Höhlung der Brust von der Höhlung des Unterleibes scheidet) einen Druck, wodurch der Kreislauf des Blutes und das Athemholen erschwert, die Stimme gedämpft wird. Es entsteht eine Beängstigung, als

würde man von einer schweren Last gedrückt. Und was das Aergste dabei ist, der Träumende befindet sich dabei in einem Zustande, daß er fest glaubt, er habe gewacht; um so mehr, da er die Bilder der Phantasie, welche ihn beunruhigten, beschreiben und ihre Bewegungen genau angeben kann.

Es ist gewöhnlich vergebliche Mühe, einen gemeinen Träumer der Art überzeugen zu wollen, er habe nur geträumt; denn so lange noch das Uebel in seinem Körper ist, woraus der Zufall des Druckes entsteht, wird er glauben, seinem eigenen (obgleich gemißdeuteten) Gefühle mehr glauben zu müssen, als — „einem gelehrten Schwätzer und Geisterleugner."

Zur Schande des menschlichen Verstandes hat man sogar in der Geschichte der Meinungen aus dem Zeitalter des Wahnglaubens und der Unwissenheit Beispiele, daß Menschen darum, weil man glaubte, sie könnten alpdrücken, vor Gericht gezogen und weil sie nichts gestehen konnten, so lange gemartert wurden, bis sie, von Schmerzen

betäubt, und aus Furcht vor größerer Pein, gestehen mußten: z. B. „sie hätten von der „Base gelernt, wie man des Nachts zu den „Leuten kommen könne. Zum ersten Male „sei die Base selbst mitgegangen, und habe „gezeigt, wie man sich auf die Leute legen „und sie drücken könne. Beim zweiten Male „sei sie vor der Thür geblieben, um zu se„hen, ob man es recht mache. Die Base „habe gesagt, man müsse sich den Leuten „aufs Herz legen, aber nicht zu Kindern ge„hen; auch solle man bei Nacht nicht mit den „Leuten schwatzen. Die Base habe mit ei„ner Salbe *) die Thür gelüftet, wovon „sie ganz leise aufgegangen sei rc." —

Nehme nur der Vielesser in Zukunft weniger, und besonders von schwer zu verdauenden Speisen weniger zu sich, und trinke mehr dünnes Getränk; der Faule beschäftige seine Hände und Füße, und der Vielsitzende mache sich mehr Leibesbewegung,

*) Auch hier wieder verrückt jene verwünschte Salbe den Menschenverstand? — —

und lege sich auf die rechte Seite zum Schlafe, und — der Alp wird nicht wieder kommen.

Je zuweilen mögen auch die Vorwürfe des verwundeten Gewissens, welches auch bei Schlafenden seine Macht behauptet, zu den mitwirkenden Ursachen des Alpdruckes gehören.

Inhalt
des ersten Theils der neuen Gespenster.

Beiträge zur Geschichte und Literatur des Gespensterwesens (s. die Vorrede.)

Erste Erzählung.

Der Geist eines schlesischen Grafen von Sternberg kehrt aus dem Fegefeuer zurück Seite 1.

Zweite Erzählung.

Ein Unhold verschlingt die Brust einer Säugenden, von Hrn. Fehrlé zu Kriescht — 13.

Dritte Erzählung.

Auch der Teufel ist kein Kostverächter; von Hrn. Lient. v. Böhmer zu Pillau . . — 21.

Vierte Erzählung.

Eine Fegefeuerseele wird mit Protest zurückgeschickt; von demselben . . . . S. 30.

Fünfte Erzählung.

Die spukende Missethäterhand; von demselben — 39.

Sechste Erzählung.

Das blinde Nachtgespenst; von demselben . — 42.

Siebente Erzählung.

Hr. v. Tsch.. ersticht einen Nachtgeist, der statt des Blutes Wasser vergießt; von Hrn. Kriegsr. Trost zu Berlin . . . . — 46.

Achte Erzählung.

Herr Bitter in Westphalen erscheint zu gleicher Zeit in Halle; von Herrn Stadtr. Gronau . . . . — 49.

Neunte Erzählung.

Das Clubbgespenst zu Wardbridge . — 55.

Zehnte Erzählung.

Ein Geisterkampf verursacht gelähmte Finger; von Herrn Kriegsr. Trost zu Berlin . — 60

Elfte Erzählung.

Der spukende Sarg bei Erfurt; von Hrn. Kantor Löbnitz zu Rastenburg . . — 65.

Zwölfte Erzählung.

Der neckende Geist in einer polnischen Schenke von Herrn Lieber zu Buttstadt . S. 73.

Dreizehnte Erzählung.

Das Gespenst im Wochenbette; von Herrn Wenzel zu Wien . . . . . — 78.

Vierzehnte Erzählung.

Der verbuhlte Poltergeist in Eperies; von Herrn Sinkenthaler daselbst . . . — 83.

Funfzehnte Erzählung.

Der spukende Esel bei Ermsleben; von Herrn Rüdiger zu Endorf . . . — 97.

Sechzehnte Erzählung.

Die geistige Karosse zu Kronstadt; von Herrn Clemenz daselbst . . . . . — 102.

Siebzehnte Erzählung.

Der Teufel als Leiermann bei Havelberg; von Herrn Burghard zu Rathenow . — 109.

Achtzehnte Erzählung.

Die Berggeister bei Sierp in Schweden ermorden ein Kind; von Hrn. Ennes zu Stockholm — 117.

Neunzehnte Erzählung.

Der spukende Bär in Friedrichshall . . — 123.

Zwanzigste Erzählung.

Die mit einem Hammer geläuterte Fegefeuer-seele . . . . S. 129.

Beiträge zur Rechtfertigung der Volkssage daß die Todten spuken: . . . . S. 136.

Ein und zwanzigste Erzählung.

Freifrau v. Armfeld zu Bystadt in Schweden . . . . — 143.

Zwei und zwanzigste Erzählung.

Ein Rasender stirbt, spukt und erwacht mit Vernunft zum neuen Leben; von Herrn v. Wehren zu Duderstadt . . . . — 149.

Drei und zwanzigste Erzählung.

Ein beigesetzter Israelit kehrt aus der Gruft zu den Lebendigen zurück . . . . — 159.

Vier und zwanzigste Erzählung.

Eine Schwangere in Tübingen . . . — 161.

Fünf und zwanzigste Erzählung.

Jassorff zu Neubourg . . . . — 164.

Sechs und zwanzigste Erzählung.

Milady Russel; von Hrn. Dr. Hufeland — 165.

Sieben und zwanzigste Erzählung.

Guthke zu Sandau; von Hrn. Insp. Lenz; das. — 166.

Acht und zwanzigste Erzählung.

Joh. Gude in der Oberlausitz . . . — 169.

Neun und zwanzigste Erzählung.

Heinr. Meene zu Quedlinburg; von Hrn. Dr. Schobelt . . . . . . — 171.

Dreißigste Erzählung.

Der Reisende in Clermont . . . . . — 173.

Ein und dreißigste Erzählung.

Die Wöchnerinn; von Herrn Dr. Roslin zu Tübingen . . . . . . — 176.

Zwei und dreißigste Erzählung.

Senator K.. in Duderstadt stirbt an der Unterredung mit seiner verstorbenen Gattinn von Hrn. von Wehren daselbst . — 177.

Drei und dreißigste Erzählung.

Frau Hansen zu Rostock; von Herrn Dr. Frank . . . . — 181.

Vier und dreißigste Erzählung.

Die Verlassene zu Stadt am Hof; von Herrn Dr. Knigge . . . . . . — 184.

Fünf und dreißigste Erzählung.

Frau Schocke zu Marburg von Hrn. Justi — 186.

Sechs und dreißigste Erzählung.

Der hannöverische Reiter, ein Siebenschläfer; von Herrn Kuhls zu Stolzenau . S. 189.

Sieben und dreißigste Erzählung.

Ein Verstorbener wird Garnisonküster zu Batavia; von demselben . . . . . . — 191.

Acht und dreißigste Erzählung.

Ein Todter zieht als Mousquetier auf die Wache; von demselben . . . . . . — 193.

Neun und dreißigste Erzählung.

Der Lichtgeist, welcher 1799 der Frau Woodcock bei Cambridge erschien . . . . . — 194.

Vierzigste Erzählung.

Ist die Wirklichkeit spukender Geister durch christlich heilige Schriften beurkundet? . — 208.

Ein und vierzigste Erzählung.

Erfüllte Ahnung eines Weinmeisters; von Hrn. Dr. Elwert zu Tübingen . . — 227.

Zwei und vierzigste Erzählung.

Unerfüllte Ahnung; von Herrn Oberamtmann Palm . . . . — 230.

Drei und vierzigste Erzählung.

Eine merkwürdige Ahnung gewöhnlichen Schlages; von Herrn Rector Bock in Sandau — 235.

Vier und vierzigste Erzählung.

Des Herausgebers Urtheil über alle Ahnungen S. 240.

Fünf und vierzigste Erzählung.

Herrn Rath Silberschlags Brockengespenst — 256.

Sechs und vierzigste Erzählung.

Bouguer's und d'Ovala's Gesicht auf Peru's Gebirge . . . . . . — 258.

Sieben und vierzigste Erzählung.

Der Heiligenschein auf ebener Erde; von dem Herausgeber . . . . — 260.

Acht und vierzigste Erzählung.

Meares, Douglas und Dampiers erblicken spukende Schiffe . . . . — 263.

Neun und vierzigste Erzählung.

Byron, Cook und Forster entdecken spukende Länder . . . . — 267.

Funfzigste Erzählung.

Die Erscheinung eines Marienbildes im Stillen Meere . . . . — 273.

Ein und funfzigste Erzählung.

Die spukende Stadt bei Usedom; von Herrn O. C. Rath Zöllner zu Berlin . . — 276.

Zwei und funfzigste Erzählung.

Der Geist auf dem Anger; von Hrn. Pastor Sieg in Güssefeld . . . . . . S. 278.

Drei und funfzigste Erzählung.

Die spukende Rose in Cassel; von dem Herausgeber . . . . — 280.

Vier und funfzigste Erzählung.

Das spukende Kriegsheer bei Chemnitz . — 283.

Fünf und funfzigste Erzählung.

Militärische Gespenstermanöver in Oberschlesien — 290.

Sechs und funfzigste Erzählung.

Des Verfassers Meinung über die letzten elf Gespenster . . . . . . , . — 296.

Erste Erzählung.

Der Geist eines Schlesischen Grafen kehrt aus dem Fegefeuer zurück *).

Um das Jahr 1715 ereignete sich auf einem der gräflich Sternbergischen Güter in Schlesien folgende höchstmerkwürdige Gespenstergeschichte:

Die gräflich Sternbergische Familie hatte den Zudringlichkeiten einiger benachbarten katholischen Prälaten nicht länger widerstehen können, und war in den Schooß der sogenannten alleinseligmachenden Kirche zurückgekehret, nachdem sie, durch eine lange Reihe von Jahren, dem Protestantismus ergeben gewesen war.

*) Der Herr Erzähler dieser merkwürdigen Geschichte, will, wegen der Verbindung seiner Familie mit dem gräflich Sternbergischen Hause, nicht gern genannt seyn. Seine Wünsche sind mir Befehle. Zur Zufriedenstellung des Publicums aber verbürge ich, der Herausgeber, die höchste Glaubwürdigkeit des ungenannten Erzählers.

Jetzt starb der Familienvater und hinterließ eine betrübte Gattinn, und einen erwachsenen Sohn. Beide hatten den katholischen Glauben beschworen, ohne ihm indessen mit jener blinden Wuth und jenem fanatischen Eifer anzuhangen, der sonst wohl Neubekehrten eigen zu seyn, oder gar zur Pflicht gemacht zu werden pflegt. Auch der eben verstorbene Herr Graf hatte, als aufgeklärter Mann und edler Menschenfreund, zu jenen denkenden Katholiken gehöret, die es wohl wissen, daß man bei einem rechtschaffenen, gottgefälligen Lebenswandel, in allen Religionen und Religions-Partheien glücklich leben und selig sterben könne.

Die Bauchpfaffen, welche, neben den bessern und achtungswürdigen katholischen Geistlichen, Zutritt zu diesem großen Hause hatten, nannten diese ächt christliche Menschenfreundlichkeit, im Urtheil, eine sträfliche Lauigkeit im Glauben, und waren nie zufrieden damit gewesen; obgleich sie aus Weltklugheit und Eigennutz ihren Unwillen über eine so kezzerisch-tolerante Denkungsart eben nicht laut an den Tag zu legen pflegten. Aber lauter, als je, waren sie in dieser Hinsicht jetzt, wo nun die Seele des Verstorbenen, nach ihrem unzweideutigen Vorgeben, im Fegefeuer desto unerträglicher dafür gemartert werde und büßen müsse.

Die reiche Wittwe that unter diesen Umständen das Ihrige; sie übersandte den fürbittenden Herren in und außer den Klöstern eine sehr bedeutende Summe Geldes, damit sie nicht versäumen möchten, die leidende Seele möglichst bald aus der geistigen *) Glut des Fegefeuers zu erretten, und geläutert in die Wohnungen der Seligen hinüber zu senden.

Der Begräbnißtag kam heran. Für die Herren mit der christkatholischen Weihe ein Haupttag des Betens und — des Genusses. An ihm ist auch das Allerheiligste des Familien-Weinkellers den mancherlei Freunden des Hauses nicht verschlossen. Manche bestaubte Flasche, die seit halben und dreiviertel Jahrhunderten nicht berührt worden war, ward heute entstaubt und als Flasche auf's Neue in Gebrauch gebracht. O, wie so manche laut gemurmelte Gebetsformel, zu Gunsten der gräflichen Seele, ward hier bis an den sinkenden Tag, von der zahlreichanwesenden Geistlichkeit an den Himmel adressirt!

Was ist natürlicher, als daß die Sprach- oder hier die Murmel-Organe, bei der langen Anstren-

*) Geistig, weil sie nicht, wie unser physisches Feuer, einen Körper, sondern das geistige Wesen der Seele schmilzt, martert und läutert.

gung, einer öftern Anfeuchtung bedurften! — Was natürlicher, als daß die ölige und feurige Flüssigkeit des schönsten Ungarweines zu dem Ende viel brauchbarer, als jede andre wässerige und geistlose Feuchtigkeit, befunden ward! — Aber — des immer lautern Murmelns und des Stärkens zum Gebete — war kein Ende. Die Nacht brach herein, wie in ihr, der Dieb; und auch die Nacht ward den Geschäften des zu kurzen Tages gewidmet.

Der Schaar der Geistlichen ward zum Nachtgebete ein eigenes geräumiges Zimmer angewiesen. Ihr alter Freund, der gräfliche Kellermeister, sorgte, aus zärtlicher Liebe für seinen seligen Herrn, ich glaube — unaufgefordert dafür, daß ihnen über alles Beten die trockene Zunge nicht an den Gaumen kleben, die arme Fegefeuer-Seele aber desto geschwinder dem qualvollen Vorhofe zum Himmel entspringen möchte.

Aber — oft sind die Gefahren da am größten, wo man sie und ihre Nähe am wenigsten ahnet! — Mitten unter dem Beten bethörte jener Versucher sie, der dem brüllenden Löwen gleichet, und — weg war jeder Gedanke an die Pflichten des nächtlichen Berufs! — Anstatt zu beten, trieben sie — ihrem Wahne nach, unbeobachtet — ein sündliches

Geschwätz des Mundes. Anstatt in Ruhe und Frieden das Getöse eines frommen Murmelns um sich her zu verbreiten, tobten sie wie Trunkenbolde, und verscheuchten dadurch den erquickenden Schlummer von dem thränenden Auge der trauernden Familie.

Die feierliche Stunde der Mitternacht ertönte auf dem Schloßhofe, da erschien plötzlich in dem Zimmer der Männer voll süßen Weines — der Geist des verewigten Grafen von Sternberg; des nämlichen, dessen irdische Hülle man Tages zuvor so feierlich in die Familiengruft beigesetzt hatte.

Hu hu hu! ein Schaudern ohne Gleichen, ein Entsetzen, das auf der Stelle den Tod zur Folge hätte haben können, ergriff die Schaar der Halbentseelten. Majestätisch feierlich stand des Geistes Hülle im Leichenschmucke unter ihnen, ohne daß auch nur Einer von allen gesehen hatte, woher er gekommen war.

„Oremus!" *) so tönte es schrecklich feierlich aus der holen Brust des Geistes. „Oremus!" erscholl es noch einmal in dumpfen Tönen, so daß die vier Wände sie widerhalleten.

*) „Trunkenbolde! betet für meine Seele!"

Die dicken Bäuche bebten wie Espenlaub; einige sanken ohnmächtig zu Boden; andre lagen unwillkührlich in betender Stellung auf den Knieen; keiner von allen wagte es, die feierliche Stille durch eine Anrede an den Geist zu unterbrechen, oder auch nur mit Unbefangenheit und offenem Blicke ihn anzuschauen.

Fast nur das laute Herzklopfen aller, und einige kaum gewagte tiefe Seufzer unterbrachen das bange Schweigen, als endlich die Schreckenserscheinung mit einer herzdurchschneidenden, weinerlichbebenden Stimme seine Aufforderung zum dritten und letztenmale erschallen ließ, und in dem nämlichen Augenblicke — verschwand.

Man kann sich leicht vorstellen, daß eine solche Erinnerung an die Pflicht des Fürbittens, zur baldigsten Errettung der abgeschiedenen gräflichen Seele aus dem qualvollen Zustande der Läuterung durchs Feuer — ihren Zweck unmöglich verfehlen konnte. Inbrünstiger, und ununterbrochener hat noch nie ein Klosterbruder für seinen wohlthätigsten Freund gebetet.

Unter solchen Beschäftigungen, während welcher auch nicht Einer von Allen mehr den Korkzieher zur Hand nahm, mochten wohl bereits zwei

volle, lange Stunden verflossen seyn, als der Geist unsichtbar, zum zweitenmale erschien.

„Laudatur Dominus!“ *) Diese ihrem Ursprunge nach unbegreifliche Ermunterung zum Lobe Gottes, vernahmen mit freudigem Entsetzen die Betenden. Forschenden Blickes sah man einander an. Ohne Worte schien Einer den Andern zu fragen: „Woher diese Geistersprache?“ — Alle hörten, niemand sah den Geist, der unsichtbar mitten unter ihnen zu seyn schien. — Ihr Entsetzen minderte sich durch die Vorstellung, daß der Abgeschiedene, nun entbunden von den Ketten der Finsterniß, zu seligen Wohnungen hinüber geschwebet sey, und sie nicht ferner beunruhigen werde.

Man gab übrigens ungesäumt der Aufforderung des scheidenden Geistes Gehör, und floß über von Gebetsformeln, deren Bestandtheile Lob und Dank — dem Befreier aus dem Fegefeuer dargebracht — waren.

Unter diesen Beschäftigungen brach endlich das Licht des neuen Tages an. Auch die trauernden Angehörigen des Verewigten waren nach Mitternacht entschlummert, und hatten die Wohlthaten der

*) „Preiset den Herrn“ — für meine nunmehrige Errettung aus dem Fegefeuer.

nächtlichen Ruhe genossen, welche jenes dreimalige Gebot des Geistes zur Folge gehabt hatte.

Unsre Geisterseher waren zu voll von den Wundern der Nacht, als daß sie nicht sogleich die verwittwete Frau Gräfinn von Sternberg, ihren Herrn Sohn, den Erbgrafen, und die noch anwesenden Verwandte und Freunde der Familie mit ihrem Wundergeschwätz hätten belästigen sollen. — Wenig Augenblicke — und das ganze Haus, bis zum Küchenjungen hinab, wußte die Ereignisse der Nacht. Im ganzen Orte, ja im Umkreise von vielen Meilen, vernahm man mit gläubigem Hautgrausen die andächtige Geistermähr.

Des ganzen gräflichen Hauses bemächtigte sich eine besondere Art von Furcht. Die sämmtliche Dienerschaft versammelte sich im großen Gesindesaale, um, nach Abbetung manches Rosenkranzes — gemeinschaftlich zu frühstücken. In der nämlichen Absicht sammelte die Dame des Hauses, nach vollbrachter Morgenandacht, in einem der größten Zimmer Alles, was in ihren Zirkel gehörte. Man kann leicht denken, daß die Geisterseher davon nicht ausgenommen waren. Die Schreckensnacht war an der Tagesordnung; und wer nie an Erscheinungen der Verstorbenen geglaubt hatte, der schien nun zu diesem Glauben bekehrt zu

seyn. Niemand wagte es, den Herren mit der päbstlichen Weihe im Mindesten zu widersprechen, oder die Glaubwürdigkeit ihrer selbst in Kleinigkeiten übereinstimmenden Aussagen im Geringsten in Zweifel zu ziehen. Und in der That wäre es eine Art von Ungerechtigkeit gewesen, zu argwöhnen, daß die ganze Erscheinungsgeschichte in frommer Absicht erdichtet worden, oder gar ein von den Priestern selbst veranstalteter Betrug gewesen sey; denn das nächtliche Entsetzen war noch in der Miene eines Jeden lesbar; ihre leichenblasse Gesichtsfarbe trug noch die sichtbarsten Spuren davon an sich, und einige von ihnen warf der Schrecken sogar auf das Krankenbette.

Unter denen, welche an der Begräbnißfeierlichkeit Theil genommen hatten, und auch bei der Frühstücksconversation zugegen waren, war auch ein Freiherr v. H . . , des Erbgrafen Busenfreund und — Protestant. Weder dieser feurige junge Mann mit hellem Kopfe, noch auch sein eben genannter Freund, hatten sich bisher von der Möglichkeit einer unsern Sinnen empfindbaren geistigen Erscheinung überzeugen können. So manche Stunde hatte man schon bei Lebzeiten des wiedererschienenen Grafen mit diesem und der gnädigen Gräfinn über Gegenstände dieser Art verplau-

dert; aber noch nie war die letzte von den Gründen ihres Sohnes und des Herrn von H . . überzeugt worden.

„Nun lieber Baron!“ — fragte die Gräfinn — „was sagen denn Sie zu diesen Thatsachen? Meinen Gründen gelang es noch nie, Sie für meine Ueberzeugungen zu gewinnen; unstreitig werden die Erfahrungen dieser Nacht hinreißender und überzeugender für Sie seyn?“ —

Herr von H . . drückte seine Antwort schweigend durch eine nachgebende Verbeugung aus. Ernst und stumm wie ein Fisch, schien er tief in der Brust ein Geheimniß zu verschließen. Auch des jungen Grafen einsilbige Aeußerungen, waren bedeutungsreicher und unverständlicher als je. Keinerlei Ueberredungskünste waren im Stande, ihr Urtheil über das Wunder dieser Nacht ihnen abzulocken. Viele hätten darauf geschworen, daß der Geist des alten Grafen auch seinem Sohne und Herrn von H . . erschienen sey, und ihnen durch seine Aeußerungen diesen Ernst und dieses räthselhafte Schweigen zur strengsten Pflicht gemacht haben müsse.

Ein Geheimniß bewahrten die beiden Freunde freilich; aber es war von anderer Art, als man wähnte. Vielleicht wär es mit ihnen in das Grab gegangen, oder wenigstens nie, zum Besten der

Menschheit, öffentlich an das Licht gebracht, wenn der Herr Erzähler, ein Enkel jenes bereits verstorbenen Freiherrn von H . . , nicht edelfreimüthig genug wäre, dessen mündliche Erzählung, ihren wesentlichen Theilen nach, dem Publicum hier vorzulegen, und über den Wunsch, gemeinnützlich zu werden, über jede ängstliche Rücksicht hinweg zu sehen. Hier ist die Aufklärung der Thatsache:

Die katholischen Priester, voll Ungarweines, verscheuchten durch wilde Ausgelassenheit die nächtliche Ruhe im Schlosse derer von Sternberg. Anstatt die Nacht zu durchbeten, durchjubelten sie dieselbe. Der junge Graf und der Freiherr, deren Schlafzimmer an das Ihrige grenzte, konnten vor den unanständigen Aeußerungen ihrer wilden Lust nicht schlafen. Sie verabredeten daher, unter der gegenseitigen Zusicherung, daß man sich nicht verrathen wolle, einen raschen Entschluß, der ihnen und dem ganzen Hause die verscheuchte nächtliche Ruhe wiedergeben sollte. Man suchte aus dem Vorrathe von Charaktermasken, deren der Graf in der letzten Redoutenzeit sich bedient hatte, diejenige Maske hervor, welche einem Geiste, oder vielmehr einem wirklichen Todtenkopfe vollkommen glich. Mit dieser, einem Sterbehemde und Zube-

hör angethan, trat der Baron von H . . in einem Augenblick unter die Trunkenen, als diese vor wildem Getöse von dem Aufgehen der Stubenthür und dem Hereintreten des Geistes nichts vernahmen, und sich wohl um die Anfüllung der leeren Gläser, aber wenig oder gar nicht um die Hereintretenden bekümmerten.

Nicht anders verhielt es sich mit dem vorgeblichen Verschwinden des Geistes. Mit den Gläsern in der Hand zur Erde gesunken, wagten die Betäubten es nicht, ihre Augen zu erheben. Beides, das Entsetzen vor der Erscheinung, und die Sinnenberauschung mittelst des im Uebermaße genossenen Weins, hinderte sie gänzlich, die Bewegungen des Geistes auch nur oberflächlich, geschweige denn richtig zu beobachten. Dieser hatte sich gegen die Zeit des Verschwindens allgemach in die Gegend der Thür zurückgezogen, und entwischte durch dieselbe unbemerkt, während daß er das dritte und letzte Oremus mit verstärkter Stimme hervorwimmerte.

Zweite Erzählung.

Ein furchtbarer Unhold verschlingt die entblößte Brust einer säugenden Mutter *).

(III. 1.)

Wie sonderbar der Zufall zuweilen dem Wunderglauben im ganzen Umfange dieses Wortes Nahrung giebt, und Betrügern zu Hülfe kommt, davon ist folgende verbürgte Thatsache ein redendes Beispiel:

Als im siebenjährigen Schlesischen Kriege die Russische Armee gegen die Neumark vorrückte, und die Bewohner dieser Provinz kein besseres Schicksal erwarten ließ, als Preußen gehabt hatte, suchten Viele, besonders auf dem platten Lande, ihr Geld durchs Vergraben in Sicherheit zu

*) Erzählt von dem Mühlenmeister Herrn Fehrlé zu Kriescht bei Sonnenburg in der Neumark.

bringen. Dies that auch der Schäfer eines unweit Frankfurt an der Oder gelegenen Dorfes; (irr' ich nicht, so war es das Dorf Frauendorf). Er vergrub aber in Gemeinschaft mit seinem Knechte, sein und dessen Geld. Das Seinige bestand in achthundert Thalern. Das Geld des Knechts betrug zweihundert Thaler. Außer diesen beiden Eigenthümern wußte nur noch die Frau des Schäfers um das Geheimniß, und den Ort, wo Mutter Erde den Schatz verbarg.

Noch vor Endigung des Krieges, und früher als der Schäfer sein Geld wieder auszugraben gewagt hatte, starb dieser. Bald darauf ging der Knecht aus den Diensten der Frau, welche die Schäferei behalten hatte, und erstand meistbietend das Wirthshaus in einem benachbarten Dorfe, wo er sich häuslich niederließ. Die Frau wußte, daß er kein Vermögen hatte. Dieser Ankauf, zu welchem er eine Summe von ein tausend Thalern baaren Geldes bedurfte, fiel ihr schwer aufs Herz. Sie faßte einen Verdacht, den sie in ihrer sonst arglosen Seele, bei allem gutmüthigen Willen dazu, dennoch nicht unterdrücken konnte. Sie grub daher, mit Zuziehung des Mitinteressenten, nach dem verscharrten Gelde, und fand — nichts.

Was war natürlicher, als die Besorgniß, daß

dieser ihr ehemaliger Knecht, der sich bei dieser Wahrnehmung nicht einmal unbefangen und verdachtlos nahm, das Geld heimlich ausgegraben haben möchte. — Da sie indessen keine Beweise hatte, die vor Gericht gelten konnten, vor einem Injurienprozesse aber, wie vor jedem andern, weislich zitterte: so ergriff sie ein Mittel, welches, ungeachtet seiner Belachenswürdigkeit, an dieser Dörferinn um so weniger auffallen kann, da jezuweilen auch sogar Städterinnen aus den gebildeteren Ständen, in ähnlichen Fällen, sich desselben bedient haben sollen — das heißt, sie wandte sich an einen sogenannten klugen Mann.

Zu Spredenhagen, einem Churmärkischen Dorfe des Storkowschen Kreises, wohnte nämlich ein Bauer, der die Zukunft so gut durchschauete, als er die Vergangenheit und Gegenwart kannte; der die Geheimnisse der umliegenden Gegend nicht weniger wußte und benutzte, als diejenigen seines Wohnorts. Er war daher so bekannt, als allgemein geehrt und gefürchtet. Zu ihm hin geschahen der Wallfahrten mehrere, als weiland zu der baß berüchtigten Dame zu Endor. Beinahe dreißig Lebensjahre hindurch verrichtete er unerhörte Thaten, und selbst lange nach seinem Tode noch wirkte er fort — durch seine Wittwe!

Zu diesem Orakel des alleraufgeklärtesten Jahrhunderts nun nahm auch die bestohlene Schäferinn ihre Zuflucht, theilte ihm die ganze Lage der Sache mit, und der kluge Mann — wußte Rath. Er zeigte ihr in einem magischen Spiegel den Dieb; — natürlich keinen andern, als ihren ehemaligen Knecht. Er befahl ihr, zu dem Diebe zu gehen, ihm den Diebstahl auf den Kopf zuzusagen, und das Entwendete mit der Drohung wieder zu fordern: „der kluge Mann werde den Dieb zu züchtigen wissen, wenn er im mindesten sich weigern würde, das Gestohlne herauszugeben." — Dagegen machte die Bestohlne sich verbindlich, ihrem Rathgeber, nach Verlauf eines Jahres, zum Beweise ihrer Erkenntlichkeit ein Geschenk von einhundert Thalern baar auszuzahlen, so fern sie das Entwendete wirklich wiedererhalten würde.

Sie eilte nun gerades Weges zu dem angeblichen Diebe, verfuhr mit ihm nach Vorschrift, und hatte die Freude, daß der Ueberraschte, aus Furcht vor den mächtigen Drohungen jenes ihm schrecklichen Mannes, sogleich eingestand, das Geld entwandt zu haben — und sogleich versprach, innerhalb dreier Jahre und in dreien Terminen das Entwendete zu erstatten. Hiermit war auch die Schäferinn

ferinn, welche bald darauf zum zweitenmale heirathete, vollkommen zufrieden.

Nach Verlauf eines Jahres hielt der Dieb Wort, und zahlte abschläglich dreihundert Thaler aus. Einige Wochen nachher wurde die Empfängerinn durch den klugen Mann an die ihm versprochenen einhundert Thaler erinnert. Jetzt schien der Schäferinn eine solche Belohnung, für die ihr geleisteten Dienste außerordentlich; sie wagte es daher zu versichern: „es sey ihr mit diesem Versprechen kein Ernst gewesen, und sie würde nicht so thöricht seyn, es zu erfüllen; denn was der kluge Mann ihr gesagt habe, das habe sie selbst früher, als er, gewußt ꝛc.“

Der kluge Mann schwieg nach dieser kathegorischen Antwort ein ganzes Jahr mit seiner Forderung; als aber nun der Schäferinn wiederum dreihundert Thaler ausgezahlt wurden, erfolgten von seiner Seite die nämlichen Ansprüche, und von Seiten der Schäferinn ward die nämliche abschlägige Antwort ertheilt.

Der kluge Mann wartete mit seiner Forderung abermals ein ganzes Jahr. Als aber der Schäferinn nun auch die letzten zweihundert Thaler waren zurückgezahlt worden, und sie immer noch nicht an die Erfüllung ihres Versprechens dachte,

ließ er ihr sagen: „Sie möchte ihm innerhalb der nächsten vier Wochen die versprochenen einhundert Thaler auszahlen, oder er würde ihr einen Unhold über den Hals schicken, den sie nicht gern haben würde.“

Allein auch auf diese Drohung erhielt er nichts als lose Worte. Die Schäferinn dachte sich nämlich unter dem angedroheten Unhold das, was sich auch der kluge Mann, der bei solchen Gelegenheiten weislich zweideutige Orakelsprüche von sich gab, zuverlässig darunter gedacht hatte — einen Gerichtsdiener, den sie indessen nicht fürchten zu dürfen glaubte.

Aber — aber — die gute Frau hatte mit einem Manne zu thun, dessen Kraft und langer Arm weiter reichten, als bei gewöhnlichen Menschenkindern. Der Gerichtsdiener blieb zwar aus, jedoch an seiner Stelle erschien — hu! mich grauset bei dem bloßen Gedanken daran! —

Die gegebene Frist von vier Wochen war verflossen. Plötzlich entstand jetzt zur Stunde der Mitternacht auf dem Schäfereihofe unter den Schafen ein gräßlicher Lärm. Da war nun der angedrohete Unhold! Schrecklich heulten die Hunde, angstvoll blökten die Schafe, mit fürchterlichem Getöse lief Alles durch einander. Der Schäfer

stürzte zur Thür hinaus, um die Ursache dieses unerhörten Aufstandes zu entdecken, und größerem Unglücke vorzubeugen; allein kaum war er unter den Schafen, als ihm — ein scheußliches Gespenst auf den Rücken sprang, und mit einem Paar fürchterlicher Klauen seinen Hals umklammerte. Er fühlte, daß er eine schwere Bürde trug, und strebte aus allen Kräften, sich derselben zu entledigen; allein es gelang ihm auf keine Weise. Vielmehr umschlang ihn der höllische Reiter immer fester, ohne jedoch einen Laut von sich zu geben.

Der so geängstigte Mann sahe sich endlich genöthigt, in die Stube zu laufen, um sich dort des Unthieres entledigen zu lassen. Hier war Licht, und Beleuchtung soll ja bösen Geister unerträglich seyn. Unglücklicherweise stand die Hausfrau, die ein saugendes Kind hatte, im Hemde und mit ganz entblößtem Busen da. Kaum hatte der Unhold diesen Busen in das lüsterne Auge gefaßt, so sprang er mit einem Satze von dem Rücken des Mannes herab, nach der bebenden Hausmutter hin, und verschlang die eine Brust derselben mit teuflischem Wohlbehagen.

Dies Ungeheuer war — ein wüthender Wolf; eine Erscheinung, die in jenen, an das ehemalige Polen grenzenden Gegenden selbst jetzt noch nicht

einmal etwas ganz ungewöhnliches ist, ob man gleich deren seit jener Zeit schon Hunderte erlegt hat. Auch er wurde sogleich durch den Schäfer erstochen.

Indessen starb das unglückliche Weib, aller angewandten Mühe ungeachtet, theils vor Schrecken, theils an den Folgen der ihr abgebissenen Brust. —

Daß der Ruf des klugen Mannes durch dieses zufällige Ereigniß ungemein gewachsen seyn werde, läßt sich denken. Sonderbar war es bei dieser Begebenheit freilich, daß der Wolf nicht den Schäfer, (mit welchem der kluge Mann eigentlich nichts zu theilen hatte), sondern die Frau desselben verwundete, die ihm die versprochenen hundert Thaler vorenthalten hatte; allein auch hiemit ging es ganz natürlich zu.

Indem der Schäfer den von Hunden verfolgten Wolf in das erleuchtete Zimmer schleppte, begann für das wüthende Thier der Augenblick des Kampfes auf Leben und Tod. Was seinen wilden Blikken sich jetzt zuerst auffallend darstellte, das ward der Gegenstand seiner Wuth. Bisher war die todte, seine Blutgier nicht reizende Pelzmütze des Schäfers, auf dessen Rücken er sich gleichsam vergriffen oder verpackt *) hatte, seinem Na-

*) So wie ein ergrimmter Hund sich oft zu verbeißen pflegt.

chen das Nächste gewesen. Jetzt erblickte er an seiner Seite die Lockspeise der entblößten vollen Brust der Schäferinn, welche zur Rettung ihres um Hülfe rufenden Mannes herbeigesprungen war. Was ist begreiflicher, als daß jetzt die unglückliche Frau das Opfer seiner gereizten Wuth ward!

Dritte Erzählung.

Auch der Teufel ist kein Kostverächter *).

Der Einfluß des leidigen Satans auf die Lage und Entscheidung aller Welthändel ist zur Genüge bekannt, und in der alten Behauptung: „daß er umhergehe wie ein brüllender Löwe, und suche, welchen er verschlinge,“ schon oft bewährt und erhärtet. Durchläuft man die Annalen seiner Bewun-

*) Von dem Königl. Pr. Lieutenant des Infanterie-Regiments von Brünneck, Herrn Carl Friedrich von Böhmer zu Pillau in Preußen.

derer, so muß man erstaunen, wie dieser erhabene Souverain, der überall das Spiel mischt, sich von seinen wichtigern Geschäften für das scheinbar unbedeutendste Detail abmüßiget; denn so liefert ja z. B. die zwanzigste Erzählung des zweiten Theils dieses Werks den ganz unumstößlichen Beweis, daß der Teufel von den noch jetzt in der Preußischen Infanterie gebräuchlichen schwarzen Stiefeletten die einzige Ursache sey.

Desto interessanter möchte es daher seyn, das Wirken des Fürsten der Finsterniß auf das Genaueste zu beobachten, und seine Handelsweise auch in den kleinsten Zügen zu belauschen.

In einem abgelegenen Theile von K . . g lebte eine hochbejahrte Bürgerswittwe, welche mit einer armen Muhme von einem geringen Einkommen genügsam haushielt, und der Rede nach große Summen beilegte. Unbekümmert um Alles, was außerhalb ihrer Wohnung vorging, kannte sie kaum die Leute, die um und neben ihr lebten, und verließ nur selten ihre Wohnung, die sie schon seit siebzehn Jahren nicht geändert hatte.

Im letzten Winter verreiset die Muhme einmal, um entfernte Verwandte auf einige Wochen zu besuchen. Der Teufel erfährt, daß die sehr furchtsame Alte inzwischen allein schläft, und hierauf

gründet er den Entwurf zu einem Ueberfall. Probemäßig angethan, und mit pathetischem Schritte erscheint er plötzlich zur zwölften Stunde der dritten Mitternacht; das Mütterchen hätte auf der Stelle des Todes seyn können, so fährt es bei dem scheußlichen Anblicke des Gehörnten schreckhaft zusammen; aber die holde Stimme der Erscheinung läßt sich — zweifach wunderbar! – wie folget, vernehmen: „Fürchte nichts Du Gerechte vor Gott! — Dir soll kein Leid widerfahren; ich weiß, daß Dein Geld ungenützt daliegt, und komme, um zweihundert Gulden zur Unterstützung Nothleidender, die der harte Winter drückt, Dir abzufordern.“

Kaum hört die Alte diese wohlthätige Verfügung über ihren Beutel, als sie ohnmächtig auf ihr Lager zurückfällt. Doch die angestammte Galanterie des Höllenfürsten verläßt ihn auch hier nicht; er tritt hinzu, reicht ihr höflich die eine Klaue, richtet sie auf, und ermuntert sie durch — wohlriechende Pomade.

Die Alte überdenkt nun den Vorfall, und im angenehmsten Erstaunen über die veränderte Sinnesart des Teufels hält sie dies für göttliche Fügung, verläßt trippelnd ihr Bett, öffnet einen Schrank, und zentnerschwer gleiten die alten harten Thaler aus ihrer Hand und von ihrem Herzen.

Beelzebub, welcher sich bisher in ehrerbietiger Ferne hielt, streicht sie sogleich ein, und offerirt dagegen eine mit Blut ausgestellte Quitung, die die gute Alte aber mit Grausen zurückweiset.

„Hure!" so tönt es nun aus dem höllischen Rachen, „durch Deine Folgsamkeit erwirbst Du das ewige Leben! Nach zweimal drei Nächten kehre ich wieder, um noch hundert Thaler zu empfangen. Bereite mir dann süßsaure Keilchen mit Speck, die ich gerne speise. Wirst Du aber das geringste von meinem Besuche verrathen, so gilts Dein Leben. Das merke Dir!" — *)

Die Wittwe, sprachlos zitternd, nickt, und Satanas verläßt darauf ihr Gemach, indem er, hergebrachtermaßen, die Thatsache durch einen pestilentialischen Gestank besiegelt.

Wie im Traume steht die Alte. Nur das offene Spinde und die entflohenen Schäfchen rufen ihr die Wirklichkeit zurück. Nun zündet sie ihren ganzen Lichtvorrath an, und erwartet räuchernd unter Beten und Singen den Morgen.

*) Soviel man bis hieher abnehmen kann, war der Höllenbote ein preußischer Landsmann, weil er zu einem beliebten Provinzialgerichte so starken Appetit zeigte. Auch sprach er plattdeutsch, — denn er ist sehr populär. —

Als der östliche Himmel sich erhellt, sinkt sie ermattet in ihr Bett, und erwacht erst gegen Abend, wo sie — die Pomade findet.

Wo kam die her? — Auf ihrer Toilette war so etwas Contrebande; offenbar konnte sie also niemand anders zurückgelassen haben, als der Teufel selbst. Von Schrecken starr entfernt sie diese traurige Erinnerung, und schreitet, unbesorgt für ihr körperliches Bedürfniß, wieder zu den Bußübungen, die sie auch in den folgenden Nächten fortsetzt, um wo möglich den zweiten Besuch abzuwenden.

Alle Gespenster- und Hexenmährchen ihrer Jugend treten jetzt wieder lebhaft vor ihre Seele. So sehr sie auch den Verlust ihrer schönen harten Thaler bedauert, so tröstet sie doch deren menschenfreundliche Verwendung, so wie die ganz außerordentliche Artigkeit des Satans, mit dem sie sich beinahe aussöhnt, weil er ihr hierbei als ein Werkzeug der Vorsehung erscheint. Wirklich hatte er dießmal in den Ton guter Christen eingestimmt, und recht erbaulich gesprochen. Auch hatte sie eine lebhafte Freude darüber, daß der Gott sey bei uns sie nicht etwa zu einer Buhlschaft habe verleiten wollen; wie er denn dem schönen Geschlechte oft dergleichen Schlingen gelegt haben soll. Alles dieß bestätiget ihr die Vermuthung: er habe dieß-

mal wirklich wahr geredet, und wolle einmal der nothleidenden Armuth ein wohlthätiger Beistand seyn. Einen Betrug ahnete sie daher gar nicht; nur die Pomade war und blieb ihr — bedenklich Demnach kasteiete sie ihren Leib in der Hoffnung, daß der Himmel ihr Gebet erhören, und dieser Kelch vorübergehen möge.

Unter solchen qualvollen Vorstellungen und Zweifeln verstreicht die Zeit bis zur Schreckensnacht.

Spät am Abende vorher schickt sie sich endlich an, die süßsauern Keilchen zu besorgen, und geht in dieser Absicht zu einem benachbarten Krämer, von welchem sie ihren Hausbedarf zu nehmen pflegte. Der Ladendiener, wohlbekannt mit ihrer ganzen Einrichtung, und durch diesen ungewöhnlichen und späten Besuch überrascht, erkundigt sich äußerst theilnehmend nach der Ursache eines so dringenden Geschäftes. Dieß erleichtert zwar das Herz der Alten; aber die Drohung des Bösen, die ihr noch immer in den Ohren gellt, und die Nähe der Gefahr, schließen ihr den Mund.

Sie zittert, wird leichenblaß, und ihre Angst löset sich endlich in Thränen auf.

Der neugierige Sohn Merkurs, welcher hierunter ein noch wichtigeres Geheimniß vermu-

thet, wird immer dringender, bis das weibliche Herz endlich unter der Last brechen will, und nun beichtet ihm die Alte offenherzig den ganzen Handel. Dieser unterdrückt mit aller Gewalt das Lachen über die Närrinn, erklärt ihr seinen Verdacht, tröstet sie, und verspricht ihr Schutz und Beistand.

Die Matrone, viel zu vertraut mit ihrer vorgefaßten Meinung, weigert sich, dieß anzunehmen, und es entspinnt sich nun ein großmüthiger Wettstreit zwischen dem jungen Manne, welcher die persönliche Bekanntschaft des Höllengeistes sucht, und gern den Strauß bestehen will, und der gutmüthigen Alten, die sich verpflichtet hält, diesen tollkühnen jungen Mann, den schon ausgestreckten Krallen des Teufels zu entreißen.

List und Ueberredung bringen jedoch endlich eine Uebereinkunft zu stande, nach deren förmlichen Abschlusse die Dame für jetzt ruhig in ihre Küche zurückkehrt. — Zwar wird ihr himmelangst, denn sie hat ihr Wort gebrochen; — jedoch rechnet sie auf die Hülfe des wackern Dieners, mit dem sie eben einen Bund errichtet hat.

Fünfhundert Gulden zu verlieren, wenn sie auch den Dürftigen bestimmt sind; fürwahr, das bleibt ein böser Spaß! — Sie liebt ihr Geld, sie wünscht es wieder zu erhalten, und überhaupt

kommt ihr der Teufel jetzt bei weitem nicht mehr so liebenswürdig vor, als vorhin.

Schon schwankte sie indessen, und neigte sich wieder mehr zu ihrem alten Systeme, je näher die Stunde des gefürchteten Besuches heranrückte. — Gegen eilf Uhr schleicht ihr Schutzengel in Begleitung eines rüstigen Burschen herbei. Beide nehmen unter dem Bette Platz; ein handfester Markthelfer legt sich in den Hinterhalt. Bald ist Alles in Ordnung; schon durchkräuseln Ambradüfte die Atmosphäre des Zimmers, schon flammen sieben helle Kerzen, hundert blanke Adler blitzen, und das Lieblingsgericht dampft auf dem Tische, wo Madame am Crucifixe, mit dem Brevier in der Hand, den Regenten der Unterwelt erwarten.

Man wird diese künstliche Position bewundern müssen; allein Herr Bockfuß bleibt immer ein furchtbarer Gegner. —

Alles ist mäuschenstill. —

Auf einmal summt die Glocke, und Satan erscheint, nach Versicherung der Alten, wo möglich fürchterlicher, als je. Die Matrone schlägt ehrfurchtsvoll ihre drei Kreuze, und senkt den Blick voll Demuth. Sans façon nähert sich der Grobian dem Tische, faßt ganz gemächlich das Geld und die rauchende Schüssel. „Das hat Dir Gott gehei-

ßen!“ so spricht er, wendet den Rücken und geht davon; ihm nach stürzt das Corps der Teufelsjäger. Man faßt ihn etwas unsanft auf der Treppe zum höhern Stockwerke, und führt ihn unter herzhaften Stößen wieder auf den Schauplatz zurück, wo er noch vor wenig Secunden mit so vielem Nachdruck aufgetreten war.

Die Alte, welche noch nicht absieht, für welche Partei sich der Sieg entscheidet, erblickt kaum den Schwarzen, als sie besinnungslos niedersinkt. Eine derbe Inquisition erhebt sich demnächst, und, man denke! Ein Friseur — der in dem nämlichen Hause wohnte, und um die Umstände der Wittwe sehr genau wußte — hatte die Maske des Teufels angelegt, um das einfältige Mütterchen zu plündern.

Als einen geringen Ersatz ihrer Angst erhielt sie auf der Stelle die letzten hundert Thaler, und noch einen Theil des ersten Kapitals zurück, der Teufel aber ward sogleich dem Gerichte übergeben, und bald darauf in seiner Maske öffentlich gestäupt. Die schönen Klöschen waren über dem Intermezzo verdorben.

War das nicht ein dummer Teufel?

Vierte Erzählung.

Erscheinung einer ins Fegefeuer zurückgesandten Wiener Seele *).

Die schöne Aurora Königsmark hatte im Jahre 1692 eben den Marschall von Sachsen geboren, als Churfürst August der zweite sich ihren süßen Tändeleien entriß, und dem Rufe der Ehre nach Ungarn folgte, wo das kaiserliche Heer gegen die Türken focht. —

Doch das Lager war kein Harem. Die Beschwerden und das Getümmel des Krieges standen in einem so auffallenden und grellen Widerderspruche mit den Zauberfesten von Moritzburg, daß August in seiner neuen Laufbahn bald Ueberdruß fühlte. Am Ende des Feldzuges kehrte er,

*) Eingesandt von Herrn von Böhmer, dem Erzähler des Vorhergehenden.

um dem Kaiser seine Ehrfurcht zu bezeigen, über Wien zurück. Leopold empfing und behandelte den Churfürsten mit einer Aufmerksamkeit und Auszeichnung, die vor ihm noch kein protestantischer Fürst an diesem Hofe erfahren hatte.

Augusts freie und angenehme Manier lähmte für diese Periode die spanische Etikette, und schuf den Geist der glänzenden Feste, die ihm zu Ehren angestellt wurden, und deren eins das andre im bunten Gemisch verdrängte. — Durch gleiche Jahre und Neigungen knüpfte sich zwischen ihm und dem damaligen römischen Könige Joseph sehr bald ein enges Band, welches den Höflingen von politischer Tendenz schien, und daher allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Um ihr Geheimniß zu entschleiern, wollte man den Churfürsten durch Liebschaften fesseln; allein diese List schlug Anfangs fehl. Endlich versuchte die stolze und wollüstige Gräfinn Esterle ihr Talent, den Helden zu bestricken, und — Aurorens Andenken war bald verwischt. —

Noch berauscht von der Wonne der ersten Schäferstunde schwelgte August in lüsternen Morgenträumen, als er zum Könige gerufen ward. Ungesäumt begab er sich dahin; allein wie erstaunte er, diesen Prinzen, den er am Abende vorher völlig gesund verlassen hatte, jetzt bleich, entstellt, und fast

wahnsinnig im Bette anzutreffen. — Endlich erholte sich der König. —

„Gott!“ rief der Churfürst im Ausdrucke der lebhaftesten Verwunderung, „was ist das? — Was ist Ew. Liebden begegnet?“ —

„Die allerschrecklichste Begebenheit,“ erwiederte Joseph, „hören Sie, — und Sie werden mit mir zittern! — Ich hatte in voriger Nacht die fürchterlichste Erscheinung, die vielleicht je einen Sterblichen gepeiniget hat. Kaum hatte ich zwei Stunden geschlafen, als die Thür dieses Gemaches mit großem Geräusche sich öffnete. In der Meinung: es sey mein Page, schlug ich den Vorhang gar nicht zurück, sondern schmälte nachdrücklich, daß man meine Ruhe störe. —

Urtheilen Sie aber von meinem Schrecken! — Auf einmal vernahm ich Kettengerassel, und nahe vor mir stand eine lange weiße Gestalt, die mich mit dumpfer, gräßlicher Stimme also anredete:

„„König Joseph! — Sieh in mir eine Seele, welche die Strafe des Fegefeuers leiden, und auf höheres Geheiß Dir verkündigen muß, daß Du Dich durch Deine Freundschaft mit dem Churfürsten von Sachsen in den Abgrund des Verderbens stürzen wirst. Ich komme um Dich zu warnen und — zu retten. Entsage also dieser unseli-

gen

gen Verbindung, oder — erwarte die ewige Verdammniß!" " —

„Mit dieser Drohung verdoppelte sich das Getöse der Ketten, und weil Entsetzen meine Zunge band, so fuhr das Gespenst fort: Wie? — Joseph! — Du antwortest nicht? Solltest Du so frech seyn, dem Allmächtigen zu trotzen? — Ist Dir die Zuneigung, ist Dir die Gunst eines Menschen werther, als die Gnade Gottes, der Du Alles verdankst? — Ueber drei Tage will ich Deinen Entschluß vernehmen, und wirst Du mit dem Churfürsten dann noch umgehen: so ist Dein und sein Untergang unvermeidlich!" —

„Hiermit verschwand die Figur, und ließ mich in unaussprechlicher Angst; ich hatte nicht Kraft genug, meine Leute zu rufen; — einige Zeit nachher schellte ich mit vieler Mühe, und mein Kammerdiener fand mich fast entgeistert." —

„Jetzt bin ich schon etwas ruhiger; denn ich fühle den Vorsatz, mich zu bessern, und hoffe die Vergebung meiner Sünden. Nur für Sie bin ich besorgt, und deshalb beschwöre ich Sie: nehmen Sie unsere Religion an; werfen Sie sich in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche, und erringen Sie so das ewige Leben!" —

Hier endete der König mit sichtbarer Anstrengung, und sank erschöpft auf sein Kissen. Der Churfürst blieb bestürzt, gerührt und stumm. — Endlich trug die Gewalt der vernünftigern Erziehung über ihn den Sieg davon. Nachdenkend musterte er die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit in Absicht dieses räthselhaften Ereignisses; allein nirgends konnte seine ruhige und unbefangene Vernunft einen Grund finden, diesen sonderbaren Vorgang für übernatürlichen Ursprungs zu erklären.

Er war nun bemüht, die Erscheinung als ein lebhaftes Traumbild, als das Spiel einer kränkelnden Phantasie darzustellen; der König versicherte indessen wiederholt: er wisse leider! zu bestimmt, daß er gewacht und richtig beobachtet habe.

„Aber! — Ein absichtlicher Betrug, wäre der nicht möglich?“ —

Doch auch diesen Zweifel verwarf Joseph mit ächter Grandezza: weil sich gewiß niemand erkühnen würde, ihn auf eine so plumpe Art zu hintergehen.

„Freilich,“ versetzte August höflich, „spricht der Schein gegen diese Vermuthung; aber die sünderbleiche Schaar der Pfaffen, welche diesen Hof kabalirend umschleicht, zählet mit unter fruchtbare Genies. Sollten diese nicht die Absicht haben,

mich zu entfernen, weil sie vielleicht in dem Wahne stehen, daß ich Ew. Liebden von Religionszwisten unterhalte, und ihre Schelmereien aufdecke?" —

Das fand Eingang, — und auf die Frage: ob des Königes Beichtvater ihm niemals Bedenklichkeiten über ihre Freundschaft erregt habe, gestand Joseph sehr offenherzig, daß ihn derselbe schon oft davon abgemahnt, und ihm sogar die Absolution verweigert hätte, sobald er seinen Umgang mit dem Churfürsten fortsetzen würde. „Nun sind wir, wohin wir wollten!" — rief der Churfürst, den dies Bekenntniß ungemein erheiterte. Er entwickelte dem Könige den wahrscheinlichen Zusammenhang, und übernahm es, den Unglückspropheten zu entlarven. Beide gelobten sich das unverbrüchlichste Stillschweigen über das Resultat der Abrede, und August zog sich wieder in sein Zimmer zurück, welches er unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit in drei Tagen nicht verließ. Hier überdachte er seinen Plan. — Welche Resignation! Sogar die schöne Esterle versuchte es umsonst, ihn dieser Einsamkeit zu entziehen.

Am Abende des dritten Tages ließ er sich zum Schein entkleiden, und begab sich zur Ruhe; doch kaum hatte er seine Bedienung entlassen, als er sich durch eine verborgene Thür zum Könige ver-

fügte. Versteckt erlauschte er dort die Mitternacht. Sie schlug, und das Gespenst trat mit allen Schrecknissen des ersten Besuches hervor.

„König Joseph!“ — — tönte eine dumpfe Stimme, aber im Augenblicke verhallte sie auch unter dem herkulischen Arme des Churfürsten, der die Gurgel des Gespenstes gefaßt hatte, und es zur Erde warf. „Wer bist Du, daß Du es wagst?“ donnerte der Churfürst.

Besorgt für August's Schicksal zitterte der König hinter seiner Gardine.

„Jesus — Maria!“ — kreischte der Geist — „Barmherzigkeit! Um Gotteswillen, — ich bin ein Pater.“ —

„Was? — rief August — ein Geist bist Du, also zurück mit Dir ins Fegefeuer, woher Du gekommen bist.“

Er hatte inzwischen das Fenster geöffnet, und unter langem Aechzen flatterte die prätendirte Luftgestalt über die Zinnen der kaiserlichen Burg hinab. Die Ketten klirrten durch die stille Nacht, und beschleunigten den Fall.

Dies Geräusch zog eine Patrouille der Schloßwacht herbei, welche in der unglücklichen Seele einen Handlanger des königlichen Beichtvaters erkannte.

Durch einen ganz zerschmetterten Körper war dieser arme Teufel für eine so ehrenvolle Sendung gewiß nicht anständig belohnt. Wenig Stunden nachher gab er seinen Geist wirklich auf, der sich nicht weiter spüren ließ, und nie wieder aus dem Fegefeuer zurückkehrte.

Scham, Schrecken und Wuth mischten sich nun auf des Königs Antlitz. Er erstarrte über die elende Intrigue, und schwur, bei seiner Thronbesteigung alle Jesuiten aus dem Lande zu jagen. Die Folge mäßigte indessen die Heftigkeit dieses raschen Entschlusses: er hielt nicht Wort; kaum war er vermögend, einen Beichtvater zu entfernen, der ihn doch so gröblich gemißhandelt hatte. —

Der ganze Vorfall erregte allgemeiues Aufsehen in Wien, und bewirkte dem Churfürsten Theilnahme und Bewunderung. Nur Kaiser Leopold äußerte sein Mißfallen über diese voreilige Dreistigkeit an einem fremden Hofe, und ward merklich kälter gegen den Churfürsten, welcher diese Laune zu ignoriren schien, den Roman mit seiner ehrgeizigen Ungarinn zu Ende spielte, und dann triumphirend Wien verließ.

Die weisen Väter von der Gesellschaft Jesu mußten für diesmal ihren schon reifen Plan aufgeben, einen von Deutschlands mächtigsten Apo-

staten, dessen Ahnen das Reformationsgeschäft so kräftig unterstützt hatten, wieder in ihr Netz zu ziehen.

Doch nur einstweilen! —

Was Pfaffentrug damals nicht bewirken konnte, das that bald nachher die unselige Lüsternheit nach der polnischen Krone. Eben der August, welcher die Grundsätze des Protestantismus sonst so eifrig vertheidigt hatte, schwor in die Hände des Kardinal-Erzbischofs von Raab freiwillig den väterlichen Glauben ab. Im Besitz einer eingebildeten Würde, ward er später in ein Gewirre von Demütigungen und Mühseligkeiten verwickelt, das seinen Glanz verdunkelte, und ihm die Liebe seiner braven Sachsen schmälerte.

Bis an sein Ende lebte er in der sogenannten rechtgläubigen Kirche. Nun ließ er die Geister nach Belieben wandeln, und seine Annalen versichern, daß er alle spätern Nachterscheinungen jedesmal zuvorkommend artig behandelt habe.

Fünfte Erzählung.

Die vertrocknete Hand eines Missethäters *).

Einer meiner Kameraden, der sich durch Muth und kalte Entschlossenheit auszeichnet, hatte vor mehren Jahren die R — sche Thorwacht zu K —.

Der rauhe Novembertag floh mit unter den Freuden einer genügenden Lectüre dahin, und spät gegen die Nacht entfernten sich die ihn besuchenden Freunde. Man hatte den Abend sehr ernst zugebracht, und wenig gesprochen. Versunken in sich selbst, starrte der nun sich und der Einsamkeit überlassene Kamerad hinaus in die unfreundliche Nacht; düstre Wolken flogen über den blassen Vollmond, der Sturm peitschte Regen und Schneegestöber durch die Luft, und selten zerriß ein wohlthätiger

*) Von Herrn v. Böhmer, dem Verfasser der beiden vorhergehenden Erzählungen.

Strahl das öde Dunkel. Dies vollendete seine trübe Stimmung.

Die Mitternacht war vorüber. Ermüdet wirft er sich nun in den weiten Wachtstuhl und entschlummert. Nach zwei Stunden ungefähr wird er durch ein ganz leises Geräusch plötzlich aufgeschreckt. Mit Mühe ermuntert ihn vollends das Knistern des Lichtes, welches eben verlöschen will; noch einmal zuckt die röthliche Flamme an dem grauen Gewölbe des Zimmers, und dann scheidet sie. Ihr letzter Schein erhellt auf dem Tische, neben dem aufgeschlagenen Buche eine ganz schwarze, klapperdürre — Menschenhand.

Er bekämpft den ersten Schauer, und berührt die Hand. — Eiskalt liegt sie da, — und unbeweglich, wie im Grabe. Ein jäher Fieberfrost schüttelt seine Glieder und er ruft nach Licht.

Das Zimmer wird sogleich erleuchtet, aber die schwarze Hand will immer noch nicht verschwinden; endlich enträthselt sich die Erscheinung.

Die Schildwacht vor dem Gewehr erblickt mit Entsetzen bei Mondlicht, in einem Winkel am Wachthause diese Wunderhand, und überliefert sie einem Unterofficier, welcher, um den wachthabenden Officier nicht zu stören, sie leise auf jenen Tisch legt. Daher das Geräusch, daher die Hand! —

Wahrscheinlich hatte irgend ein hungriger Rabe sie auf dem benachbarten Hochgericht erbeutet, und an der Wacht verloren. —

Ich fühle wohl, daß der eben erzählte Vorgang, der sich im nächsten Augenblicke nothwendig aufklären mußte, nicht in die Reihe der Täuschungen paßt, denen diese Erzählungen entgegenarbeiten; allein wie häufig haben nicht schon Todtenköpfe, Arme-Sünder-Gerippe und ähnliche Kleinigkeiten, welche den Furchtsamen und Wahngläubigen überraschend zu Gesichte kamen, die abentheuerlichste Deutung veranlaßt? — Ort, Zeit und Umstände können auch diesen Fall mannichfaltig ändern, und dann, verbürge ich, daß tausend befangene, kurzsichtige Beobachter nicht nur die schwarze Hand, sondern vielleicht gar noch eine ominöse Inschrift und anderes spukhafte Zubehör an derselben wahrgenommen haben würden.

Sechste Erzählung.

Das blinde Nachtgespenst *).

Im Spätherbste des Jahres 1789 weilte ich mit einigen Freunden, im Kreise einer edeln, gastfreien Familie, unweit M.., im sächsischen Erzgebirge. Die wilde romantische Umgebung, der immer tobende Waldstrom, die trauernden Nadelwälder umher, und auf einem Granitfelsen über den schäumenden Wellen unsere alte halbverfallene Ritterburg mit ihren weiten, gothisch verzierten Höfen, Sälen, Corridors und veralteten Möbeln, gaben uns eine ernste, feierliche Stimmung.

Sie spiegelten uns das Idol eines kraftvollen, aber finstern und unstäten Geistes, welcher am Ende einer prekären Laufbahn wieder in Nacht und Dunkelheit versinkt.

*) Von Hrn. v. Böhmer, dem Verfasser der vorigen Erzählungen.

Matthissons vortreffliche Elegie hat uns damals oft erquickt. —

Lectüre, Musik und Jagd waren an der Tagesordnung, und Abends banneten uns Wind und Schneegestöber an den friedlichen Kamin, wo nicht selten die Mitternacht uns in traulichen Scherzen überraschte. Freundlich tönte dann das Läuten der alten Pokale durch die hochgewölbten Hallen des Saales, und nichts, als die Kultur der Bewohner, erinnerte an die Gegenwart.

An einem dieser traulich verplauderten Abende wurden die ersten, längst vermoderten Besitzer der Veste und ihre Thaten gemustert. Zum Schlusse erschöpfte man sich in scherzhaften Legenden über ihre fortdauernde Wiederkehr unter die Lebenden.

Da polterte es um Mitternacht unter den Panzern der alten Rüstkammer; da brannten Lichter; dort hallten schwere Fußtritte; hier ließen sich Reisige blicken; da bewegte es Zugbrücke und Thorflügel; dort schmetterten einzelne Trompetenstöße durch die Luft; in dem nahen Walde gellte laut das heisere Hüfthorn, und aus den Trümmern der Hauskapelle wanden sich, unter Jammerlaut, todtbleiche Schatten sträubend durch die verödeten Gemächer.

Und — das waren immer die guten Vorfahren, längst bedeckt durch beinahe verwitterte Grab-

steine. Gern hätten wir hier ein Abentheuer bestanden, aber uns zum Trotze zeigte sich — nichts; mit aller Anstrengung sahen wir nur die langen Schatten der Pfeiler, welche der Mond in seltsamen Umrissen auf die Wände des Hofes mahlte; wir vernahmen nur das Sausen des Sturmes, und das Seufzen und Klirren veralteter Fenster, das einförmige Knarren der Thurmfahnen, die schauerlichen Klagetöne der Nachtvögel und das widerhallende Geheul der Brunsthirsche. Uns profane Geister flohen die eigensinnigen Geister der Burg; und selbst das verrufene alte Thor hing ruhig in seinen rostigen Angeln.

Demungeachtet erzählte man immer fort, und unser froher Zirkel verlachte die Kleingläubigen.

Selbst unser Zimmer, ein sehr geräumiges Gemach im ersten Stockwerke, mit Tafelwerk und alten Schildereien, war, der Sage nach, ein sehr beliebter Tummelplatz der Geister. — In einer Nacht — finster war es und still, wie im Grabe — öffnete sich deutlich hörbar die Flügelthür; es trat — eine schlanke weiße Gestalt herein — langsam und fast unmerklich schwebte sie dem Hintergrunde zu, wo mein Bette stand. Noch war ich nicht im Schlummer; denn unser Gespräch hatte eben geen-

det, und ich weckte daher ganz leise meinen Nachbar, und dieser wieder den Seinigen.

Auf einmal mehrten sich die Gestalten, und schon wandelten ihrer vier im Zimmer.

Für die Familie unsers biedern Wirthes schien mir ein Scherz dieser Art zu abgenutzt und gewagt, ich vermag den Eindruck dieses ungewohnten Anblicks nicht zurück zu geben. Noch nie war mir etwas ähnliches vorgekommen; doch hatte ich es gewünscht. Wohlan! — dachte ich, waffnete mich mit Muth und verließ mein Lager, um das Phantom näher zu betrachten.

Bald war unsere ganze Gesellschaft auf den Beinen, und umringte in aller Stille die Erscheinung, welche langsam und ruhig forttappte, und einen leisen Tritt wahrnehmen ließ. Wir schlossen den Kreis dichter, und berührten endlich den Körper eines, uns bis dahin ganz fremden Wesens. Es war — die betagte blinde Mutter des Pförtners, welche, durch ein natürliches Bedürfniß gequält, die Thür dicht neben der unsrigen verfehlt hatte.

Das Erschrecken war jetzt an dem Gespenste selbst. Wir wiesen die arme Alte freundlich zurecht, kehrten dann, unter schallendem Gelächter, in unsere weichen Betten zurück, und wurden bald in

süße Träume hinüber gewiegt, die kein neues Unthüm unterbrach.

Wie leicht hätte dieses Ereigniß unter andern Umständen die Mährchen des Schlosses bestätigen können!

Siebente Erzählung.

Herr von Tsch .. ersticht ein Gespenst, welches Wasser, anstatt des Bluts, vergießt *).

Meine Eltern, die ein kleines Guth bei Haynau in Schlesien besaßen, hatten mich und meinen jüngern Bruder nach Liegnitz auf die Ritterakademie geschickt, wo wir uns zu unsrer militärischen Bestimmung ausbilden sollten. Als wir einst im Winter unsre Eltern besuchten, traf es sich, daß eben zu der Zeit auch andre Verwandte zum

*) Nach der Erzählung des pensionirten Königl. Pr. Obersten von der Cavallerie, Herrn von Tsch...; eingesandt und verbürgt von dem Kriegesrathe, Herrn Trost, zu Berlin.

Besuche dort angekommen waren. Uns konnte daher kein anderes Zimmer zum Schlafen angewiesen werden, als eine Kammer, die jetzt zwar reinlich war, vormals aber blos zum Aufenthalte für diejenigen jungen Kälber gedient hatte, die im Winter fielen, und daselbst einquartiert wurden, um gegen den strengen Frost gesichert zu seyn. Man hatte uns hier ein zweischläfriges Bett aufgeschlagen, und da wir beide von der Reise und von der Kälte sehr ermüdet waren, legten wir uns bald nach dem Abendessen nieder, ohne uns um das Lokale unsers Schlafzimmers weiter zu bekümmern, und schliefen ein.

Mitten in der Nacht erwacht mein Bruder, und erblickt nicht weit vom Bette eine weiße Figur mit einem feurigen Kopfe. Es läßt sich denken, daß er durch das Ueberraschende und Unbegreifliche dieses Anblicks heftig erschüttert wurde.

Er wendet sich leise zu mir, und stößt mich mit dem Ellenbogen an. Mein tiefer Schlaf nöthigt ihn, die Mahnung zu wiederholen, und stärker einzurichten. Endlich fahr ich mit der Frage auf: „was giebts denn?" — Flüsternd erwiedert er — „sieh doch nur, was da steht." —

Indem erblicke auch ich die Figur, die allerdings Schrecken einjagen konnte. Sie hatte ungefähr

die Größe eines kleinen Mannes; ihr Kopf war durchaus feurig; der Körper aber bis auf die Erde weiß verhüllt. Nachdem ich mich durch einen nochmaligen scharfprüfenden Blick überzeugt zu haben glaubte, daß die Erscheinung nicht blos in unserm Gehirn existirte, nahm ich meinen hinter dem Bette stehenden Degen, zog ihn aus der Scheide, richtete mich im Bette auf, und fragte mit lauter Stimme: „wer ist da?“ — Das Gespenst blieb stumm. — „Rede, rief ich, oder ich steche Dich übern Haufen.“ — Da auch hierauf keine Antwort erfolgte, stach ich, über meinen Bruder weg, mitten in diese Gestalt hinein. Das Gefühl und ein pfeifender Ton überzeugten mich, daß ich kein Geschöpf der bloßen Einbildung, keine Mondscheinfigur durchbohrt hatte. Der Geist gab einen rauschenden Blutstrom von sich.

Indem trat ein Bedienter, der nicht weit von uns geschlafen, und mein Rufen gehört hatte, hinein, und fragte, was ich verlange? Das Licht, welches er mitbrachte, lösete augenblicklich das ganze Räthsel. Unser Schlafgemach war einst, der frierenden Kälber wegen, mit einem Kachelofen versehen worden. In denselben war ein sogenannter Ofentopf mit eingemauert, damit stets warmes Wasser für das junge Vieh bei der Hand seyn möchte.

Dieser

Dieser Topf hatte einen kupfernen Deckel, der in die Höhe gelehnt war, und von dem Ofentopfe selbst hing ein Handtuch herab. Der Mond schien durch das in der Kammer oben angebrachte kleine Fenster gerade auf den aufrechtstehenden, blank gescheuerten, kupfernen Deckel, und bildete den feurigen Kopf; und aus dem Loche, das ich in den Topf gestochen hatte, sprudelte das darin befindliche Wasser hervor.

Achte Erzählung.

Herr Bitter in Westphalen, erscheint zu gleicher Zeit zu Halle im Magdeburgischen *).

Als ich in Halle studirte, pflegte ich, gegen die Zeit der Ankunft der Berliner Post, nach dem Posthause zu gehn, um die Briefe meiner lieben Freunde sogleich in Empfang zu nehmen. In dieser Absicht

*) Erzählt von dem Stadtrathe Herrn Cronau in Warschau.

ging ich denn auch eines Abends, in dem Jahre 1770 um Weihnachten, dorthin, und traf die Berliner Post, die so eben angekommen war, schon an.

Das Wetter war sehr unangenehm, und ich beschloß daher, bei meinem, in der Nähe der Post wohnenden akademischen Freunde, dem jetzigen Geheimen Ober-Acciserath zu Posen, Herrn Martins, so lange abzutreten, bis man die Briefe ausgeben würde.

Als ich in das Zimmer des gedachten Freundes eintrat, fand ich eine kleine Gesellschaft vor; aber wie sehr stutzte ich, als ich ganz in meiner Nähe einen meiner Bekannten, Namens Bitter, vor mir erblickte, ungeachtet derselbe kurz vorher absolvirt, und von seinen Freunden Abschied genommen hatte, und nach seiner sehr entfernten Vaterstadt in Westphalen abgegangen war, auch seitdem von dort aus bereits Nachricht von seiner glücklichen Ankunft gegeben hatte. Schon wollte ich auf ihn zu eilen, und ihm meine Verwunderung über seine unerwartete Rückkehr nach Halle bezeugen, als die ganze Gesellschaft sich um mich her versammelte, um mich zu bewillkommen.

Meine erste Frage war nun, wo Freund Bitter herkäme? Allein wie ward ich betreten, als die ganze Gesellschaft mich dieser Frage wegen mit

großen verwundrungsvollen Augen ansah, und auf das Feierlichste versicherte, daß Bitter, wie ich ja wissen müßte, schon seit acht Wochen nicht mehr in Halle wäre; wobei man denn nicht unterließ, mich an die kleinsten Umstände seiner mir bekannten Abreise, und an die Nachricht zu erinnern, welche er von seiner glücklichen Ankunft in Westphalen bereits gegeben hätte. Ich weiß nicht mehr, was ich, im hohen Grade überrascht, hierauf erwiederte; indessen machte man mir bemerklich, daß im Fall Bitter sich wirklich in der Gesellschaft befände, doch kein vernünftiger Grund vorhanden sey, mir, seinem Freunde, seine Gegenwart abzuleugnen. Zugleich überließ man es mir, ihn überall im Zimmer aufzusuchen. Ich sahe umher, und wirklich war er verschwunden; ohne daß ich mir auch nur die Möglichkeit eines so schnellen Verschwindens denken konnte.

Ich hätte darauf sterben wollen, Freund Bitter gesehen zu haben; und doch fanden meine Augen ihn nirgends. — Ich befand mich in der unangenehmsten Lage des menschlichen Lebens; denn ich glaubte, mich auf meine Sinne nicht mehr verlassen zu können. Dies beunruhigte mich sehr, und ich eilte, unter dem Vorwande, meine Briefe in

Empfang nehmen zu wollen, die Gesellschaft zu verlassen.

Kaum war ich allein, als ich über diese Begebenheit die ernsthaftesten Betrachtungen anstellte. Weder die Grundsätze meiner Erziehung, noch eigenes Nachdenken erlaubten mir, an übernatürliche Erscheinungen zu glauben; und doch war ich weder im Stande mir diesen Vorfall natürlich zu erklären, noch konnte ich mir irgend einen vernünftigen Grund denken, weshalb man mir den anwesenden Bitter so geflissentlich verleugnen, oder durch irgend ein Gaukelspiel unsichtbar gemacht haben sollte. Mir blieb daher nichts übrig, als diese Erscheinung einer Täuschung meiner Einbildungskraft, deren große Lebhaftigkeit mir ohnehin bekannt war, zuzuschreiben. Allein diese mir so natürlich scheinende Auflösung des Räthsels, versetzte mich — ich wiederhole es — in die schrecklichste Unruhe.

„So bist du also, sagte ich zu mir selbst, auf dem geraden Wege zur Verrücktheit! Wenn deine Einbildungskraft dir öfter einen solchen Streich spielt, und warum sollte sie nicht wiederholen können, was sie einmal that? so wirst du, bei übrigens richtigem Verstande, die Rolle eines Wahnsinnigen spielen, und es kaum wagen dürfen,

jemand anzureden, aus der gegründeten Besorgniß, der Angeredete könne ein Spiel deiner lebhaften Einbildungskraft seyn!“

Unter diesen traurigen Betrachtungen brachte ich einen Theil des folgenden Tages zu, zweifelhaft, ob das was ich sähe, Traum oder Wirklichkeit sey. — Jetzt besuchte mich mein Freund Martins; ich entdeckte ihm meine traurige Lage. Gerührt von meiner bangen Besorgniß, eilte dieser, mir das Räthsel sogleich auf folgende Art zu lösen:

Er versicherte zu meinem Troste, daß ich mich keinesweges geirret, als ich Bitter vor mir zu sehn geglaubt hätte; denn er wäre es allerdings leibhaftig gewesen. Nach dem Willen seines Vaters habe er noch ein Jahr in Leipzig studiren sollen, da es aber verboten wäre, fremde Universitäten zu besuchen, so habe er es nicht gewagt, dieses seinen Bekannten und Freunden zu entdecken. Nur seine Hausgenossen und vertrautesten Freunde, habe er von dem Plane seines Vaters unterrichtet, und diese nur hätten gewußt, daß er nicht nach Hause, sondern nach Leipzig gegangen wäre. Als ich ihn getroffen hätte, habe er die Meßferien benutzen, und seine vertrauteren Freunde auf einige Tage besuchen wollen. Man habe sich bei meinem Eintritt ins Zimmer verabredetermas

ßen dicht um mich herum gestellet, um dem Freunde, der nicht erkannt seyn wollte, Gelegenheit zu verschaffen, unbemerkt durch eine Seitenthür zu entwischen. Uebrigens sey die absichtlich allgemein verbreitete Sage, als habe er bereits aus seiner Vaterstadt geschrieben, nichts, als eine gutgemeinte Dichtung seiner Freunde.

So unbedeutend dieser Studenteneinfall an sich auch immer seyn mag: so möchte er doch einer sehr erbaulichen Nutzanwendung fähig seyn. Lassen Sie uns zum Beispiel den Fall annehmen, Freund Martins so wenig, als die Uebrigen, welche um das Geheimniß mitwußten, hätten Beruf gefunden, mir das Räthsel zu lösen; wer hätte mir dann je die vermeintlich wohlbegründete, aus sinnlicher Wahrnehmung entstandene Ueberzeugung entreißen wollen, daß Freund Bitter zu den Wundermännern gehöre, deren anschauliche Erscheinung an zweien Orten zugleich Thatsache sey — und wem würde es gelungen seyn, in meiner Seele die letzte Spur des Gedankens zu verwischen, als besäße ich das traurige Talent, einen Menschen, der weit entfernt von mir lebt, auch zugleich in der Gegenwart sinnlich anschauen zu können.

Wie Mancher mag ähnliche sinnliche Wahrnehmungen gemacht, und körperliche Wundererschei-

nungen gehabt haben, und nicht so glücklich gewesen seyn, von der Natur der obwaltenden Täuschung so, wie ich, überzeugt zu werden!

Neunte Erzählung.

Das Clubbgespenst zu Wardbridge.

(Aus dem Englischen.)

In der kleinen englischen Stadt Wardbridge, hatte sich vor mehreren Jahren, nach dem Beispiel aller größern Städte, ein Clubb gebildet. Er bestand aus vier und zwanzig Personen, die wöchentlich einmal zusammen kamen, um bei einer Boole Punsch und einer Pfeife Taback über politische und andere Gegenstände des Tages zu schwatzen. Jedes Mitglied hatte seinen eigenen ihm angewiesenen Stuhl; der Präsident aber einen höher stehenden. Ein Glied aus dieser Gesellschaft lag schon eine Zeitlang tödtlich krank; daher stand der Stuhl dieses Abwesenden leer.

Als eines Abends der Clubb sich, wie gewöhnlich, versammelt, und man sich nach dem Befinden des kranken Mitgliedes erkundiget hatte, ging einer von den vertrauteren Freunden desselben, zumal da der Kranke in der Nähe wohnte, zu ihm, um von ihm selbst, oder doch in seiner Behausung, die beste Auskunft zu erhalten. Er brachte indessen die traurige Nachricht zurück, daß der Kranke, aller Wahrscheinlichkeit nach, noch in dieser Nacht sterben werde. Der fröhliche Geist des Clubbs verschwand; in sein'e Stelle trat melancholischer Trübsinn, und alle Bemühungen, die Unterredung von dem schwermüthigen Gegenstande abzulenken, waren vergebens.

Jetzt schlug die Stunde der Mitternacht, und plötzlich öffnete sich des Versammlungssaales Thür. Eine weiße Gestalt, die Gestalt des sterbenden, oder vielmehr todten Mannes, trat in das Zimmer, und nahm den ihm gehörigen Platz ein. Schweigend saß sie da, und schweigend starrete die heftig erschrockene Gesellschaft sie an. — Die Erscheinung verweilte gerade lange genug, um alle Anwesenden von der Wirklichkeit des Spukes zu überzeugen; dann erhob sie sich langsam, wankte zur Thür, öffnete sie, ging hinaus, und machte sie wieder zu.

Lange herrschte stummes Erstaunen. Endlich

brach einer aus der Gesellschaft das Stillschweigen: „Ich würde — sagte er — meinen eigenen Augen nicht getraut haben, wenn nur ich allein die Erscheinung gesehen hätte; nun aber ist es unmöglich, daß drei und zwanzig sehende, nüchterne Menschen betrogen werden können. Es giebt — setzte er mit dem Nachdrucke der Ueberzeugung hinzu — es giebt also dennoch Gespenster!“

Allmählig bekam die Gesellschaft ihre Sprache wieder. Sie unterhielt sich, wie man leicht denken kann, von nichts, als von dem schauerlichen Gegenstande, der sich so eben ihren Blicken gezeigt hatte. Endlich brach sie auf und ging.

Am andern Morgen fragte man gleich nach dem Kranken, und erfuhr, daß er gerade in der Stunde seiner Erscheinung im Clubb, gestorben sey. Wenn vielleicht vorher irgend ein Zweifel hätte statt finden können, ob man auch recht gesehen habe, so war man doch nun über die Wirklichkeit des gesehenen Gespenstes völlig gewiß.

Natürlich verbreitete sich die Geschichte durch das Land, und machte selbst die hellesten Köpfe irre. Was konnten auch alle Vernunftgründe gegen eine Begebenheit ausrichten, die von drei und zwanzig glaubhaften Männern bezeugt wurde.

So verflossen Jahre, und die Gespenstgeschichte beschäftigte schon nicht mehr die Aufmerksamkeit. Nur dann geschah ihrer noch Erwähnung, wenn ein hartnäckiger Leugner aller geistigen Erscheinungen zum Schweigen gebracht werden sollte.

Einst ward ein Glied des Clubbs, der Apotheker des Orts, als Arzt zu einer alten Frau gerufen, die bisher als Wärterinn und Pflegerinn der Kranken ihr Brod verdient hatte. „Herr, — sagte sie — ich würde die Welt mit ruhigem Gewissen verlassen können, wenn mir nicht eine Sache auf dem Herzen läge. Erinnern Sie sich noch — fuhr sie fort — des Herrn Y. . . , dessen Erscheinung im Clubb einst so großes Aufsehen machte? Ich war damals seine Wärterinn. In der Nacht, in welcher er starb, verließ ich, weil ich etwas Nöthiges zu besorgen hatte, das Krankenzimmer. Ich war nur kurze Zeit abwesend; allein bei meiner Zurückkunft fand ich das Bette ohne meinen Kranken. Da er vorher heftig phantasirte, fürchtete ich, daß er sich aus dem Fenster gestürzt habe. Vor Schrecken stand ich unbeweglich da. Auf einmal trat er zu meinem Erstaunen zitternd und zähneklappernd in die Kammer, legte sich nieder, und — starb. Ich hielt mich für die Ursache seines Todes, und aus Furcht, daß die Bekanntmachung meiner Nachläs=

sigkeit, mir in meiner Nahrung schaden möchte, bewahrte ich den Vorfall als ein mir wichtiges Geheimniß. Ich wagte es daher nicht, der Gespenstergeschichte zu widersprechen, wiewohl ich es konnte. Ich allein wußte nur zu gut die Ursache, daß er selbst leibhaftig im Clubb erschienen war, wahrscheinlich weil er gerade damals an seine eben versammelten Clubbfreunde sich lebhaft erinnern mochte. Möge mir Gott, mögen mir die Freunde des unglücklichen Mannes die Vernachlässigung desselben vergeben; dann sterbe ich ruhig."

Zehnte Erzählung.

Ein Vorurtheilloser trägt aus dem Kampfe mit einem Gespenste, gelähmte Finger davon *).

Ich hatte, während meiner akademischen Laufbahn, mit einem studirenden jungen Manne eine innige Freundschaft geschlossen. Wir waren fast immer beisammen, und hatten keinen angelegnern Wunsch, als, nach vollendeten Studien, an einem und demselben Orte versorgt zu werden, um uns nie trennen zu dürfen. Bei dem ersten Schritte, den wir von der Universität in die Welt thaten, schien uns das Sicksal in Absicht dieses Wunsches begünstigen zu wollen. Wir wurden Hauslehrer bei einem Paar Landedelleuten, die Feldnachbaren waren, und de-

*) Nach der Erzählung des verstorbenen Predigers Herrn Scharden, eingesandt und verbürgt von dem Kriegesrathe, Herrn Trost, zu Berlin.

ren Wohnungen nur eine Viertelstunde Weges von einander entfernt lagen. Indessen hatte unser Zusammenkommen doch einige Schwierigkeit, weil der Principal meines Freundes, den Tag über des Lehrers ununterbrochene Gegenwart bei den Kindern verlangte. Nur die beiden Abendstunden von acht bis zehn Uhr, konnte mein Freund ganz nach seiner Willkühr zubringen. Er kam daher fast alle Abende zu mir, um sich eine Bewegung zu machen, und eine Stunde mit mir zu verplaudern.

Das Zimmer, welches mir und den beiden meiner Aufsicht und Erziehung anvertrauten Söhnen meines Principals zur Wohnung angewiesen war, lag im Erdgeschosse, und zwar so, daß man durch die Küche gehn mußte, um zu demselben zu gelangen. Der Schlüssel davon hatte seinen bestimmten Ort in der Küche, der meinem Freunde bekannt war, und wo er ihn nehmen und in das Zimmer gehn konnte, wenn er etwa schon kam, während daß ich noch mit der Familie des Hauses zu Abend aß.

Eines Abends, als ich vom Essen kam, und wie gewöhnlich Licht forderte, erwiederte die Köchinn: ich möchte mich doch ein wenig gedulden; der Knecht sey nach der Stadt geritten, und werde erst Lichte mitbringen. Ich nahm also den Schlüssel, und trat ins Zimmer. Der Mond blickte nur so eben

durch dichte Wolken, und verbreitete ein schwach-dämmerndes Licht, bei welchem ich indessen ganz deutlich entdecken konnte, daß, am Ende des langen und schmalen Zimmers, neben dem Fenster, eine große, von oben bis unten ganz weiß verhüllte Figur stand, die sich, bei meinem Eintritte, gegen mich verneigte. Auf meine Frage: „Wer ist da?“ erfolgte, statt der Antwort, eine stumme Verbeugung.

An Gespenster hatte ich nie geglaubt. Ein Dieb konnt' es auch nicht seyn, weil die Fenster mit eisernen Stäben vergittert waren, und ich die Stubenthür verschlossen gefunden hatte. Ich konnte also nur auf eine unzeitige Neckerei rathen, die indessen Keinem im Hause, am wenigsten aber meinem Freunde, zuzutrauen war. Ich wollte nicht gern unnöthigen Lärm machen, und auch vor der Köchinn keine Blöße geben. Ich trat also aus dem Zimmer wieder heraus in die Küche, und forderte die Köchinn auf, mir aufrichtig zu sagen, ob nicht mein Freund gekommen, und ins Zimmer gegangen wäre. —

„Mein Gott! nein, Herr Scharden! — erwiederte sie — ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß Niemand gekommen ist. Warum sind Sie denn so unruhig? Ich glaube wahrhaftig, Ihnen

graut in der finstern Stube.“ — Diese Bemerkung verdroß mich. — „Bringe Sie mir nur gleich Licht, so bald der Knecht kommt,“ erwiederte ich, eilte in das Zimmer zurück, und zog die Thür hinter mir zu, fest entschlossen, der Comödie sogleich ein Ende zu machen.

Die Figur stand noch immer neben dem Fenster und verneigte sich. „Höre,“ rief ich ihr zu, und nannte den Namen meines Freundes, „wenn Du es bist, so beschwör ich Dich bei unsrer Freundschaft, mach diesem unzeitigen Spaß ein Ende. Ich will nicht meinen Zöglingen und dem Hausgesinde zum Gespötte werden. Giebst Du Dich nicht zu erkennen, so schreib Dir selbst die übeln Folgen meiner Maaßregeln zu.“

Statt aller Antwort, abermals eine stumme Verbeugung. Nun riß mir die Geduld. Ich fuhr, in Harnisch gebracht, auf die Figur los, und schlug mit der geballten Faust von oben herab auf sie ein, was ich aus Leibeskräften vermochte. Polternd fiel die Figur auf einen neben ihr stehenden Tisch mit Tassen, den sie umwarf. Jetzt erst bemerkte ich am Gefühle, und — nachdem ich mir den Wachsstock angezündet hatte — auch mittelst der Augen, daß ich es mit niemand anderm zu thun gehabt hatte, als mit dem — Perückenstocke. Ich

war kurz vor dem Abendessen nicht in meinem Zimmer gewesen; indessen hatte der älteste Junker den Perückenstock aus dem Winkel, wo er gewöhnlich zu stehen pflegte, hervorgeholt, und sich, mit seinem Bruder, an einer alten Perücke im Haarkräuseln geübt. Mitten in dieser Arbeit wurden sie zum Essen gerufen. Anstatt jetzt erst die Ordnung im Zimmer wieder herzustellen, nahmen sie sich, um nicht auf sich warten zu lassen, nur so viel Zeit, sich die Hände zu waschen. Das Handtuch — ein sehr langes, wie man es auf dem Lande zu haben pflegt — war von den flüchtigen Kindern aus Versehen sehr naß gemacht worden; sie hatten es daher, bevor sie zum Essen geeilet waren, über den Perückenstock zum Trocknen ausgebreitet. Der Zufall, dessen Spiele oft so auffallend, als mannichfaltig sind, wollte, daß der Perückenstock mit seinem Kreuzfuße gerade auf die Fuge von zwei Dielen war gestellt worden, deren eine sich geworfen hatte, und überhaupt auf ihrer Unterlage nicht mehr fest lag. Wenn man auf diese Diele trat, so kippte der Perückenstock; daher die Verbeugung.

Indessen kostete mich diese zufällige Entdeckung, und mein mit zu wenig Ueberlegung geäußerter Muth, ein halbes Dutzend Tassen, und zwei

Finger der rechten Hand, die auf immer gelähmt sind, und mir, wie Sie sehn, krumm und unbrauchbar in der Hand liegen.

Elfte Erzählung.

Der spukende Sarg bei Erfurt.

Im menschlichen Leben stoßen uns jezuweilen Ereignisse auf, die selbst der größte Scharfsinn nicht zu berechnen, und die höchste Klugheit nicht vorherzusehen vermag; Ereignisse, welche den Muth, die Besonnenheit und die Entschlossenheit selbst des durch kein Vorurtheil der Jugend und der Erziehung irre geleiteten Mannes, auf eine harte Probe stellen; Ereignisse, die, wenn nicht etwa ein glückliches Ungefähr ihren Zauber und ihr Wunderbares wohlthätig beleuchtet, den Glauben an die Wirklichkeit der Geistererscheinungen oft unerschütterlich fest gründen. Hieher gehöret folgende in ihrer Ver-

anlassung einfache, aber durch die begleitenden Umstände höchst abentheuerliche und räthselhafte Thatsache:

„Ich ward als Schüler der Stadtschule zu Buttstädt im Weimarischen *) im Jahre 1778, von dem Gastwirthe des benachbarten Dorfes Nermsdorf eingeladen, ihn nach Erfurt zur Frohnleichnamsfeier zu begleiten. Wer die allgemeine Heiterkeit aus Erfahrung kennt, welche bei dergleichen Volksfesten zu herrschen pflegt, dem werde ich nicht erst sagen dürfen, daß mir die Einladung zu einer Zerstreuungsreise dieser Art willkommen war, und daß ich sie freudig und dankbar annahm.

Wir wollten, nach getroffener Verabredung, Sontags ganz früh abreisen — ich mußte daher, weil Nermsdorf eine Stunde von Buttstädt liegt, schon am Sonnabend mich dorthin begeben. Mancherlei Verrichtungen verzögerten indessen meine Abreise bis Abends um zehn Uhr. Der Weg war mir genau bekannt, und Geister fürchtete ich nicht. Aus diesen Gründen nahm ich keinen Augenblick Anstand die Wanderschaft so spät anzutreten. Die Umstände waren mir aber keinesweges

*) Erzählt von dem Cantor, Herrn Löbnitz, zu Rastenberg.

günstig; und wenn ich auch, fern von Vorurtheilen gegen die Nacht, die keines Menschen Freund seyn soll, und frei von aller Furcht war, und daher im geringsten nicht ahnete, daß mir ein erschütterndes Abentheuer bevorstände: so hätte ich doch dieses, der Umstände wegen, ahnen sollen.

Es war nämlich nicht mondhelle, und nur hier und da schimmerte ein freundlich funkelnder Stern durch das Himmelsgewölk. Mein Weg führte mich über die wüste und verrufene Dorfstätte eines im dreißigjährigen Kriege zerstöhrten Ortes, Nießdorf genannt. Einsam und öde ist diese Feldmark; niedrig und sumpfig die Gegend, im Herbst und Frühjahr überschwemmt, und ein Wohnsitz der Irrwische und — der Gespenster. — So geht wenigstens allgemein die Volkssage. Nicht leicht wagt sich daher gegen die Nacht ein Wanderer auf diesen Tummelplatz der Unholde! —

Einzig mit dem Gedanken an die morgende Reise, und an das Vergnügen beschäftigt, welches meiner zu Erfurt wartete, dachte ich kaum an diese unverbürgte Sagen, und verfolgte meinen Weg, unaufgehalten von den verführerischen Dünsten des sumpfigen Bodens, die sich in flatternden Lichtgestalten, bald rechts, bald links, meinen Augen zudringlich darstellten. Aber plötzlich erweckten mich

jetzt grausenerregende, unvernehmliche Töne, aus dem süßen Schlummer der Gleichgültigkeit gegen jene Volkssage — Töne, die bald dem Winseln eines Kindes, bald dem Röcheln eines Sterbenden glichen. Mit verdoppelten Schritten eilte ich der Gegend zu, aus welcher das Winseln und Aechzen zu kommen schien. Wem anders, dacht' ich, können diese Seufzer angehören, als etwa einem Verunglückten, der auf meine Rettung Ansprüche macht? Aber wie sehr hatte ich geirret! —

So weit es das Helldunkel der Nacht verstattete, blickte ich mit spähendem Auge umher, um irgendwo den Gegenstand des Erbarmens zu entdecken. Wer es kann, der stelle sich mein Entsetzen vor, als ich da, wo der Weg sich um eine kleine Anhöhe zieht, mit einmal vor einem offenstehenden Sarge stand, an dessen Seite der Dekkel mit einem großen weißen Kreuze lag. Auch ein leerer Sarg würde unter diesen Umständen unangenehm überraschen! Aber dieser hier war nicht einmal leer. Es lag ein Etwas darinn, das sich bewegte, sich aufzurichten versuchte, und schrecklich stöhnte und röchelte.

Ich stand da, einer Bildsäule gleich. Ganz verließ mich indessen die Besinnung nicht. Vielmehr war ich jetzt noch fest entschlossen, die Auflösung

dieser wunderbaren Erscheinung standhaft und ohne Beben abzuwarten. Das im Sarge liegende Wesen stöhnte fort auf eine schreckliche Weise, richtete spukhaft sich auf und — adressirte an mich einige unverständliche Worte.

Hin waren von dem Augenblicke dieser Anrede an, alle meine guten Vorsätze! Ich lief davon — und wer an meiner Stelle würde es nicht eben so gemacht haben? — Schweißtriefend, athemlos und am ganzen Leibe zitternd, erreichte ich endlich das Ziel der nächtlichen Wanderschaft.

Wer sollte mir nun das große Räthsel lösen, das an Ort und Stelle durch niemand anders, als durch mich selbst, hätte enträthselt werden sollen? Daß der ganze Vorfall mit allen seinen Sonderbarkeiten einen natürlichen Zusammenhang haben, und natürlich zu erklären seyn müsse, davon war ich jetzt fest überzeugt, und daran konnte ich nur in den ersten überraschenden Augenblicken des Entsetzens zweifeln. Ich war nahe daran, im Wirthshause das ganze Abentheuer zu erzählen, um Anstalten zu Untersuchung und Aufklärung des Wunders treffen lassen zu können. Die Besorgniß ausgelacht zu werden, und für einen Poltron zu gelten, dem die Einbildungskraft einen bösen Streich gespielt habe, hielten mich indessen davon zurück;

und doch würde es vielleicht zu meiner Beruhigung beigetragen haben, wenn ich diese Blöße gegeben hätte.

Am andern Morgen traten wir die Reise nach Erfurt an. In welcher Stimmung der Begleiter des Gastwirths war, werden sich die Leser ohne meine Zusätze denken können. Meinen Augen schwebte fortdauernd der bekreuzte Sarg vor; meine Ohren gellten noch immer von den Krächzen und Stöhnen der lebendigen Leiche. Meine Phantasie gaukelte unter den Irrwischen der nach meiner Ueberzeugung nun mit Recht verrufenen wüsten Dorfstätte umher; und mein Herz nahm keinen Theil an dem Jubel der Frohnleichnamsfeier. Ich hatte nur einen Wunsch, den Wunsch über die Begebenheit der Schreckensnacht einen sichern Aufschluß zu bekommen; und konnte es doch nicht wagen, zu hoffen, daß er mir werden würde.

Aber gottlob, dieser Wunsch wurde mir früher gewährt, als ich erwarten konnte. Ich mischte mich an dem Abend der Rückkehr von Erfurt, der Zerstreuung wegen, in das Gastzimmer des Wirths. Die Unterhaltung war — wie das an einem öffentlichen Orte dieser Art immer der Fall zu seyn pflegt — gemischt, buntscheckig, launig, mit unter auch witzig und — trivial. Nur eine Partei der Schwä-

LB Coburg

ker eines besondern Tisches, erregte meine Aufmerksamkeit im höchstmöglichen Grade. Der Cantor des Orts saß an dem Tische, und einige Bauern; es begann folgendes Gespräch:

Bauer. Wie kommts, Herr Cantor, daß der Tobies Brei erst heute begraben ist? er sollte ja gestern schon beigesetzt werden?

Cantor. Habt Ihr denn nicht von dem Streiche gehört, den uns unser Nachtwächter gespielt hat?

Bauer. Wie sollte ich? — ich bin ja indessen nach Erfurt gewesen.

Cantor. Nun dann muß ich Euch wohl dies ärgerliche Geschichtchen zum Besten geben. Während man in dem Hause des Verstorbenen mit der Zubereitung zum Leichenbegängnisse beschäftigt ist, wird der Nachtwächter nach Buttstädt geschickt, um dort den bestellten Sarg abzuholen. Er konnte mit dem Sarge den Sonnabend Nachmittag zur guten Zeit hier seyn, und man hatte auch mit Gewißheit darauf gerechnet; aber wer nicht kam, das war —

Bauer. Unstreitig der versoffene Nachtwächter.

Cantor. Ganz recht! und mit ihm blieb natürlich auch der Sarg aus.

Bauer. Nun? und daran waren gewiß nicht

der Buttstädter Tischler, sondern die dortigen Brauer und Branntweinbrenner schuld? —

Cantor. Die auch wohl nicht; aber seine Unmäßigkeit im Trinken.

Bauer. Recht, Herr Cantor! wenn man mäßig trinkt, wie Er und ich, dann möchten die Brauer immerhin brauen und brennen.

Cantor. Weiter. Mit Sehnsucht sah man seiner und des Sarges Ankunft entgegen; aber vergebens. Das Läuten mußte mir wahrhaftig abbestellt werden.

Bauer. Und unserm Herrn Pastor die Parentation?

Cantor. Ja wohl! — Weiter. Endlich ward den Leuten bange; sie besorgten, um Nachtwächter und Sarg zugleich zu kommen. Es konnte ihm ein Unfall zugestoßen seyn. Es ward daher ein zweiter Bote abgeschickt; dieser fand den Nachtwächter — nun, wo meint Ihr wohl, daß er ihn fand? —

Bauer. Halter! unter dem Tisch in einer Buttstädter Branntweinschenke!

Cantor. Nein! Bei Nießdorf lag er unter freiem Himmel besoffen im Sarge, und schlief den Rausch aus.

Von diesem Gespräche, das mit lautem Geläch·

ter endete, war mir auch nicht eine Silbe entgangen. Klar und aufgedeckt war nun alles vor mir da! — das Röcheln und das Stöhnen, der Sarg und die Auferstehung des Todten! — Einen so lustigen Aufschluß der mir so schrecklichen Erscheinung, hatte ich unmöglich ahnen können."

Zwölfte Erzählung.

Der neckende Geist in einer polnischen Dorfschenke *).

Mit dem noch lebenden, zu Buttstädt im Herzogthume Weimar wohnhaften, Meister K.., wanderte im November des Jahrs 1756 eine ganze Schaar Handwerksburschen nach Polen. Das Ziel ihrer Reise war Warschau. Sie hatten Ursache zu wünschen, daß sie möglichstbald daselbst eintreffen möchten. In dieser Absicht machten sie

*) Von Joh. Carl Lieber, Seifensiedermeister zu Buttstädt, eingesandt.

starke Tagereisen, ohne alle Rücksicht auf den Ort, wo der Abend sie ereilte, und auf die Gelegenheit zum gewöhnlichen Uebernachten zu nehmen. Ihr Loos war daher, mehr als dies in Polen ohnehin schon der Fall zu seyn pflegt, für die Nacht in höchst elenden Dorfschenken vorlieb nehmen zu müssen. Speisung und Lager waren immer gleich schlecht, oder fehlten ganz; indessen gaben die starken Tagesmärsche ihnen Eßlust und Schlaf.

Einst kamen unsre Wandrer des Abends, als es schon finster geworden war, in ein, an Schlesiens Grenze gelegenes Dorf an, wo sie froh waren, nur ein Obdach zu finden. So dringend ihre Bedürfnisse auch waren, so gab es doch für ihre hungrige Magen hier wenig oder gar nichts. Man legte sich daher bald auf die Streu zur Ruhe, um so auch die Eßlust einzuschläfern.

Von den Strapazen des Tages ermüdet, sanken fast alle in einen todähnlichen Schlaf; und gaben nur durch einstimmiges Schnarchen noch überzeugende Beweise des Lebens. Nur Meister K . ., dem Erzähler dieser Geschichte, wollte der süße Schlaf nicht anlächeln. Er allein zählte vor schmerzlicher langen Weile bis gegen Mitternacht jeden Athemzug seiner Reisegefährten. Er konnte vor Frost nicht einschlafen, so gut er sich auch, bei Er=

mangelung des erforderlichen Lagerstrohes in seine Kleidungsstücke gehüllt hatte. Seine Schlafstelle hatte er nahe bei der Stubenthür aufschlagen müssen, weil die vielen Anwesenden den übrigen Theil des Zimmers eingenommen hatten.

Während er so auf den eigensinnigen Schlaf harrete, flog plötzlich und krachend die Stubenthür zurück. Voll Bestürzung hierüber sprang er vom Lager auf, fragte wiederholentlich, wer da sey? und bekam keine Antwort. Er ermunterte nun den nächsten Nachbar vollends, nachdem der Knall der auffliegenden Thür auch ihn schon aufgeschreckt und halb ermuntert hatte. Da sich auch jetzt noch niemand sehen oder hören ließ, so waren beide zu ihrer eigenen Beruhigung geneigt, sich zu überreden, daß wohl nur ein Windstoß die mit keinem Schloß und Riegel versehene Thür eröffnet, und der dadurch entstandene Zug das heftige Zurückschlagen derselben bewirkt haben möchte. Um der kalten nächtlichen Zugluft den Eingang in das Zimmer zu versperren, machten die Wachenden die Thür wieder zu.

Kaum hatten sie sich wieder auf ihr hartes Lager geworfen: so flog die Thür eben so heftig, wie vorhin, zurück. Alles Zurufen und Fragen und Schelten blieb auch jetzt unbeantwortet. Jetzt ließen sich Bedenklichkeiten aller Art nicht mehr unter-

drücken. Das Ereigniß blieb um so unerklärlicher, da man jetzt durchaus keinen Zugwind bemerkt hatte; und von nichts waren die nächsten an der Thür fester überzeugt, als davon, daß keiner von der Gesellschaft einen unzeitigen Scherz mit ihnen triebe; denn er hätte über sie hinweg schreiten und sie berühren müssen, um zur Thür hinzugelangen. Sie rüttelten daher ihre übrigen Gefährten aus dem Schlafe auf, und theilten ihnen das Vorgefallene mit. Man beschloß aufs neue die Thüre zuzumachen; doch auch jetzt wieder flog die Thür mit Heftigkeit auf. Unter allerlei Muthmaßungen und einem ruhestöhrenden Geschwätze brach endlich der sehnlichst herbei gewünschte Morgen an. Das wiederkehrende wohlthätige Tageslicht brachte ihnen den Aufschluß über die Natur des Ereignisses mit der beunruhigenden Thür.

Um frei und ungehindert in dem ganzen Hause umher schleichen, und die zahlreichen Schaaren der Ratzen und Mäuse verscheuchen und bekriegen zu können, pflegte die Katze im Hause auf die Thürklinke zu springen, und so dieselbe nieder zu drücken. Der an der Thür befindliche Zugklotz zog sie alsdann mit Heftigkeit auf; und diese Heftigkeit ward durch das Aufstoßen des Zugklotzes auf ein zufällig dastehendes, hohltönendes, hölzernes Gefäß, so wie

durch den Flug der Thür gegen dasselbe, stark hörbar.

„Dies Eröffnen der Thür durch das Hinaufspringen der Katze auf den Drücker — sagte die Wirthinn — geschieht fast jede Nacht, und ich hatte nur vergessen, Euch zu sagen, daß Ihr die Thür inwendig mit dem Ueberhange verschließen könntet, wenn Ihr etwa der Katze den Zugang in die Stube nicht verstatten wolltet. Dann würde sie Euch nicht haben beunruhigen können.“

Dreizehnte Erzählung.

Ein weiblicher Geist im Wochenbette *).

Vor einiger Zeit — so erzählte mir vor kurzem ein junger, hoffnungsvoller Jurist — besuchte ich einen Freund, und brachte einige Wochen auf dem Landgute desselben zu. Um nicht ganz müßig zu seyn, hatte ich meine Pandekten mitgenommen, um sie daselbst zu wiederholen. Die Behausung meines Wirthes, der eine zahlreiche Familie und viele Hausleute hatte, war beschränkt. Er wies mir also ein ihm zugehöriges, von seinem Hause aber einige tausend Schritte entlegenes, Gartenhaus zum nächtlichen Aufenthalte an. Den Tag brachte ich im frohen Familienkreise der Seinigen zu, und des Abends begab ich mich in meine Einsiedelei in einem Thale, welches ehrwürdige Eichen

*) Von Herrn Gottfr. Imm. Wenzel zu Wien.

umgaben. In dem Schatten dieses Wäldchens waren die Denkmäler einiger verstorbenen Freunde errichtet; zwischen den Wurzeln rauschte ein reißender Felsbach stürmisch dahin. Einsam verweilte ich hier oft bis in die späte Nacht, wenn der Mond traulich durch die Zweige blickte, und überließ mich schwärmerischen Empfindungen.

Eines Abends zog ich mich ziemlich spät in die einsame Zelle zurück; ich spürte indessen noch keinen Schlaf. Es schlug zwölf Uhr, und noch saß ich munter bei meiner künftigen Brodquelle. Plötzlich wurde ich jetzt durch ein leises Klopfen gestört, dem ein banges Stöhnen folgte. Ich stutze. — Bloße Täuschung, denke ich, und fahre fort, den angefangenen Titel zu enden.

Indessen wird einige Minuten später das Klopfen stärker, und das ängstliche Wimmern vernehmlicher. Ich sehe aus dem Fenster, ob jemand an der Thüre sey, und erblicke überall kein lebendiges Wesen. Es war plötzlich sehr stürmisch geworden, und der Nordwind heult fürchterlich durch die dickbelaubten Eichen; ein kalter Regen rauscht in das finstere Thal, und der hoch angeschwollene Bach windet mit plätschernden Wogen sich durch sein enges Bett. —

Ich trete zurück vom Fenster, und schließe es

sorgfältig zu. — Das Klopfen läßt sich öfter hören, und das Winseln hebt wieder an; es glich dem Aechzen eines Sterbenden. Ich horche hoch auf, und werde gewahr, daß es nicht außer dem Hause, sondern in demselben sey. Kaum hatte ich mich völlig hiervon überzeugt, so schritt ich zur Untersuchung. In der einen Hand mein Licht, in der andern den Degen, öffne ich — ich gestehe es — nicht ohne alles Herzklopfen, die Stubenthür. Auf mein: Wer da! ist Alles still, Alles todt, überall keine Antwort, kein Pochen und kein Gewinsel mehr. — Wer da! rufe ich noch einmal; aber ich rufe vergebens. — Das Ding hat weniger Herz, als du, sagte ich zu mir, und stoße noch ein drittes, tapferes: Wer da! heraus; aber — ich hätte es mir ersparen können.

Jetzt verschloß ich meine Thür, und durchsuchte jeden Winkel des Hauses. Auf einmal hörte ich das Pochen wieder, und das Gewinsel schien mir nahe zu seyn. Mehr wild, als beherzt, gehe ich auf die Ecke zu, von woher die spukhaften Töne zu kommen schienen; aber mitten in diesen Heldenschritten wurde ich aufgehalten. Ein Etwas packte meinen Rockzipfel von hinten. Mit einer ungestümen Heftigkeit, und gleichsam blindlings, machte ich Gebrauch von meinem Degen. Ich fühlte,

daß

daß er einen körperlichen Gegenstand hinter mir durchbohrte.

Da erwachten plötzlich die Gefühle der Menschlichkeit wieder in mir, und der Gedanke, Blut vergossen — vielleicht gar gemordet zu haben, fiel zentnerschwer auf mein Herz. — Höchst erschüttert drehe ich mich um, und suche ängstlich nach dem verwundeten oder gemordeten Etwas. Zu meiner unbeschreiblichen Freude, zugleich aber auch höchst verwundert, bemerkte ich jetzt, daß ich meinen eigenen Oberrock, der in einen Wandhaken sich verwickelt, durchstochen hatte.

Ich stand wie bezaubert da, und wurde aus meinem Staunen durch ein abermaliges Klopfen gerissen, dessen natürliche Ursache ich in diesem Augenblicke auf das Ueberzeugendste erkannte. Eine kleine Ofenthür, die der Wind in dem Spielraume ihres zu langen Hakens auf- und zutrieb, stieß, je nachdem der Wind stark oder schwach war, leise oder stark an ihren Haken, und verursachte das Pochen; und da sie nicht eingeschmiert war, so verursachte die Reibung des Eisens auf- und gegeneinander mancherlei widrige Töne, denen die Mitternachtsstunde und meine vorgefaßte Meinung eine falsche Deutung gab.

Da ich jetzt vollends ganz munter geworden war, und alle Schlaflust verscheucht hatte, so setzte ich mich ruhig wieder an den Tisch, und las, nachdem ich zuvor die knirrende Thürklinke wohlbedächtig mit einem Holzsplitter so befestiget hatte, daß der Wind nicht mehr sein weckendes Spiel mit mir treiben konnte. Aber — in diesem Augenblicke ertönten vom Ofenloche her ganz vernehmlich abermals spukhafte Töne; sie glichen einem wimmernden: Au Au!

Fest überzeugt, daß ich mich in Deutung der Töne, deren Quelle die Klinke der Ofenthür war, nicht geirrt haben könne, war es mir doch nun auch außer Zweifel, daß außer dem Winde, der mit der losen Thür gespielt hatte, noch eine andere tönende Kraft da seyn müsse. Indem ich daher jetzt, mit dem Lichte in der Hand, die Ofenthür vorsichtig öffne, um schaudernd die nähere Bekanntschaft mit dem wimmernden Gespenste zu machen, erblicke ich — einen Pudel, der eben Junge geworfen hatte, und in einer bittenden Stellung mich angaffte.

Obgleich ganz unerfahren in den Geschäften einer Geburtshelferinn, bezeigte ich mich dem Thiere gefällig, so gut ich konnte. — Die Hündinn war mir ohnehin schon vorzüglich zugethan, da sie im Hause meines Freundes eben nicht geachtet wurde.

Unter diesen Umständen hatte sie daher ihre Zuflucht zu mir genommen, sich unstreitig schon des Morgens, von mir unbemerkt, in das Gartenhaus mit eingeschlichen, und, bei Herannahung der Geburtsschmerzen, sich in den Ofen verkrochen.

Vierzehnte Erzählung.

Der verbuhlte Poltergeist in Eperies *).

„Ich habe bis jetzt Anstand genommen, Ihnen eine Gespenstergeschichte zu erzählen, welche sich hier in Eperies ereignete, weil ich den gemeinen Volkssagen wenig Glauben beimesse, und weil es mir Anfangs nicht gelingen wollte, aus den bekannten Fragmenten ein Ganzes, geschweige denn etwas Haltbares, zusammen zu setzen. Da ich aber vor einigen Monaten so glücklich war, eine zuver-

*) Ein Schreiben des Kaufmanns, Herrn Carl Sinkenthaler, zu Eperies in Ungarn — an den Herausgeber.

lässige Handschrift zu erhalten, deren Verfasser allen Glauben verdient, weil nicht nur er selbst von anerkannter Rechtschaffenheit war, sondern auch aus reiner Quelle schöpfte; besonders aber, da noch lebende Augenzeugen die schrecklichen Ereignisse jener schauervollen Tage bekräftigen, und sogar beschwören: so theile ich Ihnen das Merkwürdigste von diesem Vorgange hier getreu mit:

Herr Daniel Chernely, Bürger und Kaufmann unserer Stadt, reisete 1739 im Monat September in Handlungsgeschäften nach Polen, und ließ Ehefrau und Kinder zu Hause zurück. Kaum war er fort, so fing ein Poltergeist an, sein Wesen in diesem Hause zu treiben, und die Bewohner desselben mit seinen mancherlei Nekkereien zu quälen. Der Unordnungen und des Schadens, den er anrichtete, war kein Ende. Viele, welche des Spukes Thaten lächerlich fanden, sie mehr für Träumerei, als Wirklichkeit hielten, und der guten Hausmutter nicht glauben wollten, verfügten sich persönlich zu ihr ins Haus, um überzeugt zu werden, und ihre Neugierde mit eigenen Sinnen zu befriedigen. Es gesellten sich zu diesen Spähern auch Männer von Talent und Kenntnissen, deren Rath zum Gange der prüfenden Untersuchung man sich bedienen wollte. Aber

der Kobold begrüßte sie nicht minder, als die übrigen Gäste, mit einem Steinregen, der manche blutige Merkmale zeichnete. Man sah gleichsam beflügelte Steine; aber woher sie kamen? oder wer sie ihnen entgegenwarf? das konnte niemand ergründen.

Selbst die armen Thiere im Hause wurden nicht verschont. Das Gespenst hielt damit eine ordentliche Treibjagd; sie wurden des Nachts so sehr gemartert und beunruhiget, daß man sie schweißtriefend und mit schäumenden Mäulern fand. Alle Geräthschaften warf es zusammen, verkramte die Sachen, und gab ihnen ungewöhnliche Lagen.

In einer Nacht, als alles ruhig schlief, und im Zimmer nur Ein Licht brannte, war beim Erwachen das Licht verschwunden. Nach einigen Tagen fand man dasselbe des Nachts im Gewölbe.

An einem andern Morgen weckte man die Magd zu ihren häuslichen Verrichtungen; nach vielem Rufen schlich sie endlich bebend und mit einem blassen Gesichte, wie eine Halbtodte herbei. Sie sagte aus: das Gespenst habe sie des Nachts auf dem Bette heftig gewürget, und wies zum Beweise Malzeichen am Halse vor, die den Bissen von Ratzen- und Mausezähnen ähnlich waren.

Wo es nur immer einen alten abgenutzten Besen im Hause fand, da versetzte es denselben nach einem ungewöhnlichen Orte hin. Einst wurden neun Stück auf einem Haufen gefunden; es hatte das Ansehn, als habe sich das Gespenst einen seiner würdigen Thron erbauen wollen.

An einem Nachmittage, da Ruhe und Stille herrschte, warf es einen mehr als funfzig Pfund schweren Stein mit so großer Gewalt auf die zum zweiten Stockwerke führende Treppe, daß sie davon stark beschädiget wurde; ferner stürmte es mit einem Hagel von Steinen mit einer solchen Heftigkeit auf die Zimmerthür, daß die doppelten Schlösser von derselben absprangen.

Auf die eingereichte Vorstellung bei der Obrigkeit wegen dieses Ungethüms und der daraus entstehenden Unordnung im Hause, wurden sechs Mann von der Militärwache zur Beobachtung und Gefangehnehmung des Geistes abgeschickt. Ein deutscher Soldat darunter, der sich von seinen Kameraden abgesondert hatte, um das Spektakel näher zu betrachten, bekam von einem herbei geflogenen Steine eine so derbe Kopfwunde, daß das Blut herabströmte.

Die der Hausfrau ergebenen Freunde verabsäumten nicht, sie zu trösten. Sie stellten sich zu

gewissen Zeiten zahlreich bei ihr ein, hielten Rath mit einander, und wollten erfahren, ob sich nicht einige Spuren von der Natur dieses Poltergeistes entdecken ließen. — Zu dem Ende streueten sie gesiebte Asche auf den Boden an verschiedenen Orten, und nahmen den zweiten Tag darauf Merkmale von eingedrückten Bärentatzen und hufeisenähnliche Zeichen wahr.

Einige von denen, die daselbst Nachtwache hielten, wurden wie vom Alp gedrückt; Andere wurden die Stiege herabgestürzt, und noch Andere mit Steinen bewillkommt.

Merkwürdig war es, daß von den vielen Steinen, welche an die Küchenthür — dieses Ziel der mehresten Würfe — flogen, das darin befindliche Küchenfenster dennoch verschont und ganz blieb.

Einmal klopfte das Gespenst am lichten Tage an die Thür des Gewölbes, worin Madame Chernely Geschäfte hatte. Sie erschrak heftig, faßte aber doch endlich ein Herz, zu fragen, wer da sey? Allein anstatt eine Antwort zu erhalten, vernahm ihr horchendes Ohr deutlich die Tritte des sich entfernenden Poltergeistes.

Eines Abends erblickte man einen über den Tisch flatternden Vogel mit sehr langen Flügeln, der im Kreise umherflog, und zusehends größer ward.

Zuletzt jagte man ihn mit einem Besen aus dem Zimmer. Am andern Morgen fand man den nämlichen Besen vor der Thür an einen Rechen gehängt.

Einst kroch das Gespenst in den Ofen, machte darin ein wunderliches Getöse, und sprang darauf, einem Bären gleich, an die Zimmerthür.

Die im Speisegewölbe aufbewahrten Sachen mengte es untereinander; machte das Oberste zum Untersten, und umgekehrt; streuete das Mehl aus den Kasten; trug aus allen Winkeln die Kleider mit der abgelegten Wäsche auf einen Ort zusammen, und verrammelte die Thür mit Holzwerk.

Die Hausfrau hatte eines Tages viele ermüdende Geschäfte gehabt, und eilte früh zu Bette, schlief auch sogleich ein. Das Gespenst unterließ nicht, auch an der schlafenden Mutter seine Tücke zu beweisen; denn es trat bei verschlossener Thür frech an ihr Bett, und puderte ihr den Kopf mit Sand, den man am nächsten Morgen dicht gestreut in ihren Haaren fand.

Der Hausmagd erschien es, als ein mit Ketten belasteter Mann, der die Stiege des obern Stockes herabging, und ein fürchterliches Gerassel machte. In dem Innern des Hauses hörten selbst die Nachbarsleute in ihren Wohnungen ein Pferdegestampfe

auf dem Steinpflaster, und einige sahen die Feuerfunken davonstieben, da doch kein Pferd im ganzen Hause war.

Zu einer andern Zeit wurde die Magd, welche das Mittagsessen zu Tische trug, im Zurückgehen aus dem Zimmer mit einem ziemlich schweren Steine zu Boden geworfen.

An einem andern Tage gegen Abend hatten viele Menschen sich als Zuschauer vor dem Hause versammelt; da warf der Geist die unter dem Dache aufbewahrten Schindeln, zur großen Verwunderung des Volkshaufens, unter demselben umher. Aber nie war es muthwilliger, als wenn die Hausfrau in die Kirche ging, um Gott um endliche Erlösung von diesem Hauskreuze zu bitten. Dann räumte es die Mehlkasten aus und verschüttete das Mehl; goß die Biervorräthe aus, und selbst über die Betten hin; kehrte im Keller die vollen Krautfässer um, verrammelte die Thüren und verkramte die Gänge mit Tischen und Bänken, Kisten und Geräthschaften.

So trieb der Unhold sein sündliches Wesen länger als ein volles Jahr, während welcher Zeit man öffentlich Kirchengebete hielt, um den Herrn der Geister zu bewegen, daß er doch Einmal dieses große

Elend enden, und der gequälten Hausfrau Ruhe verschaffen möchte.

Oefter als einmal stärkte das Gebet die fromme Hausmutter bis zu dem Grade der Herzhaftigkeit, daß sie das Gespenst, zur Verwunderung Anderer, entschlossen und laut fragte: was es denn eigentlich von ihr wolle — warum es ihr Haus beunruhige, und warum es nicht in sein höllisches Nest zurückkehre? Aber weder durch Töne, noch durch Worte, noch auch durch andere Aeußerungen, erhielt sie je einige Auskunft. — Endlich nahm das Unwesen plötzlich ein Ende, und im ganzen Hause herrschte wieder Friede und Ruhe."

Erklärung der vorstehenden Spukgeschichte.

(Nach Maßgabe der Fingerzeige des gütigen und aufgeklärten Herrn Einsenders des vorstehenden Briefes.)

Ein denkender Freund der schon so lange geängstigten Familie, gab derselben endlich ganz im Stillen den Rath: „die Dienstmagd — die nicht ohne den Verdacht der Theilnahme und des Mitwissens um das Geheimniß geblieben war — mit einer andern zu verwechseln; vielleicht daß

dann ihr und ihrer Freunde und Nachbaren inbrünstiges Gebet erhöret werde." — Man befolgte diesen Rath, und — weg war der Geist; nie hörte man jemals wieder ein räthselhaftes Poltern in diesem Hause.

Zwar nicht der Herr mit dem Pferdefuße, aber einer seiner Freunde, ein teuflischer und verschmitzter Kerl, hatte Liebesverständnisse mit der verbuhlten Dienstmagd, und war klug genug, die Dirne selbst je zuweilen zu necken und anscheinend zu quälen. Zwar erschien er derselben oft; aber furchtbar niemals, vielmehr als ein Willkommener! Ja, sie war auch die Einzige, der es vergönnt war, den Geist von Angesicht zu Angesicht zu schauen. — Eine blutrinstige leichte Verwundung ist auch wohl zu ertragen, wenn man dadurch in den Stand gesetzt wird, sich verdachtlos zu erhalten, und nicht des Einverständnisses mit dem Hausteufel beschuldiget zu werden. Auch jenen schweren Stein kann eine schlaue Magd, zu so wichtigen Zwecken, leicht einmal unvermerkt aus der Schürze fallen lassen. Und wie wenig gehört dazu, bei dieser Gelegenheit sich an die Erde zu werfen, als ob der Schrecken und das Schmerzgefühl von dem Steinwurfe dazu brächte, in die Knie zu sinken. Auch hat solch

ein Wurf nicht die Kraft, die Knochen, welche er trifft, zu zermalmen, oder die Fleischtheile zu quetschen, welche das Gewicht des Wurfes und seiner eigenthümlichen Schwere empfinden mußten; denn — jene traf er nicht, und diese — empfanden nichts: das Hinstürzen der sich verstellenden Magd war die ganze Wirkung von dem vorgeblich erhaltenen Wurfe; von blauen Flecken hingegen, als durch den Stein bewirkt, war überall gar nicht die Rede.

Klüglich gethan war es übrigens, wenn der Polterer da, wo er überrascht zu werden fürchten mußte, Thüren verrammelte und schmale Gänge verpackte.

Klüglich, daß er wenigstens einen Theil des Bieres, welches seine durstige Seele einschlürfte, über die Betten hingoß; daß er die Krautfässer mit dem Reste dessen, was sie enthielten, in den Schmutz umkehrte, nachdem er sie halb ausgeleert hatte; daß er das Mehl umherstreuete, wovon das mehreste wohl aufbewahrt aus dem Mehlkasten in seinen Sack geflossen war.

Oft hatte dem gespenstartigen Gaukler der Kopf, womit er sonst ziemlich folgerecht zu Werke zu gehen pflegte, ganz verlassen. Denn wenn man ihm einen handgreiflichen Fallstrick legte, ihm z. B. (mit Vorwissen der Magd) Asche

auf den Fußboden streuete, um die Natur seiner Fußtritte zu erforschen: so band er zwar Hufeisen unter die Füße, und ging mit geballten Fäusten auf allen Vieren über die Asche hin, nachdem er zuvor eine Art Handschuh angezogen hatte, um so die Spur der behandschuhten Faust der Spur einer Bärentatze wenigstens ähnlich zu machen; — aber wenn er, wie im Fluge, die Mehlvorräthe beraubte, und zur Verdeckung seines Diebstahls einen Theil des Mehls auf die Erde streuete, vergaß er seine Bärentatzenrolle so sehr, daß er vielmehr die deutlichsten und unverkennbarsten Spuren einer ganz gewöhnlichen Menschenhand in dem Reste des Mehlvorraths zurückließ.

Gemeine Soldaten waren übrigens wohl nicht geeignet, den Trug zu entdecken; weder sie, noch die Nachbarn, noch auch selbst die sogenannten talent- und kenntnißvollen Männer, fanden Beruf, ihre Köpfe preiszugeben, und sich auf mehr einzulassen, als auf Bewunderung der spukhaften Steinwürfe, der Funken, welche im Finstern, beim Stampfen mit den untergebundenen Hufeisen auf den gepflasterten Flur, hervorsprangen, und der übrigen gaukelhaften Erbärmlichkeiten. Wenn ja einmal ein einzelner Beherzter, ein gefährlicher Forscher da war, so nahm

der Geist einen günstigen Augenblick wahr, und verwies seinen Gegner, durch einen geschickten Steinwurf nach dem Kopfe desselben, zur Ruhe.

Uebrigens mußte es, im Einverständnisse mit der Magd, etwas sehr leichtes seyn, zu bewerkstelligen, daß ein brennendes Licht, während daß die Wachthabenden eingeschlafen waren, über die Seite gebracht ward, und bei dem Wiedererwachen jener Schläfer gleichsam verschwunden war. Es bedurfte ja nichts weiter, als daß die anwesende Magd, die hinterher vorgab, ebenfalls geschlafen zu haben, das Licht samt dem Leuchter, auf ein erhaltenes Zeichen von der Gegenwart des Polterers, demselben aus der unvermerkt eröffneten Stubenthür hinaus reichte.

Wie es aber zuging, daß diejenigen, welche des Spukes wegen im Hause waren, und eigentlich wachen sollten, bei dem Entschlummern von dem berüchtigten Alp gedrückt wurden, darüber findet man den Aufschluß in der Titelvignette dieses fünften Theiles meiner Gespenster. Was mag wohl der gute Alp — diese Schöpfung der Einbildungskraft — dafür können, daß sich das Blut nach dem Herzen preßt und beunruhigende Träume veranlaßt, wenn der Körper schlafend eine widernatürliche Lage hat? —

Bei jenem obwaltenden Einverständnisse zwischen dem Betrüger und der Magd ist auch nichts natürlicher, als die Art und Weise, wie der Gaukler, der so Vielen Staub in die Augen warf, der schlafenden Hausfrau auch Sand in die Haare streuete. Das Schlafgemach, worin sie lag, war freilich verschlossen; aber einer der Fensterflügel war innerhalb nicht gehörig verfestiget, sondern konnte von außen geöffnet werden. Hier, hier war es, wo der Hausteufel eindrang, und auf eben diesem Wege war er im Begriff, stille wieder davonzuschleichen, als Madame Chernely — nach ihrer eigenen und der Urkunde Aussage — von dem unwillkührlich dabei verursachten Geräusche, so wie von dem Sande, der ihr aus den Haaren über das Gesicht hinrollete, erwachte.

Unbegreiflich stark wirkt das Vorurtheil, wenn es einmal unserer Vernunft sich bemächtiget hat. Die Dame des Hauses sah und hörte den Betrüger durch den Fensterflügel entfliehen; dennoch erwähnte sie dieses Umstandes bei dem Wiedererzählen dieses Ereignisses nur so ganz beiläufig, als nicht zur Sache gehörig, und, als wäre es nicht der Schlüssel zum ganzen Geheimnisse. Oder wie in aller Welt, dedarf denn ein Geist eines geöffneten Fensterflügels, um in einem übrigens ver-

schlossenen Zimmer gaukeln zu können? — Bringt es nicht die Natur körperloser Geister mit sich, durch die Schlüssellöcher und Thürritzen zu denen einzudringen, welchen sie sich anschaulich machen wollen?

Eben dieser Macht des die Familie nun einmal beherrschenden Gespensterwahnes war es endlich auch allein zuzuschreiben, daß man, während des Spukjahres, alles mißverstand — alles mißdeutete — und selbst das Natürlichste als etwas Uebernatürliches, im Zusammenhange mit jenem Poltergeiste sich dachte. Wenn z. B. jemand an die Thür klopft, um eingelassen zu werden, und — weil man ihm weder „herein!“ zuruft, noch auch die Thür ihm eröffnet — deutlich hörbar wieder weggeht: so ist dieser Klopfende, nach der Deutung des Vorurtheils — ein spukender Geist! — Oder wenn an einem Sommerabende, bei aufstehenden Fenstern, eine Fledermaus in das erleuchtete Zimmer sich zu den furchtsamen Anwesenden hin verirret, und auf dem nämlichen Wege aus dem Zimmer wieder hinausgejagt wird: so glaubt die Einfalt, in diesem langflügligen Nachtvogel ein höllisches Wesen aus dem Hause vertrieben zu haben.

Können

Können Menschen, mit Vernunft begabt, bei Deutung der alltäglichsten Dinge kindischer zu Werke gehen, als hier geschah? — Kann der gröbste Betrüger und Gespenstergaukler durch die Betrogenen auffallender begünstiget werden, als der Chernelysche Plagegeist in Eperies begünstiget ward? —

Funfzehnte Erzählung.

Der spukende Esel im Mühlengraben bei Ermsleben *).

Zacharias Bößel, wohnhaft zu Endorf, in dem sächsischen Antheile der Grafschaft Mansfeld, diente im Jahr 1780 als Knecht in der sogenannten Strohmühle bei Ermsleben. Sein Herr war mit ihm sehr zufrieden, weil er sich eifrig für den Vortheil desselben interessirte, und durch die

*) Von dem Musikus des Amts Arnstein, Herrn Andr. Rüdiger, zu Endorf bei Aschersleben.

gute Behandlung der Mahlgäste auch noch andere bewog, ebenfalls in der Strohmühle mahlen zu lassen. Dieses Zuströmen der Kunden hatte indessen kaum einige Monate gedauert, da blieben mit einmal nicht nur die neu angeworbenen, sondern auch die mehresten alten Mahlgäste weg, und von den wenigen, die ihr Getreide noch nach dieser Mühle brachten, wollte auch niemand mehr des Nachts mahlen, weil sich, wie es allgemein hieß, im Mühlengraben ein Gespenst, in Gestalt eines Esels, sehen ließe, welches wie ein Bär brumme; gleich einer Gans im Wasser plätschere, und die Vorübergehenden auf allerlei Art necke. Unter andern hatte dieser Grabenesel sich sogar einmal erdreistet, einem Knechte auf den Rücken zu springen, und denselben dermaßen zu mißhandeln, daß er acht Tage lang das Bette hüten mußte.

Was war bei dieser Sache zu thun? Bößel beschloß, und versprach den Leuten, sie, wenn sie bei seinem Herrn ferner mahlen würden, jedesmal nach der Stadt zu begleiten. Noch denselben Abend waren einige Weiber in der Mühle, die ihn an die Erfüllung seines Versprechens erinnerten. Willig und entschlossen zündete er die Laterne an, nahm einen vollwichtigen Knüppel, und machte

sich, so ausgerüstet, mit seiner Gesellschaft auf den Weg. Das Gespenst ließ auch nicht lange auf sich warten; es kam längs dem Mühlengraben herab.

Furcht und Entsetzen ergriff die schon von Natur furchtsamen, und von Erziehungsvorurtheilen bestrickten Weiber beim Anblick des Eselgespenstes. Aber auch selbst ihrem beherzteren Begleiter standen die Haare zu Berge. Um indessen keine Blöße zu geben, stellte er sich muthiger, wie er wirklich war, und verbarg seine Furcht hinter einigen Wer da's, die er vor Angst aus voller Kehle von sich gab.

Gespenster antworten bekanntlich nicht, wenn die Menschenkinder es verlangen; sie tönen nur dann, wann sie selbst es für gut finden, oder wann der höchste Grad der Verlegenheit, worin sie durch Gespensterritter jezuweilen gesetzt werden, unwillkührliche Töne von ihnen erzwingt. — Auch hier erfolgte keine Antwort, es sey denn, daß man das Brummen und Fortplätschern für Worte nehmen wollte.

Bößel nahm sich zusammen, sprang in den Graben hinab, packte wüthend das Gespenst bei der Mähne, und prügelte dann wild darauf los. Daß er ein lebendiges Wesen gefaßt hatte, davon überzeugte er sich bald; denn es biß ihm in

die Wade. Das dadurch verursachte Schmerzgefühl bewog unsern Ritter, daß er des Gespenstes Kopf unter das Wasser tauchte. Er mochte mit dem Esel sich wohl schon fünf Minuten herumgebalgt haben, als es ihm endlich doch gelang, demselben die Zunge zu lösen.

„Höre auf, Bruder, ich bin's!“ hieß es endlich. Der wackere Bößel wollte aber die Brüderschaft des Esels nicht anerkennen; sondern setzte jetzt die Züchtigung mit dem Stocke nur desto eifriger fort.

Als Bößel, ziemlich spät, endlich glaubte, der Wassergeist werde nun unter dieser argen Zuchtruthe für die Spuklüsternheit genug gebüßt haben, rief er ganz verwundert, und so laut, daß jene Frauen es hören konnten: „Sieh, sieh, bist Du es gar, Bruder Quedlinburger! ich glaubte wahrhaftig, ich hätte es mit einem Esel zu thun; nun, nimm es doch ja nicht übel, daß ich und die Frauen dort oben, Dich für ein Gespenst hielten.“

Der Esel schämte sich, verstummte, und schlich davon. Schande, ein blaufleckiger Rücken und durchnäßte Kleider, waren der Lohn seines planmäßigen Scherzes. Hoffentlich wird er auf immer ein Haar in dem Gespensterspiel gefunden haben! —

Der vermeinte Esel war ein Mühlenbursche, aus einer nahgelegenen Mühle, und Bößels sogenannter guter Freund. Er hatte das Späßchen veranstaltet, um die Leute aus der Strohmühle zu verscheuchen, und sie zu veranlassen, in der seinigen, wo es nicht spukte, mahlen zu lassen.

Ruhig floß nun wohl ein halbes Jahr hin, als sich das Gerücht, als ob es bei jener Mühle nicht richtig sey, unvermuthet wieder erneuerte. Bößel, durch den vorigen Versuch aufgemuntert und beherzt gemacht, wagt sich auch dießmal, mit seiner bewährten Waffe ausgerüstet, an die Untersuchung. Noch war er nicht lange in Gesellschaft der von ihm begleiteten Mahlgäste gegangen, so erhob sich ein grausenerregendes Getöse in der Luft, gleichsam als ob ein heftiger Windstoß, von Geistern herbei gezaubert, die hohen Pappeln um und neben sie zerbrechen wollte. Bößel leuchtete unwillkührlich mit der Laterne in die Höhe, als wollte er die Natur des spukhaften Brausens erforschen; aber da begann es aufs neue, und fürchterlicher, als vorhin.

Die hier tobenden Nachtgeister waren — mehrere hundert Raben, die seit kurzem sich hieher gewöhnt hatten, und in zahlreicher Gesellschaft auf den Bäumen übernachteten. Der blendende

Schein des Laternenlichtes, den sie nicht ertragen können, störte sie in der nächtlichen Ruhe, so daß sie wild durch einander flogen.

Sechzehnte Erzählung.

Die Geisterkarosse in Kronstadt *).

Ich kehrte im Jahre 1794 zufällig einmal spät in der Nacht von der Behausung eines meiner benachbarten Freunde in Kronstadt nach meiner Wohnung zurück. Die Gespensterstunde war noch nicht vorüber; allein ich hatte niemals an die Hirngespinste geglaubt, welche ihr etwas Fürchterliches und Grausenerregendes geliehen haben. Unveranlaßt würde ich daher nicht einmal an den Geisterunfug gedacht haben, wovon ich Zeuge seyn sollte. Ohnehin war ja die Nacht mondhelle, und Geister

*) Eingesandt aus Kronstadt in Siebenbürgen, von dem dortigen Bürger und Buchbindermeister, Herrn Jac. Clemenz.

lieben auch selbst nicht einmal das Sternenlicht. Die Finsterniß ist ihr Reich, ihre Tummelplätze sind dunkle Gruften, einsame Begräbnißplätze, Wüsteneien, in welchen nur Käuzchen hausen, und verwünschte Schlösser. Wie hätte mir also mitten in unserem volkreichen und blühenden Handelsorte der haarempörende Gedanke an Gespenster in den Sinn kommen sollen? —

Und doch — ward ich gleichsam mit Haaren dazu gezogen, Geisteräußerungen wahrzunehmen, die mein Erstaunen rege machten. Ich befand mich am Ende des Rosenangergäßchens, als ich plötzlich ganz in meiner Nähe einen Wagen rasseln hörte, den meine Augen nirgends entdecken konnten. Von Natur neugierig, und sonder Furcht und Grauen, eilte ich ungesäumt einige und vierzig Schritte in die Nonnengasse hinein, von wo aus das Gerassel in meine Ohren drang.

Ich war, wohin ich laufen mußte, um zu entdecken, wer hier in einer Gegend, wo sonst des Fahrens eben nicht viel ist, so spät noch kutschire. Ich stand, horchte, gaffte, und fand — alle meine Erwartungen getäuscht. — Wunderbar! — dacht' ich bei mir selbst — hier fuhr doch, wenn anders ich gesunde Ohren habe, eine Kutsche, und nun ist wieder alles still; hier, wo ich bei dem hellesten

Mondenscheine die Straßen überschaue, müßte ich doch irgendwo den Wagen erblicken, der vor wenig Augenblicken noch ganz in meiner Nähe zu seyn schien. Nirgends sehe ich einen Thorweg geöffnet — auf den Dächern fährt man nicht mit Wagen — verschwinden kann er nicht — in der That wunderbar!

Indem ich so die Gassen hinauf und hinab sah, ohne dadurch den Zauberwagen herbei zu sehen, erneueten sich spukhafte Töne, zwar unvernehmlicher und dumpfer, als die vorigen, aber unverkennbar rührten sie von dem nämlichen, verschwundenen Fuhrwerke her. Die Töne kamen aus einem nach der Franziskanergasse führenden Quergäßchen. Ich eilte in dasselbe hinein, und hörte wiederum nichts. Ich durchlief dasselbe bis an die Franziskanergasse. Auch hier sah und hörte ich nichts; aber hinter mir, in dem eben erst durchlaufenen Gäßchen, begann abermals ein mir unbegreifliches Getöse. Es glich jetzt ganz vernehmlich dem dumpfen Gepolter, wie es aus einem heeren unterirdischen Gewölbe, in welchem arg hausgehalten wird, zu unsern Ohren dringen würde.

Ich dachte eben nicht an eine Wirkung böser Geister; noch weniger fürchtete ich die Erscheinung dieser Unholden, und dennoch war es mir in diesem

Augenblicke, als ob die Haare unter meiner Nachtmütze diese ein wenig lüfteten. Aber ganz unbeschreiblich war das kalte Graußen, besonders der Kopfhaut, welches dieses unwillkürliche Emporstreben der Haare begleitete. Wer dieß nie selbst empfunden hat, der wenigstens wird sich schwerlich eine klare Vorstellung von diesen Empfindungen zu machen im Stande seyn.

Aber ungeachtet dieses aufrichtigen Geständnisses dieser meiner Empfindung (die wohl nur in vorgefaßten Meinungen begründet zu seyn scheint, und der menschlichen Natur vielleicht allgemein, und von ihr unzertrennbar ist), muß ich zugleich so ruhmredig, als ehrlich versichern, daß ich auch nicht mit dem entferntesten Gedanken daran dachte, die Flucht ergreifen zu wollen; vielmehr kehrte ich ungesäumt auf's neue nach der spukhaften Gegend des Gäßchens zurück. Mein sehnlichster Wunsch war — das Dunkel in dieser Sache aufgeklärt zu sehen, und ich würde es mit dem Teufel selbst aufgenommen haben, wenn davon die Enträthselung des anscheinenden Teufelswerkes abgehangen hätte.

Mein rasches Zurückfliegen nach dem Wohnsitze des Poltergeistes — meine mit jedem Augenblicke mehr aufgeregte Sehnsucht nach Wahrheit und Licht in dieser moralischen Finsterniß — mein fester

Männersinn, und meine Entschlossenheit selbst zum Geisterkampfe — alles dieses half mir indessen zu nichts. Das Gespenst, mit welchem ich es nun einmal zu thun haben sollte, hatte mich noch oben drein zum Besten. Es hörte auf zu toben, wenn ich mich in seiner Nähe befand, und begann den Unfug von neuem, wenn ich wieder meine Straße gegangen war.

Ich ging indessen nur, um unermüdet und abermals zu stehen, zu forschen und zu horchen. Meine Gedanken und Muthmaßungen erschöpften sich bald, und tappten gleichsam in dem ungeheuern, leeren Raume der Möglichkeiten blind umher. — Um nicht ganz müßig und gedankenlos auf der Straße zu stehen, würdigte ich sogar den bekannten wilden Jäger der Ehre, zu überlegen, ob er sich vielleicht einmal von dem holzreichen, steilen Berge, an dessen Fuße unser Kronstadt liegt, in die Stadt hinab verirret, und jene Gaukelei der Ohren über mir verursacht haben möchte.

Aus diesem Traume ward ich indessen plötzlich durch das abermalige Rasseln der spukenden Karosse aufgeschreckt. Sie fuhr, mir ganz in der Nähe, rasch vorüber. Ich hörte sie nicht nur, ich erblickte sie dießmal auch. Es schien ein Einspänner zu seyn; und so hörbar das höllische Fuhrwerk auch

dahin rasselte: so war es doch nur sehr klein gestaltet.

Pfeilschnell flog ich hinter dasselbe her, und ereilte es glücklich in der Gegend, an der Ecke des Gäßchens, wo vormals ein Radbrunnen stand. Das ganze, schwer beladene Fuhrwerk wollte, sammt seiner bewegenden Kraft, die weder einen, noch vier Pferdefüße hatte, in ein Eckhaus hineinschlüpfen.

„In aller Welt, Herr Nachbar! — so redete ich den Nachtgeist an — ist Er es doch!“

Er. Ja wohl bin ich's! hat Er daran gezweifelt?

Ich. Gezweifelt? — freilich! — Wer glaubt um Mitternacht Ihn in den Karrn gespannt zu finden?

Er. Je nun! am Tage schämt mancher sich der Karre; Arbeitsamkeit und Sparsamkeit ist nur des Nachts nicht Schande.

Ich. Wie meint er das?

Er. So, wie die Worte lauten. Ich habe meine Wohnung verändert, und bin hier (in das zweite Haus, vom Radbrunnen angerechnet) eingezogen. Um das Fuhrlohn zu ersparen, karre ich selbst mir den Holzvorrath aus der verlassenen Wohnung hieher.

Ich. Aber warum denn gerade zu Mitternacht?

Er. Um nicht zu Mittage von Leuten, welche Lohnfuhren besser als ich bezahlen können, vorschnell ein zu guter Wirth gescholten zu werden.

Ich. So, so! — nun, arbeite Er sich nicht zu müde, Herr Nachbar! und schlaf Er dann wohl.

Der Nachbar, der auch mir eine gute Nacht wünschte, war ein Knopfstrickermeister, dessen Namen ich nicht nennen mag, weil ich nicht weiß, ob dieser arbeitsame und fleißige Mann es gern sieht; ohnehin thut ja auch sein Name nichts zur Sache. Die Karre, deren er sich zum Fortschaffen des Holzes bediente, war, bei der Kürze des Weges von der alten Wohnung zur neuen, sehr schwer beladen, und hatte ein mit Eisen beschlagenes Rad; daher das Rasseln auf dem Steindamme, das ohnehin bei mitternächtlicher Stille doppelt geräuschvoll durch die Straßen ertönete. — Auch muß ich noch bemerken, daß das dumpfe Gepolter durch das Auf- und Abladen des Holzes, in Gemächern des Erdgeschosses, veranlaßt ward, und daß der Umziehende mit dem Holzwerfen pausirte, wenn er Leute auf der Straße gehen

hörte, um durch seine mitternächtliche Beschäftigung kein Aufsehen zu erregen.

Siebzehnte Erzählung.

Der Teufel als Leiermann im Todtenbusche unweit Havelberg. *)

Unter dem Berge bei Havelberg in der Priegnitz sind unter andern die drei von dem Infanterie-Regimente von Arnim beurlaubten Mousquetiers Friedrich Beyer, Bock und Repschläger einheimisch. Indessen wohnen sie nur im Winter hier, und gehen, den Sommer über, als Floßholz- oder als Schiffs-Knechte, ihrer Nahrung nach. — Im Winter des Jahres 1799 wollten die eben genannten und noch vier andre Mousquetiers bei dem Ueberhandnehmen der Kälte den Ih-

*) Erzählt und verbürgt von dem Churmärkischen Schiffer und Königlichen Flössereiinspektor, Herrn Burghard, zu Rathenow.

rigen ein wenig Raff- und Leseholz suchen. Sie fuhren daher in einer mondhellen Nacht in kleinen Kähnen die Havel und nächst dem die Dosse hinauf, und landeten an einer zu dem Dorfe Fehlgast gehörigen Elslake, die, theils wegen ihrer Abgeschiedenheit fast von allen lebendigen Wesen, theils wegen der Unholde, die darin hausen sollen, der Todtenbusch genannt wird.

Es fing stark an zu regnen, als sie zur Stunde der Gespenster hier angekommen waren. Sie gingen in das schauerliche Gehölz hinein. Der Mond verbarg sein wohlthätiges Licht hinter das Gewölk des fast ganz bezogenen Himmels. Nur dunkel und zweideutig erkannten sie vor sich, gleich spukenden Riesengestalten, das gruppirte Gesträuch und die einzeln zerstreuten, abgestorbenen Baumstämme, deren faules Holz ihnen schreckhaft entgegen schimmerte. Nichts als das Plätschern des Regens auf dem Laube und ein einsames Käuzchen im ausgefaulten Aste einer verkrüppelten Eiche, unterbrach die Todtenstille. Alles war dießmal geeignet, unsern Abenteurern diesen mitternächtlichen Aufenthalt hier im Todtenbusche lästig und unangenehm zu machen. Es regnete zu sehr, als daß sie jetzt schon an die Erreichung des Zweckes ihres Hierseyns hätten denken können. Vielmehr eilten sie tiefer in das Di-

ckigt des Todtenbusches hinein, nach einer ihnen wohlbekannten, sehr dicken, holen Eiche, worin sie Schutz vor den Regengüssen suchten.

Nachdem sie des Schutzes dieser Eiche innerhalb ihrer geräumigen Hölung eine zeitlang genossen, und die Wolken sich ein wenig verzogen hatten, waren sie eben im Begriff, das Geschäft des Holzraffens zu beginnen, als plötzlich der Teufel in eigener Person sie daran verhinderte. Es war, um auf der Stelle des Todes zu seyn, wie dieser Höllenfürst in Riesengröße mit einer Leier unter dem Arme unsern Helden sich in den Weg stellte. Noch dreimal fürchterlicher rauschte in dieser öden Wildniß bei mitternächtlicher Stille die Höllenleier daher.

Vielleicht waren die Teufelsschauer nicht ganz berechtiget, hier auch nur Raff- und Leseholz für ihre Nothdurft zu sammeln; mithin fand der böse Feind sie auf unrichtigen Wegen, und dieß fiel ihnen zentnerschwer auf das Herz. Ihnen war nicht anders gemüthlich, als sollten ihre Seelen von dem scheußlich furchtbaren Leiermann in das Reich der Finsterniß — in die Hölle — hinabgeleiert werden.

Man kann leicht denken, daß die Geängstigten unter diesen Umständen des Raffholzes gern vergaßen, und unwillkürlich Verzicht darauf leisteten. Ihr einziges Streben ging vielmehr nur dahin, daß

sie möglichst bald ihre ledigen Kähne wieder erreichen möchten, ohne daß ihnen im Todtenbusche die Hälse gebrochen würden. — Hierzu war indessen nur wenig Hoffnung; denn so gut die mehresten von den sieben Kriegskameraden hier auch jeden Richt- und Seitenweg kannten: so schien der Leiermann sie doch noch viel besser zu kennen; und in welcher Richtung sie auch die Flucht ergreifen und entwischen wollten — immer vertrat ihnen der Furchtbare wieder den Weg, und ängstigte sie mit den Schreckenstönen seiner Leier.

So mochte er sie wohl schon eine halbe Stunde lang mit Höllenpein gemartert und in der Lake umher gejagt haben, ohne ihnen irgend einen Schlupfweg nach den Kähnen unversperrt zu lassen, als sie sich endlich genöthiget sahen, die von dem Landungsplatze etwas entfernte alte hole Eiche wieder aufzusuchen, und in derselben unter Zittern und Zagen und Stoßseufzern, die sie Gebet nannten, entweder den Uebergang der Gespensterstunde, oder ihr leztes Stündlein vereinigt abzuwarten.

Für dießmal hatte indessen der Teufel beschlossen, Gnade für Recht ergehen zu lassen. Kaum hatten sie die Gegend der Eiche wieder erreicht, so verstummten die Leier und die verfolgenden Fußtritte des pferdefüßigen Riesen. Vielleicht hatte er jezt

im

im nahen Fehlgast den seine Macht begränzenden Glockenschlag Eins vernommen.

Kein aus der größten Noth Erlöseter kann froher seyn, als unsre schweißtriefenden Mousquetiers jetzt waren. Man ging nun ruhig und unbehindert nach dem Landungsplatze und fuhr mit holzleeren Kähnen nach Havelberg zurück.

Man beschrieb und klagte einander was man gehört und gesehen habe, und wie gefährlich nahe der Leiermann bald dem Einen, bald dem Andern gewesen sei. Der Eine wollte ihn in gewöhnlicher Menschengröße, ein Anderer in Riesengestalt, und wieder Andere in der Größe des höchsten Baumes im ganzen Todtenbusche, gesehen haben. Alle verwünschten die verfluchte Teufelslake, und sechs von ihnen verschworen auf immer alles Holzholen bei Tage und bei Nacht aus diesem Todtenbusche.

Mit immer erneuetem Schaudern erzählten sie von ihrem Abenteuer Weibern und Kindern und Nachbarsleuten. Insbesondere warnten sie wohlmeinend alle diejenigen, welche auch wohl jezuweilen zur Nachtszeit von dorther Raff- und Leseholz zu holen pflegten.

Schon hatten sich die Vernünftigen und Vorurtheilslosen, denen die neue Mähre zu Ohren

gekommen war, mit Vermuthungen und Erklärungen aller Art die Köpfe zerbrochen, ohne der Wahrheit auch nur von fernher auf die Spur gekommen zu seyn. Jetzt trat Einer der sieben vermeinten Geisterseher — der oben genannte Friedrich Beyer — auf, und bewies seinen sechs nächtlichen Gefährten auf das Ueberzeugendste, daß Er allein, und kein Teufel, der Leiermann gewesen sei.

Der Hirte aus Fehlgast weidete im Sommer des Dorfes Heerde jezuweilen im Todtenbusche, und hatte sich jene geräumige hole Eiche zu einem Zufluchtsorte gegen Wind und Wetter zubereitet. In dem obern Raume des Baumes pflegte er diejenige Leier zu verbergen, auf welcher er aus langer Weile sich und seiner horchenden Heerde oft Eins spielte. Beyer allein wußte etwas von dieser Leier und dem geheimen Orte, der sie verbarg. Er suchte und fand sie bald, und beschloß nun, namentlich seinem Dienstgefährten Bock — der bei aller Gelegenheit versichert hatte, „daß er sich selbst vor dem Teufel nicht fürchte, und sich recht gern einmal mit ihm schlagen möchte“ - den obigen Streich zu spielen, um ihn und seinen Heldenmuth auf die Probe zu stellen. Als das Wetter in jener Spuknacht etwas erträglicher ward, wollte jeder an die Arbeit gehen. Jetzt sonderte sich Beyer, der

letzte im Baume, unvermerkt mit der gefundenen Leier von seinen Gefährten ab. Da er den bruchigen Boden der von vielen Gräben durchschnittenen Elslake besser als alle übrigen kannte, und genau wußte, wo er es wagen konnte, über die Horste hin durch das Dickigt einen Richtweg einzuschlagen und die Gräben zu überhüpfen: so war er ihnen rasch zuvorgekommen. — Ohne von den Uebrigen sogleich vermißt worden zu seyn, trat er, aus einer Gegend des Bruches her, wo sie unmöglich schon Einen der Ihrigen vermuthen konnten, ihnen plötzlich in den Weg, und leierte, indem er mit verstellter Stimme einen schrecklichen Baß dazu brummte. Man ergriff bebend die Flucht; er mußte natürlich vermuthen, daß man den Kähnen zueilen würde, und schnitt ihnen, so oft und in so verschiedenen Richtungen sie es auch versuchen mochten, jederzeit glücklich den Weg dahin ab. Die Angst ließ sie jetzt weniger, als vorhin, daran denken, ihren Gefährten zu vermissen, zumal da er sich zuletzt nahe bey der holen Eiche, unvermerkt und ebenfalls als ein Geängstigter, wieder an sie anschloß. Er war der Einzige, der den Leiermann in gewöhnlicher Mannes Größe gesehen zu haben behauptete. Alle übrigen schworen darauf, daß er ein ungeheurer Riese gewesen sey, wo

nicht gar die Höhe eines Baumes gehabt habe. „Wie hätte er auch sonst — meinten sie — jeden sumpfigen Graben und selbst die grundlosesten Niederungen des Bruches überschreiten wollen!“ —

So spielt, bei Vorurtheilen und einem bösen Gewissen, die Einbildungskraft den Wahngläubigen mit! —

Beyer freuete sich des wohlgelungenen Scherzes, und des Sieges, den er über seinen Kriegskameraden Bock davon getragen hatte.

Beiläufig lehrt diese Geschichte, daß mehr, als Großsprechereien — daß namentlich wahre Aufklärung, verbunden mit einem durchaus rechtlichen Lebenswandel, dazu gehöret, um es in der That und Wahrheit mit jedem Teufel aufnehmen zu können.

Achtzehnte Erzählung.

Die Berggeister bei Sierp in der Schwedischen Provinz Uppland ermorden ein Kind *).

Als am 25sten Julius des Jahres 1800 — an einem Freitage — die fahrende Briefpost von der Station Mehede, einem unweit Sierp in der Schwedischen Provinz Uppland gelegenen Dorfe, des Morgens abging, wünschte die viertehalbjährige Tochter eines dortigen Bauers, mit dem Postwagen ein Bißchen mitzufahren, um dann zu Fuße wieder nach ihrer Eltern Hause zurück zu gehen. Der Postillion, wohl bekannt in dieser Bauernfamilie, liebte dieses Kind vorzüglich, und konnte ihm die Erfüllung dieses Wunsches nicht abschlagen.

*) Eingesandt aus Stockholm, durch Herrn B. S. Ennes, Comtoirdiener bei den Grossiers Pehr Falk und Compagnie daselbst.

Er hob es zu sich auf den Wagen, und fuhr mit dem frohen Mädchen, nicht ohne Vorwissen ihrer Angehörigen, davon. Wegen des großen Waldes, der das Dorf umgiebt, hatte der Postillion die Vorsicht, das Kind nur drei oder vier Steinwürfe mitfahren zu lassen. Jetzt setzte er dasselbe herab von dem Postwagen, und entließ es mit den Worten: „nun, liebes Lieschen, nun geh hübsch wieder nach Hause.“

Wirklich nahm auch das Kind den Weg nach seiner Eltern Hause, welchen der Postwagen so eben gemacht hatte, wieder zurück, wovon der Schwager, bevor er weiter fuhr, Augenzeuge gewesen seyn will. Indessen kehrte das Kind, unstreitig aus Dummheit vom Wege abgekommen, dennoch nie wieder zu seinen ängstlich harrenden Eltern zurück.

Als es lange ausblieb, vereinigten sich mit den bekümmerten Eltern die Nachbarn, um gemeinschaftlich im nächsten Gehölze das verlaufene Kind wieder zu suchen; aber so unermüdet man auch den ganzen Freitag mit diesem Aufsuchen fortfuhr, so wurden doch diese Bemühungen mit keinem glücklichen Erfolge gekrönet. Das Kind war und blieb weg.

Tages darauf, am Sonnabend, wo sich die Nachricht von dem Unglücke der untröstlichen El-

fern immer allgemeiner und selbst in die umliegende Gegend verbreitete: vereinigten sich menschenfreundlich gegen siebzig Mann, welche das Suchen nach dem Kinde in dem großen Walde den ganzen Tag fortsetzten, und über diese süße Pflicht der Menschenliebe gern der Heuernte vergaßen, die eben jetzt aller Hände beschäftigte; leider waren aber auch diese Bemühungen vergeblich. Die Suchenden wurden von dem Abende des Tages übereilt, ohne auch nur die mindeste Spur von dem verlaufenen Kinde bemerkt zu haben.

Tages darauf, am Sonntage, nahm der Pfarrer des Ortes Gelegenheit, der Gemeine im Namen der bekümmerten Eltern des Kindes für die ihnen thätig erwiesene christliche Theilnahme Dank zu sagen, ihr die mit jedem verlornen Tage wachsende Gefahr, daß das Kind den Hungerstod sterben werde, auf eine rührende Art an das Herz zu legen, und sie im Namen Gottes zu ermuntern, in noch zahlreicheren Haufen und nach einem zweckmäßigeren Plane das christlichliebevolle Suchen nach dem Kinde fortzusetzen, und nicht vor der Zeit zu zweifeln, daß der Menschen Vater diese Nächstenliebe mit dem erwünschten Erfolge belohnen werde.

Dieß wirkte. Ungeachtet der immer dringende-

ren Heuernte-Geschäfte, versammelten sich mit dem Anbruche des nächsten Tages (des Montags) ungefähr sechshundert Erwachsene, die, nach und unter der Anleitung des Dorfschulzen und einiger ihm zugesellten Anführer, in bester Ordnung das nun planmäßige Geschäft des Suchens begannen — des festen Vorsatzes, nicht eher zu ermüden, als bis man das Verlorne, todt oder lebendig, wiedergefunden haben würde.

So war wenigstens die Stimmung der Suchenden im Ganzen. Zum Unglück für das Kind und die gute Sache, hatten sich indessen auch einige Abergläubige in den großen Haufen mit eingemischt, deren vielleicht nicht böse gemeinte, aber dennoch mörderische Aussprengungen das edle Werk dieses Tages bald hintertrieben und — kaum halb vollendet, fruchtlos machten. Diese von einem elenden Wahne verblendeten Menschen waren, anstatt den Ermunterungen des vernünftigen Pfarrers Gehör zu geben, nach einem sogenannten Weisen Manne (in Schweden: Unger-Greis) gefahren, um durch ihn sich wahrsagen zu lassen, ob und wie das Kind wieder gefunden werden könne.

Dieser trügerische Unglücks-Prophet hatte heilig versichert, „das vermißte Mädchen könne durch „kein Suchen wieder gefunden werden, weil es

„sich längst in den Klauen jener Berggeister „(im Schwedischen Bergtroll,) befinde, deren Tum„melplatz das in dem dortigen Walde befindliche „schauerliche Gebirge sei. Das Einzige, was „dasselbe aus deren Banden befreien könne, wären „zauberische Beschwörungsformeln, wodurch die „Berggeister sich gezwungen sehen würden, das „Kind wieder auszuliefern.“

Kaum war dieses mehr als alberne — dieses meuchelmörderische Geschwätz des Weisen Mannes unter die Menge der Suchenden verbreitet worden: so ermüdete man in dem mühsamen, und nun, nach der ihnen beygebrachten Meinung, völlig unnützen Geschäfte des Suchens. Man ging gegen Mittag, ohne das Kind gefunden zu haben, völlig beruhigt, nach Hause, und überließ nunmehr unbesorgt das Herbeischaffen des Kindes — dem Weisen Manne.

Dieser Schurke zauberte nun frisch darauf los; aber seine Gaukeleien blieben natürlich ohne allen Einfluß auf die vermeinten Berggeister. Es konnte nicht fehlen, das bedauernswürdige verirrte Kind war nun, seit der Einstellung des Suchens nach demselben, unwiederbringlich verloren; denn nichts hinderte dasselbe, sich vielleicht mit jedem Tage weiter zu entfernen.

Am 30sten August desselben Jahres, also nach vollen fünf Wochen, ward endlich das unglückliche Schlachtopfer der Unaufgeklärtheit und des Geisterwahnes zufällig im Walde wiedergefunden. Der Spürhund eines Forstbedienten, der hier in seinem Berufe war, witterte es unter einem Fichtenbusche, und that seinem Gebieter Anzeige davon. Es lag hier in der dicksten Wildniß todt auf dem Bauche. Der Ort war, in gerader Richtung, ungefähr eine Schwedische Meile, oder anderthalb deutsche Meilen, von des Kindes Heimath.

Allem Anscheine nach hat dieß Kind ganzer vier Wochen von Heidelbeeren und Waldkräutern gelebt; denn es war — ungeachtet der heißen Jahreszeit (des Augustmonats) — noch nicht in Verwesung übergegangen. Nichts, als die Nasenspitze, welche die bloße Erde berührte, war ein wenig angegangen.

Der Herausgeber schließet dieses traurige Ereigniß mit der Frage:

„Sollte man nicht von Seiten der Obrigkeit die Weisen Männer obiger Art, die man überall, in Deutschland, wie in Schweden, findet, eben so Von Rechts Wegen in das Zuchthaus schicken, wie man z.

B. den Trunkenbold rechtlich dahin sendet, wenn er in der Trunkenheit ein Menschenleben verkürzte? — "

Neunzehnte Erzählung.

Der spukende Bär in Friedrichshall.

Als Carl der Zwölfte, Schwedens unsterblicher König, im Winter des Jahres 1718 die Norwegensche Stadt Friedrichshall belagerte, ließ sich einst des Nachts zwischen zwölf und ein Uhr in der belagerten Stadt nicht weit vom Pulverthurm ein großer Bär sehen. Seine fürchterliche Stimme und seine Annäherung vertrieb gewaltsam jede Schildwache von ihrem Posten, und die heftig erschrockenen Krieger rannten athemlos der Wache zu, mit der Meldung, der Teufel treibe bei dem Pulverthurme sein Wesen in Bärengestalt.

Die Pflichtvergessenen wurden sogleich in Ketten gelegt, und ein Unteroffizier mußte sogleich die neue

Ablösung dahin abführen. Aber auch dieß Commando samt seinem Anführer nahm die Flucht, und wollte noch obendrein bemerkt haben, daß das Ungeheuer gerade auf sie zugekommen sei und Feuer aus dem entsetzlichen Rachen gespieen habe.

Jetzt sollte ein Offizier mit hinlänglicher Mannschaft die ärgerliche Erscheinung genauer untersuchen; allein bei ihrer Ankunft fand sich von dem Unholde auch nicht die mindeste Spur mehr. Wahrscheinlich war er entwichen, weil die Glocke schon Eins geschlagen hatte; denn bekanntlich lassen der Teufel und seine Spießgesellen sich bloß zur Stunde der Gespenster sehen.

Gleich am andern Morgen ließ der strenge Commandant, dem Buchstaben der Kriegsartikel gemäß, jene vom Posten gelaufenen Soldaten, so wie die, welche als Commandirte dahin gegangen waren, den Unteroffizier nicht ausgenommen, durch den Strang hinrichten. Sie alle behielten noch sterbend die Ueberzeugung, daß sie den Teufel gesehen hätten.

Als die Wachparade aufzog, und den Soldaten, wie gewöhnlich, die verschiedenen Posten, worunter auch der am Pulverthurme war, zugetheilt wurden, konnten diejenigen, welche die Nummern 11 bis 1 erhalten hatten, durch nichts in der Welt

bewogen werden, ihre Pflicht zu thun. „Da wir — sagten sie — die Wahl haben, uns entweder vom Teufel den Hals umdrehen, oder ihn vom Strickreiter zuschnüren zu lassen, so wollen wir lieber durch die Hand des letztern sterben, als in die fürchterlichen Klauen des Beelzebub fallen.“

Der Commandant, der alle seine Soldaten kannte, forderte daher die unerschrockensten Leute auf, und versprach jedem zwölf Ducaten und eine Unteroffiziersstelle, der den mitternächtlichen Posten am Pulverthurme übernehmen werde. Nach langem Schweigen meldeten sich zu den zwei Posten an der Vorder- und Hinterseite des Thurms zwey handfeste Pommern, jedoch mit der unablässigen Bedingung und unter der Voraussetzung, daß jeder Posten dießmal aus zwei Mann bestehen müsse, und daß sich also noch ein Paar Kameraden dazu anfänden. Dieß letzte geschah, und die vier braven Männer zogen auf den Posten, nachdem sie die Muskete mit doppelten Kugeln geladen und die Hähne daran mit neuen, scharfen Steinen versehen hatten.

Die ganze Besatzung war in der furchtbarsten Erwartung, die immer höher stieg, je näher die schreckliche Geisterstunde kam. Auf keiner Pritsche wurde geschnarcht, kein Unteroffizier erzählte von

seinen Kriegsthaten, kein Tambour machte Possen: allenthalben herrschte ein düsteres Schweigen. Am Pulverthurme selbst machten die vier Posten ihren Gang mit großen Schritten, und beteten laut ihr Vaterunser.

Die fürchterliche Stunde schlägt und an ihren letzten Ton schließt sich in der Ferne ein dumpfes Brummen an. Bald darauf zeigt sich der schwache Schimmer eines Feuerglanzes. Das Brummen wird immer grausenvoller, und der Bär — erscheint. Ohne seine völlige Ankunft abzuwarten, ergreifen zwei Posten die Flucht, der dritte, ein Pommer, stürzt, indem er das Gewehr anlegt, zu Boden und bricht den Arm, und nur der vierte, sein Landsmann, feuert das Gewehr ab. Allein er hat entweder gefehlt, oder gestreift, oder — was ihm in diesem entscheidenden Augenblicke das Wahrscheinlichste ward — es ging die alte bekannte Behauptung in Erfüllung: „Gespenster können nicht verwundet werden." Jetzt ging der fürchterliche Bär mit entsetzlichem Brummen auf ihn los, und — auch er nimmt die Flucht.

Der Commandant hatte den gemessenen Befehl gegeben, daß ihm über den Hergang dieser Nacht augenblicklich Bericht erstattet werden solle. Man fertigte einen Unteroffizier ab; ehe jedoch

dieser wieder kam, entschloß sich ein alter Hauptmann, dem Gespenst entgegen zu ziehen. Er befahl einem Feldwebel, ihm zu folgen; dieser aber weigerte sich, und nur der gezogene Degen des Capitains brachte ihn zum Gehorsam. Ehe er abging, bewaffnete er sich mit einem Beil, und in die Scherpe steckte er ein scharf geladenes Pistol; der Feldwebel aber konnte seine Partisane (sein Kurzgewehr) behalten. Ueberdieß stellte er in kleinen Zwischenräumen nach dem Pulverthurme zu, Posten aus, damit sie auf seinen Siegesschuß desto geschwinder herbeieilen könnten. Der Brave ging nun voran, und der Feldwebel folgte ihm. Als er dem gefährlichen Platze näher kam, sah er an der Thür des Pulverthurms einen kleinen Schimmer. Er eilte schneller: „Hurtig, Kamerad! — rief er leise — dieß ist ein Teufel eigener Art! geschwind, aber leise!" —

Es gelang ihm, sich unbemerkt nahe an den Thurm zu schleichen. Rasch versetzte er dem Bären, der an der Thür des Thurms handthierte, auf den Kopf einen Schlag mit dem Beile, wovon die Bestie stürzte.

„Die Partisane an den Hals gesetzt, aber nicht eher zugestoßen, als bis er sich regt!" befahl der Hauptmann dem Feldwebel, und schoß hierauf

sein Pistol ab. Sogleich kamen mehrere Soldaten mit Fackeln und Laternen herbei.

Der Bär, welcher noch lebte, wurde seiner Haut beraubt, und es zeigte sich ein handfester Schwede, versehen mit Dietrichen und Brecheisen. Er hatte das Feuerspeien durch das in den Mund genommene brennende Ende einer Lunte bewirkt, und mit eben der Lunte hatte er den Pulverthurm in die Luft sprengen wollen.

Der Commandant ließ ihn am folgenden Tage in der Bärenhaut aufhängen. Der herzhafte Hauptmann aber bekam auf der Stelle das Patent als Major; der Feldwebel das, eines Fähnrichs.

Zwanzigste Erzählung.

Eine Fegefeuerseele wird mit einem Hammer geläutert.

In einem katholischen Dorfe, im S.... schen, starb ein junger Ehemann. Die Wittwe desselben hatte keine Kinder, und war mit ihrer Magd die einzige Bewohnerinn des Hauses. Das Bette der ersten stand in einer Stube des Erdgeschosses, die Magd aber schlief oben im Hause.

Was bisher in katholischen Ländern bei dem Absterben werther Verwandten jederzeit beobachtet zu werden pflegt, Besorgung der Seelenmessen, das war hier von der Wittwe unterlassen worden: ob aus Geiz, oder aus Ueberzeugung von der Entbehrlichkeit dieses Gebrauchs, das ist nicht bekannt. Folgender Vorfall aber, der sich einige

Tage nach dem Begräbnisse ereignete, schien mit der Vernachlässigung dieser Ceremonie in Verbindung zu stehen.

Die junge Wittwe lag um Mitternacht noch wachend, oder vielmehr leise schlummernd, in ihrem Bette. Da sie, eine Bauerfrau, kein Nachtlicht brannte, so war es finster in ihrer Stube, und nur durch die Ritzen der Fensterladen warf der Mond einige Lichtstrahlen in das Schlafgemach, so daß man immer noch eine menschliche Gestalt unterscheiden konnte. Mit einmal wird die Frau durch ein Geräusch aus ihrem leichten Schlummer aufgeschreckt, und erblickt eine weiße, unförmliche Gestalt, so, wie der Katholicismus gewöhnlich die Seelen der Verstorbenen abmalt, wenn sie, in schiefer Richtung, die Reise gen Himmel antreten. Kaum sieht die erschrockene Frau das Gespenst, so hört sie auch zugleich in einem dumpfen, schauerlichen Tone die Worte: „Seelenmesse, Seelenmesse!!"

Die Gestalt näherte sich dem Bette, und vergrößerte sich bei der Annäherung immer mehr und mehr. Der armen Frau brach der Angstschweiß aus. Sie glaubte nichts gewisser, als in dem Gespenste den Geist ihres verstorbenen Mannes zu er-

blicken, der, wegen der Seelenmessen, welche sie für ihn hatte halten lassen wollen, nun im Fegefeuer jämmerlich braten müsse, und ihr deshalb Vorwürfe mache. Immer näher schwebte das Gespenst auf das Bette zu; immer erschütternder wiederholte es jene bedeutenden Worte mit ängstlich wimmernder Stimme. Die hart geängstigte Frau wagte es nur jezuweilen, einen Blick unter der Bettdecke hervorzuthun. Endlich sah sie die furchtbare Gestalt unter fürchterlichem Aechzen langsam zurückweichen, bei ihrem Abzuge immer kleiner werden, und zuletzt unvermerkt durch die Thür verschwinden.

Die Erschrockene harrete unter manchem Stoßseufzer auf den Anbruch des Tages. Kaum fielen die ersten Sonnenstrahlen in ihre Stube, so stand sie auf, und untersuchte Thüren und Schlösser. Zu ihrer nicht geringen Verwunderung fand sie alles gut verschlossen und verriegelt. Dieser Umstand überzeugte sie vollkommen, daß das, was sie gesehen, niemand anders gewesen seyn könne, als die Seele ihres verstorbenen Mannes, die eher keine Ruhe finden könne, als bis die gewöhnliche Seelenmesse für sie werde gehalten worden seyn. Ohne daher erst an ihr Frühstück zu denken, zog sie ihre Sonntagskleider an, des festen Entschlusses,

zum Pfarrer des Orts zu gehen, um bei demselben doppelte Seelenmesse zu besorgen, und durch erhöhete Bezahlung das Versehen wieder gut zu machen. Indessen sprach sie, auf dem Wege zur Pfarre, bei ihrem im Dorfe wohnenden Bruder, einem Böttiche,, vor, und erzählte ihm erst das fürchterliche Nachtereigniß.

Als sie die Erzählung in ihrer ganzen Länge geendet, und sich dabei unzählig oft gekreuzigt hatte, sagte der Bruder: „Du sollst heute noch nicht zum Pfarrer gehen; erst will ich diese Nacht in Deinem Hause schlafen, um zu sehen, ob das Gespenst wiederkömmt; ich muß es selbst sprechen.“

„Bei allen Heiligen! — so fiel sie ihm in die Rede — thue das nicht, lieber Bruder; es dreht Dir den Hals um!“

„Oder ich dem Gespenste!“ antwortete er in einem bedeutenden Tone.

Obgleich die Frau noch manche Bedenklichkeit äußerte, so mußte sie doch endlich dem Bruder versprechen, ihren frommen Besuch bei dem Beichtvater noch zu verschieben.

Als es Nacht geworden war, schlich sich der Böttícher, ohne von jemand bemerkt zu werden,

mit seinem hölzernen Hammer bewaffnet, ins Haus seiner Schwester, und versteckte sich unter das Bette derselben; sie selbst legte sich in dasselbe hinein.

Kaum hatte die Geisterstunde geschlagen, so erschien von neuem der Geist, und wimmerte sein fürchterliches: „Seelenmesse! Seelenmesse!“ —

„Warte! ich will Dich zur Ruhe bringen!“ rief der brave Bötticher, indem er aus seinem Hinterhalte hervorgeeilt war, und in dem nämlichen Augenblicke auf das riesenhohe Gespenst mit seinem Gewehr wacker loshämmerte. Kaum waren einige derbe Schläge geschehen, so fielen unter gräßlichem Geprassel ganze Stücke von dem Riesengeiste zu Boden. Bald darauf, da die Schläge zu häufig kamen, und zu nachdrücklich wiederholt wurden, ertönte eine fürchterliche Baßstimme, mit den Worten: „O Jesus Maria Joseph! ich bin ja, der Pfarrer!“ —

„Du wärst unser Herr Pfarrer? — Ein Gespenst bist Du!“ — antwortete der handfeste Geisterbanner, und ließ sich für jetzt noch nicht irre machen im Gebrauche seines höchst kräftigen Verbannungsmittels, bis er endlich befürchten mußte,

der feiste Geist möchte wirklich seinen Geist aufgeben. Jetzt hielt er es daher für rathsamer, ihn auf eine natürlich nicht sehr sanfte Weise vor die Hausthür hin zu fördern, wo er ihn seinem Schicksale überließ.

Es würde etwas überflüssiges seyn, hier noch besonders sagen zu wollen, wer der Geist gewesen sey. Er selbst hat es den Lesern gesagt. Nur das müssen wir noch bemerken, daß derselbe die Magd des Hauses gewonnen, und überredet hatte, ihm in der Mitternachtsstunde unvermerkt die Hinterthür des Hauses zu öffnen, und ihn hereinzulassen. Um die Gestalt eines schreckenden Geistes zu erhalten, bediente er sich eines runden Schachteldeckels, den er mittelst eines darin befestigten Stockes über dem Kopfe hielt. Von allen Seiten herab hing ein großes, weißes Bettuch, so, daß es seinen ganzen Körper bedeckte. Die Erhöhung seiner Gestalt bewirkte er durch den erwähnten Stock, womit er den mit dem Tuche behangenen Schachteldeckel über seinem Kopfe beinahe bis an die Stubendecke erheben konnte. Das Herabstürzen dieses Deckels verursachte auch das laut tönende Geprassel, als der Bötticher seinen hölzernen Hammer so wacker handhabete.

Hätte die Frau diesen Vorfall nicht ihrem vernünftigen und beherzten Bruder erzählt, sondern

wäre wirklich zum Pfarrer gegangen: so würde niemand sie davon überzeugt haben, daß sie nicht den Geist ihres verstorbenen Mannes, sondern nur eine Truggestalt gesehen habe; denn der Gaukler würde, nachdem er seinen schmutzigen Zweck erreicht hätte, sich gewiß nicht wieder der Gefahr ausgesetzt haben, zufällig als ein Betrüger entdeckt zu werden.

Ein und zwanzigste bis acht und dreißigste Erzählung.

Beiträge zur Rechtfertigung des Volksglaubens, als könnten die Todten spuken *).

(Einleitung zu diesen achtzehn Beiträgen.)

Man kann die gerechte Besorgniß:

„daß wohl je zuweilen ein Sterbender nur anscheinend todt seyn, und von der schlummernden Lebenskraft die rückkehrende Bewegungsfähigkeit zu spät wieder erhalten möchte,"

dem großen Volkshaufen nicht kräftiger ans Herz legen, als dadurch, daß man ihn mit seinen eigenen

*) Verglichen mit Fr. H. A. Wallroth's, (Pfarrers zu Breitenstein in der Grafschaft Stollberg-Roßla) Predigt:

„Nicht jeder Mensch ist todt, der es zu seyn scheint."

Stollberg am Harz. 1798. 8.

Waffen schlägt, indem man ihn theils durch die mannichfaltigen Aeußerungen des Aberglaubens, theils durch die entdeckten Unglücksfälle selbst, seines Irrthums überführt. Denn eben weil z. B. an folgenden, allgemein bekannten, abergläubischen Meinungen Etwas Wahres ist, sind sie in obiger Hinsicht die Ankläger derer, welche durch sie zu falschen Schlußfolgen und Maßregeln sich verleiten ließen. Man sagt:

1) „Wenn die Leiche auf dem Strohe noch einmal seufzet;“

2) „wenn sie weich bleibt;“

3) „die ihrem Munde nahe liegenden Tücher, Todtenhemden und Bänder verschluckt; oder

4) „die Augen noch einmal aufschlägt: so pflege ein Glied aus der Familie bald sterbend nachzufolgen.“

5) „Wenn die Leiche den Mund öffnet, um Luft einzuziehen;“

6) „Wenn sie mit dem Munde laut hörbar schmatzet und spuket;“ und

7) „wenn beim Läuten der Todtenglocke die Farbe des Gestorbenen sich verwandelt: so sehne er sich nach der Erde.“

8) „Nahe bei einem Verstorbenen muß man nicht laut weinen;“ noch viel weniger aber

9) „ihm namentlich zurufen: damit der Todte nicht wieder aufgeschrieen werde.“

10) „Man muß den aufstehenden Mund des Gestorbenen fest zudrücken;“ und

11) „ihm die Kopfunterlage rasch wegziehen: „damit er sanft ruhen möge.“

Aus der Allgemeinheit dieser sprichwörtlichen Volkssagen, deren es noch viele ähnliche geben mag, folgt in der vorhin gewählten Ordnung:

1) daß, laut Erfahrung der Menge, mancher Scheintodte, in seiner Unfähigkeit, auffallendere Zeichen der noch vorhandenen und wiedererwachenden Lebenskraft zu geben, nach Beistand und Hülfe geseufzet haben mag;

2) daß mancher vermeintlich todte Körper schon vor der völligen Erstarrung desselben beerdiget wird;

3) daß man, so selten auch die Beerdigten aus den Gräbern wieder ausgegraben, oder in den Ge-

wölben noch einmal geöffnet und besichtiget werden, doch zuweilen die uns schrecklich anklagende Bemerkung gemacht haben muß, daß todtgeglaubte Wiedererwachte in ihrer letzten wahren Todesangst die Tücher und das Leichengewand, dessen sie, vielleicht fest eingeschnürt, mit dem Munde habhaft werden konnten, verschluckt haben, vielleicht um nur rasch den Tod des Erstickens zu sterben;

4) daß dieß Aufschlagen der Augen (gemeiniglich Todtenblick genannt) ein wahrer Lebensblick seyn kann, und nicht selten gewesen seyn mag. „So weiß ich den Fall — sagt Hufeland *) — daß ein Todtenweib einige Zeit nach dem Tode eines Mannes, den sie eingekleidet hatte, äußerte: „„es werde wahrscheinlich bald noch Eins von der Familie nachsterben, denn der Verstorbene habe im Sarge ein Auge aufgethan, und sie habe dieß schon öfter als eine übele Vorbedeutung bemerkt."" Eine so wichtige Lebensäußerung ist also für diese Menschen nichts, als Nahrung des Aberglaubens; und nun zweifle man noch länger, daß Unzählige lebendig begraben werden!"

*) Ueber die Ungewißheit des Todes, Weimar 1791. Seite 21.

5) Daß die Scheintodt-Ohnmächtigen den ihnen gewaltsam verschlossenen Mund wieder eröffnen, und zwar — wenn auch nicht jedesmal — doch zuweilen in der Absicht, um nach atmosphärischer Lebensluft zu schnappen, ohne daß die vom Vorurtheile verblendeten Ihrigen diesen Wink der Natur verstanden.

6) Daß das so häufige Schmatzen der Gestorbenen — wenn es auch oft weiter nichts, als das krampfhafte unwillkürliche Zusammenziehen oder Abspannen der Sehnen und Nerven des Kinnladens seyn mag, doch auch eben so gut eine wiedererwachende Lebenskraft des Scheintodten, der das Bedürfniß des Einathmens frischer Luft fühlt, seyn kann.

7) Daß der durchdringende Laut der Sterbe- und Begräbnißglocken einige Scheintodte, die vielleicht alles um sich her hörten, ohne dieß auf irgend eine Art den Umstehenden andeuten zu können, so schrecklich erschüttert haben mag, daß sie die Farbe darüber veränderten.

8) Daß auch selbst schon vom lauten Wehklagen manche geliebte Scheinleiche veranlaßt seyn mag, ihre Kraftanstrengungen spukhaft sichtbar zu machen.

LB Coburg

9) Daß dieß noch öfter dann der Fall gewesen zu seyn scheint, wenn man ihr ihren Namen ins Ohr schrie.

10) Daß es eine grausame Gewaltthätigkeit sey, der Natur zum Trotze den aufstehenden Mund aus allen Kräften zuzudrücken, weil so der Lebensluft zum Wiederbeleben des Scheintodten der natürliche Eingang, wo nicht unmöglich gemacht, doch gewiß allemal erschwert wird.

11) Daß der Scheintodte freilich in den sanften Todesschlummer gewaltsam hinübergerückt werden muß, wenn man durch das Wegziehen der Kopfunterlage das Blut zum Kopfe treibt, wo nicht gar ihm das Genick bricht.

Uebrigens mögen hier abermals einige verbürgte und unleugbare, hieher gehörige Thatsachen folgen:

„Aber das Vorurtheil geht noch weiter“ — sagt bei einer ähnlichen Gelegenheit Hufeland *): „Nicht genug, daß viele Menschen nicht sehen wollen, und bei dem Lebensblick der Scheinleichen, und andern sichtbaren Veränderungen derselben, an alles in der Welt eher denken, als an die Möglichkeit einer Wiederbelebung; es scheint sogar, daß einige es für unerlaubt, und für einen sträflichen Eingriff in die Ordnung der Dinge

*) Ueber die Ungewißheit des Todes. Weimar 1791. S. 34.

halten, wenn ein Todtscheinender sich's einfallen läßt, wieder lebendig zu werden."

„Für dieß, oder für ein Blendwerk des Teufels, muß wenigstens jene alte Leichenfrau es genommen haben, die, wie ich von glaubwürdigen Zeugen weiß, sich rühmte, es habe einst des Nachts eine Leiche, bei der sie die Wache gehabt hätte, sich aufgerichtet; aber sie habe sie mit den Worten wieder niedergedrückt: „„Ei was willst Du unter den Lebendigen? nieder mit Dir; Du gehörst nicht mehr zu uns!"" und die Leiche habe sich nicht weiter geregt." —

„Hat man sich wohl einen solchen Grad von Aberglauben möglich gedacht? und dürfen wir mit gutem Gewissen unsre Leichen noch ferner in den Händen so unwissender Todtenweiber lassen?"

Wahrhaftig, jener Franzose hatte nicht Unrecht, der, nachdem er als ein Todter in den Sarg gelegt worden, und in demselben wieder erwacht war, dem Todtengräber auftrug, zu dem katholischen Geistlichen, der ihm die letzte Oelung gegeben hatte, zu gehen, und ihn zu entschuldigen, daß er sich die Freiheit genommen hätte, wieder lebendig zu werden *).

*) Journal des Sçavans.

Ein und zwanzigste Erzählnng.

Frau Freyinn von Armfeld, gebohrne Hildebrand zu Bystad in Schweden *).

Herr Hildebrand, ein sehr angesehener Schwede, und unter den Bürgerlichen in Schweden unstreitig die begüterteste Privatperson im ganzen Königreiche, besitzt unter andern auch das schöne und einträgliche Eisenwerk Bystad in der Landschaft Nerike. Zu diesem Eisenwerke gehört eine eigene Kirche, in deren Nachbarschaft der Küster wohnt. Im Jahre 1785 ging dieser einst spät am Abend vor der Kirche vorbei. Töne des Schreckens und Entsetzens drangen aus der Kirche zu seinen Ohren. Es war ihm, als hörte er ein aus der Erde

*) Eingesandt und verbürgt aus Stockholm von einem Manne, der zwar öffentlich nicht genannt seyn will, dem Herausgeber aber als ein Wahrheitsfreund bekannt ist.

hervordringendes Stöhnen, Wimmern und Wehklagen. Durch die Vorurtheile der Erziehung von Jugend an furchtsam, fand der Küster keinen Beruf, über den Ursprung dieser Wundertöne — der ihm so nahe lag — ruhig nachzudenken. Vielmehr eilte er, ohne Herz und Kopf, über Stock und Block nach seiner Behausung, um die Nachricht von dem schlecht genug bestandenen Abenteuer den Seinigen mitzutheilen. Hu! wer wollte auch in einer so beängstigenden Nähe bei unruhigen Todten vorwitzig verweilen! — wer über Wunder dieser Art, die dem Ohre so grausenvoll klingen, auch nur einen Augenblick kaltblütig nachdenken! — —

Indessen erregte die Erzählung von dem Vernommenen doch endlich die Neugierde einiger sogenannten Beherzten. Man beschloß, zwar nicht ganz nahe an die Kirche hinan zu gehen, aber vorsichtig sich ihr wenigstens bis dahin zu nähern, wo man ohne Gefahr, von den Geistern selbst überrascht und erschreckt zu werden, deren Wimmern und Wehklagen behorchen könnte. — Man schlich vorwärts, und horchte bei jedem bedachtsamen Fortschritte. Hu! es war entsetzlich, wie bei nächtlicher Stille schon in bedeutender Ferne das durchdringende Gekreische und ein erschütterndes Wimmern bis zu den Ohren der Horchenden drang.

Herzen von Stein und Erz hätten darüber erweicht werden mögen! —

Wirklich wurden auch unsre Horchenden bis zu stillen Thränen gerührt und tief erschüttert. Die Mühe und das vermeinte Risiko, sich dem Tummelplatze der Geister noch mehr zu nähern, ward ihnen von den Wehklagen erspart; denn ihres Horchens Zweck — Ueberzeugung durch eigene Ohren und Befriedigung der sie treibenden Neugierde — war ohnedieß schon erreicht. Zwar sahen sie nirgends etwas Geistähnliches; aber das Zetergeschrei der Fegefeuerseelen, die hier zu hausen schienen, ward immer schrecklicher; daß aber dieß Angstgeheul keinem andern, als solchen qualvoll geläuterten Seelen, angehören könne und müsse, war ihnen unbezweifelt gewiß; denn sie glaubten mit Ueberzeugung, mitten unter dem kirchlichen und unterirdischen Jammergeschrei auch die Worte: „Gott!" — „Jesus!" — „Maria!" — „Erbarmung!" — dunkel vernommen zu haben.

„Ja wohl Jesus! Maria! denn wer anders als die können Euch Unglücklichen helfen" dachten sie mitleidig seufzend — und eilten zurück, um nicht länger die Zeugen einer so erschütternden Scene zu seyn. Triefend vom Angstschweiße hüllten sie sich tiefer als je in die Betten,

und träumten von marternden Teufeln, und von Seelen, welche eine verspätete Reue zur grausenvollen Verzweiflung bringt.

Am nächstfolgenden Morgen führten Dienstgeschäfte den Küster und Neugierde einige andere Menschen, die von dem spukenden nächtlichen Wimmern gehört hatten, in die Kirche. Der Kommenden harrete ein entsetzlicher Anblick. Eine Wöchnerinn lag todt in ihrem Blute und hatte ein todtes Kind im Arme. Die Sache hing also zusammen:

Des erwähnten Herrn Hildebrands Frau Tochter, erst mit dem Freyherrn von Horn, dann mit dem Freyherrn von Armfeld verheiratet, war schwanger, und wünschte auf dem väterlichen Landgute Bystad ihre Niederkunft zu halten. Die Geburtsschmerzen erschöpften und überstiegen ihre Kräfte, und sie starb, nach langer Marter, unentbunden. Ihr Tod war indessen nur Scheintod. Gleich einer wirklich Gestorbenen lag sie ohne Empfindung in einer vier und zwanzigstündigen Ohnmacht. Da die sie umgebenden Menschen — unstreitig gemeine und unwissende Leute — nicht im geringsten an der Wirklichkeit ihres Todes zweifelten: so ward von ihnen der Befehl, die vermeintlich Todte sogleich in das Familien-Ge-

wölbe am Hochaltar in der Stille beizusetzen, sogleich vollzogen — — — — *).

Gegen die Nacht war die Scheintodte aus ihrer tiefen Ohnmacht erwacht. Mit der Rückkehr des Bewußtseyns und der Empfindung hatten sich auch die Geburtsschmerzen wieder eingestellt. Die während der Ohnmacht schlummernde Natur hatte hinreichende Kräfte gesammelt, um die Geburt fördern zu können. Der neue Mensch, im Sarge geboren, war da. Aber nirgends eilte der unglücklichen Schwachen und ihrem Säuglinge eine mitleidige Menschenhand zur Hülfe.

Sie hatte in der Angst den Deckel des Sarges, der unbefestiget über ihr lag, mit schwacher Hand aufgehoben und von sich, an die Erde hinab, gestoßen.

Alles ihr Wimmern und Flehen, ihr Kreischen und Rufen nach Hülfe war umsonst. Sie, deren Vater über Millionen zu gebieten hat, war und blieb hülflos und einsam in der grausenvollsten Verlassenheit. Zwar wurden ihr Wehklagen und ihre Seufzer von Menschen-Ohren vernommen; aber Irrthum und Wahn, Verstandesfinsterniß und Unaufgeklärtheit, hatten den Küster und alle

*) Der Concipient verschwendet seine Gedankenstriche nie zwecklos.

die übrigen Kinder der Dummheit und des Aberglaubens bethört und für die Stimme menschlicher Wehmuth und Verzweiflung taub gemacht.

So ganz verlassen von aller Welt und mit dem schrecklichsten Tode ringend, nahm sie nun ihre Zuflucht zum Himmel, und erflehete das ihr von Menschen verweigerte Erbarmen von des Erbarmens Vater, von ihm, der aller Menschennoth ein Ende macht und für das Uebermaß erduldeter Leiden einst schadlos halten will. Daher die von dem Küster bis in die Ferne hin vernommenen Worte: „Gott! Jesus! Maria! Erbarmen!“

Wehe denen, die, solcher nicht ganz seltenen Thatsachen ungeachtet, an der Möglichkeit des Wiedererwachens im Sarge und der dadurch veranlaßten langen Qual, noch zweifeln können, und deren Beredsamkeit diese Zweifel — zum Unglück für die scheintodtsterbende Menschheit — selbst in Wochenblättern für's Volk und in vielgelesenen Monatsschriften, geltend zu machen weiß! —

W.

Zwei und zwanzigste Erzählung.

Ein Rasender an Ketten stirbt, spukt, und erwacht mit Vernunft zum neuen Leben. *)

Um das Jahr 1770 ging W.., ein hoffnungsvoller junger Maler aus Duderstadt, auf Reisen, um sich in seiner Kunst zu vervollkommnen. Kaum war er einige Meilen von der Vaterstadt, so fiel er Preußischen Werbern in die Hände, die ihn, mittelst ihrer bekannten Ueberredungskünste, zum Rekruten machten.

Der junge Mensch, den das unüberlegt gegebene Wort schon nach dem ersten Ausschlafen bitter gereuete, fügte der ersten Uebereilung die zweite hinzu, und ergriff die erste die beste Gelegenheit, die sich ihm zum Entwischen darbot.

*) Eingesandt und verbürgt durch den Patrizier, Herrn Joh. Gottfr. von Wehren, zu Duderstadt.

Er entsprang sehr unglücklich; denn er ward von den Werbern sogleich eingeholt, und — weil er sich zur Wehr setzte, sehr gemißhandelt. Einige Schläge, die er in der Hitze des Zweikampfes über den Kopf bekommen hatte, waren in ihren Folgen von so übler Wirkung, daß er den Verstand darüber verlor.

Er war vaterlos und ohne Geschwister, und hatte nur eine alte selbst hülfsbedürftige Mutter. Diese nahm sich des Unglücklichen an, war aber nicht im Stande, ihn zu bändigen. Er entlief ihr oft, und irrete mit fürchterlichen Geberden in der Stadt herum. Indessen schien seine Narrheit glücklicher Weise gutartiger Natur zu seyn; denn er that keinem Kinde etwas zu Leide. Aber ein jeder, dem er begegnete, entsetzte sich ob des fürchterlich wilden Blickes des Wahnsinnigen, und wich ihm aus.

Die Polizei hätte freilich unter diesen Umständen die erforderlichen Sicherheitsanstalten treffen, und so dafür sorgen sollen, daß er nicht entwischen, mithin auch die Einwohner der Stadt in keinerlei Gefahr setzen konnte; da indessen seinetwegen noch keine Klage eingelaufen war: so schwieg friedliebend auch die Polizei. — Unstreitig wartete sie nur auf Beschwerde über ein von dem Verrückten angerichtetes Unglück, des festen Vorsatzes, Gegenanstal-

ten und herrliche Vorkehrung zu treffen, sobald — der Schaden geschehen seyn würde.

Zu seinem und seiner Mitbürger Glücke war im Rathe der Vorsehung seine Besserung beschlossen. Sein Wahnsinn ließ, nach einigen Jahren, nach, und verwandelte sich in ein blos scheues Wesen. Seiner Nachbarinn, einem bildschönen, aber gefallenen armen Mädchen, glückte es, ihn auch davon zu befreien. Menschenfreundlich, und gewiß ohne alles unedle Interesse, unternahm es diese gute Person, ihn schon während der wirklichen Geistesabwesenheit durch ein nachgebendes, zuvorkommend gütiges Betragen an sich zu gewöhnen, und sich ihm, bei der nachmaligen bloßen Menschenscheu, nach und nach in eben dem Grade unentbehrlich zu machen, in welchem die Menschen überhaupt, durch ein — wo nicht liebloses — doch fehlerhaftes Betragen, ihn von sich entfernten und zurückstießen. Dadurch gelang es ihr, daß sie zuletzt alles über ihn vermochte. Was sie ihm rieth, das that er, auch wenn es ihm Ueberwindung kostete; und was sie nicht gut heißen konnte, das ward ohne Bedenken auch von ihm verworfen und aufgeopfert.

Geleitet von einem edlen Herzen, und von dem natürlich richtigen Gefühle der oft verkannten Pflicht gegen Geisteskranke, betrug sie sich jederzeit so

gegen den unglücklichen Nachbar, daß der erfahrenste Seelenarzt ihr keine richtigere Benehmungsart gegen ihn hätte zur Pflicht machen können. Dafür hatte sie nun die unbeschreibliche Menschenfreude, ihren Kranken täglich mehr genesen und ihn endlich ganz hergestellt zu sehen.

O möchte Keiner von allen, in deren Händen sich Unglückliche dieser Art befinden, zu früh verzweifeln!

Aber der Guten, von der hier die Rede ist, war es vorbehalten, ihrem schönen Werke die Krone aufzusetzen. Es hatte nicht fehlen können, ihr sich immer gleich bleibendes, liebreiches Betragen hatte schon in der noch halb verwirrten Seele des Jünglings das Pflichtgefühl der reinsten Dankbarkeit und — Liebe rege gemacht, zu welcher sich, als der Geist genas, auch Geschlechtsliebe und die in deren Gefolge befindlichen Wünsche und Plane geselleten.

Den Liebenden lehrte die Liebe wieder Geschmack an nützlicher Thätigkeit finden. Einige menschenfreundliche Mitbürger, welche mit Recht diesen rückkehrenden Geschäftigkeitstrieb, so fern er genährt würde, für das beste Mittel zur Vollendung der Kur hielten, gaben ihm vollauf zu thun. So gewann er selbst wieder sein gutes Brod, und noch so viel darüber, daß er damit allenfalls noch ein ar-

beitsames liebes Weibchen mit ernähren konnte. Diese Betrachtungen machten ihn so dreist, daß er im Ernste seiner geliebten Pflegerinn sein liebevolles und dankbares Herz antrug.

Die Geliebte kam dadurch in keine geringe Versuchung. Welchen Entschluß sollte sie fassen — welchen Bescheid ihm geben? — Ihr Herz durfte sie nicht um Rath fragen, denn auch hier war das, was anfangs bloß uneigennütziges Mitleid gewesen war, längst in Zuneigung und Liebe übergangen. Aber als eine nicht mehr leichtsinnige Person forderte sie von ihrem Verstande einen Entschluß. Und der — ach, wie hätte der einen andern Ausspruch thun können, als den, daß es immer ein sehr gewagtes Unternehmen sey, einen Mann zum Gatten zu nehmen, dessen Verstandlosigkeit, vielleicht im verletzten Gehirn begründet, durch zufällige Veranlassung wiederkehren könne — einen Mann also, der ihr nur so lange Brod geben werde, als er das Glück habe, an Leib und Seele gesund zu bleiben. —

Herz und Verstand kämpften eine Zeitlang, und das Herz — dieser sieggewohnte Zweikämpfer — trug den Sieg davon. Die Vorstellung, daß sie, als Gattinn eines solchen, in immerwährender Gefahr schwebenden Mannes, die beste Gelegenheit

haben werde, ihn vor jeder, von außen her herbeigeführten Gefahr zu bewahren, befestigte vollends den schon gefaßten Entschluß.

In der That ging auch alles besser, als man glaubte. Er überließ sich ganz der liebevollen Leitung seines schönen Weibes. Sein scheues Wesen verlor sich nach und nach ganz, und seine Kunst, die Malerei, gab ihm und den Seinigen Brod.

Jetzt vermehrte sich auch seine Familie; denn nach neun Monaten gebar ihm sein Weib einen Sohn, und sie fuhr fast jährlich damit fort. Sein Fleiß und seine ordentliche Wirthschaft ernährte auch jetzt die zahlreicheren Seinigen.

Seine Gattinn hatte ihm zwar ein eignes kleines Häuschen zugebracht; allein dieses war für vermehrte Brodgeschäfte viel zu klein. Er konnte die Chaisen, Rennschlitten rc., welche er theils anstreichen, theils malen mußte, nicht auf die Diele zum Trocknen hinstellen.

Er miethete sich daher für einen billigen Miethzins in einer abgelegenen Straße ein sehr geräumiges Haus, welches nicht nur mit einer großen Diele, sondern auch mit Hofraum versehen war, der ihm in mancher Hinsicht nicht minder unentbehrlich war. Dieß Haus hatte er bereits funfzehn Jahre bewohnt, und für jedes Jahr die Pacht im-

mer richtig und pünktlich abgetragen — als er plötzlich — nicht in dem Miethzins gesteigert, sondern hinterpachtet, oder ausgemiethet, und vertrieben wurde. Ein katholischer Geistlicher hatte sich zum Werkzeuge dieser Hinterlist mißbrauchen lassen.

Schon mancher hatte bis dahin bei der Eigenthümerinn des Hauses den Versuch gemacht, den Maler zu hinterpachten, indem man immer, wiewohl fälschlich, vorausgesetzt haben mochte, dieser Miethsmann, mit einem nicht unbeträchtlichen Häufchen Kinder, werde die Hausmiethe nicht gehörig entrichtet haben. Aber die gutmüthige Eigenthümerinn widerstand lange der Versuchung, den etwas höhern Miethzins, den andere ihr darboten, zu nehmen; sie konnte sich nicht entschließen, eine Familie, welche in Zahlung des Schuldigen immer so pünktlich ordentlich gewesen war, zu verstoßen.

Aber diese von Natur gutmüthige Dame war — katholisch, und ihr natürliches Billigkeitsgefühl konnte endlich den Ueberredungskünsten ihres Seelsorgers nicht ferner Widerstand leisten. Genug, der arme Maler, der diese Wohnung um so unentbehrlicher fand, je weniger im ganzen Orte ein anderes ihm brauchbares Haus zu miethen war,

mußte sie jetzt plötzlich der Schwestertochter jenes katholischen Geistlichen einräumen, die einen Schreinermeister zu heirathen im Begriff stand, dem die Wohnung auch für seine Brodgeschäfte brauchbar und bequem war.

Der Maler vernimmt, daß er ohne Wohnung — oder, welches hier einerlei ist — mit einem innig geliebten Weibe und vielen Kindern ohne Brod sey, und auf der Stelle bringt dieser schreckliche Gedanke ihn abermals um den Verstand. Er wird wahnsinniger, als er je war. Weib und Kinder sind bei ihm des Lebens nicht mehr sicher. Die verzweifelnde Frau meldet ihr Unglück der Obrigkeit, und bittet, den Rasenden in Verwahrsam zu nehmen. Er wüthet so heftig, daß man ihn an Ketten anschließen muß. In diesem erbarmenswürdigen Zustande sehen die brodlosen Seinigen den bisherigen Ernährer drei lange Jahre hindurch.

In dem kalten Winter des Jahres 1789 bewohnte der Wüthende ein Zimmer, welches nicht geheizt werden konnte. Bei dem heftigen Grade der Kälte fand man ihn daher eines Morgens in todter Gefühllosigkeit und Erstarrung. So hatte nun der Erlöser aus aller Noth auch den Leiden dieses Unglücklichen ein Ende gemacht! — Sein

tiefgerührtes Weib und seine Kinder — vielleicht die einzigen unter allen — weinten ihm ungekünstelte Thränen des Mitleids nach.

Man traf die erforderlichen Beerdigungsanstalten, und die Stunde, wo die Leiche zur Erde gebracht werden sollte, war da. Ungefähr dreißig Stunden nach dem Zeitpunkte, wo man ihn todt gefunden hatte, warf man die steife Leiche in den Sarg, um sie gegen Abend zu beerdigen. Es war in einer frühen Morgenstunde, als man den Deckel auf den Sarg legen, und befestigen wollte. In diesem Augenblicke aber richtete sich der verstorbene Tollhäusler gespenstartig im Sarge auf, und erwachte — mit völlig gesunder Vernunft — zum neuen Leben.

Alle liefen vor Schrecken davon; denn sie glaubten nicht, es mit einem Scheintodten, sondern mit einem Gespenste, mindestens mit einem Rasenden, zu thun zu haben. Wäre dieser Scheintodte etwas früher in der Nacht erwacht, wahrscheinlich würde er dann zum zweitenmal, und wirklich gestorben seyn, indem aus Gespensterfurcht sich vielleicht niemand in ein Zimmer gewagt hätte, worin ein in Ketten gestorbener Rasender sich hören ließ. Glücklicherweise war jetzt der Tag angebrochen. Einer von den beherztesten Leuten wagte es, in das Ster-

bezimmer zurückzukehren. Er fand die vermeinte Leiche noch immer in sitzender Stellung im Sarge. Sie sah ihn bittend an, winkte ihm, und sprach matt einige unverständliche Worte.

Man gab sogleich der Obrigkeit Nachricht hiervon. Der Wiedererwachte ward in ein warmes Zimmer gebracht, und erhielt augenblicklich die Hülfe eines Arztes. Er kam wieder zu sich, und kehrte nicht nur völlig ins Leben zurück, sondern hatte auch von Stunde an den Wahnsinn verloren.

Er lebt noch diese Stunde, gesund an Leib und Seele, als ein ruhiger und fleißiger Arbeiter, im frohen Kreise der Seinigen, und scheint des Sarges noch lange nicht zu bedürfen.

Der Wiedererwachte erzählt, er habe während seines Scheintodes das Sprechen der Leute bei seiner Entkleidung deutlich vernommen, auch mit Seelenangst bemerkt, daß man nach seiner Länge das Maß zum Sarge nehme; aber es sey ihm durchaus unmöglich gewesen, auch nur den kleinsten Theil an seinem Leibe zu rühren, geschweige denn, zu sprechen. Auch meint er, er würde ohne die außerordentliche Heftigkeit, womit man ihn in den Sarg geworfen habe, und wodurch sein ganzes Wesen erschüttert worden sey, schwerlich ins Leben zurückgekehrt seyn.

Dieser letzte Umstand erinnert mich an folgende biblische Auferstehungsgeschichte ähnlicher Art.

Drei und zwanzigste Erzählung.

Ein beigesetzter Israelit kehrt aus der Gruft zu den Lebenden zurück.

Wir finden im zweiten Buche der Könige, und zwar im ein und zwanzigsten Verse des dreizehnten Kapitels, eine hieher gehörige Thatsache: Bei einem feierlichen Begräbnisse erhielt die Leichenbegleitung die Nachricht, es nähere sich ein feindlicher Ueberfall. Man warf daher den Todten in das erste, das beste Grab, und eilte, sich zu retten. Der Todte wurde, vielleicht durch das unsanfte Hinwerfen selbst schon, aus seiner Ohnmacht geweckt, erwachte von seinem Scheintode, erholte sich, und ging nach Hause; denn die Träger hatten in der Eile das Grab zu versperren vergessen, oder waren daran gehindert worden. Man glaubte nun,

der Erstandene sey wirklich todt gewesen, und suchte das Wunder durch die Vermuthung aufzuklären: „man müsse ihn in eine Prophetengruft — vielleicht in des Elisa Grab — geworfen haben.“

Scheintodte mögen von den Juden schon Tausende als Wirklichtodte begraben worden seyn; theils waren die Kennzeichen des Todes diesem Volke nicht richtig bekannt; theils konnte es aus religiösem Vorurtheile diese Zeichen nicht immer abwarten. Der Verstorbene ward noch vor Sonnenuntergang begraben, „damit man sich an der Leiche nicht verunreinigen möchte.“

In Palästina, so wie überhaupt in heißen Landstrichen, mögen zwar viele Leichen, schon nach wenig Stunden, in Verwesung übergehen; aber alle — das ist nicht möglich. Ein Wiedererwachen mußte unter dem Volke unerhört seyn, weil die Todten fern von dem Orte in Erdhölen oder Felsengewölbe beigesetzt, und hier durch das Vorwälzen oder Aufwerfen eines großen Steines gleichsam eingemauert wurden. Wer sollte ihr Schreien hier vernehmen? — wer den Ausgang ihnen erleichtern? Mußten nicht, da man alle Begrabene für wirklich Verstorbene hielt, einzelne Erwachte für wahre Wunder gelten?

Schein-

Scheintodte sind übrigens in unserm kalten Himmelsstriche nicht einmal ganz selten: um wie viel häufiger müssen sie im heißen Palästina seyn! —

Vier und zwanzigste Erzählung.

Die Schwangere in Tübingen *).

Die Gattinn eines Professors in Tübingen war sehr zu hysterischen Zufällen geneigt, und erschrak im sechsten Monat ihrer Schwangerschaft so sehr, daß sie die heftigsten Convulsionen bekam, und — nach vier Stunden todt war.

Zwei berühmte Aerzte, Camerer und Mauchart, und noch drei andere, konnten nicht anders, als ihren Tod für gewiß halten. Da war auch nicht die mindeste Bewegung, und keine Spur vom Pulsschlage oder vom Athemholen. Die stärksten Erweckungsmittel, die man anwendete,

*) Von den beiden Aerzten El. Camerer und Mauchart zu Tübingen.

blieben ohne allen Eindruck. — Nachdem man so fünf Stunden lang mit vergeblichen Versuchen zugebracht hatte, wollten die Aerzte sie, als unwiederbringlich verloren, verlassen. Jetzt hatte Camerer noch den Einfall, die Blasenpflaster, die man Tages zuvor auf beide Fußsohlen gelegt hatte, abzunehmen, und zugleich die Gesichtszüge auf das genaueste zu beobachten; und siehe, als man die Oberhaut vom großen Zehen abzog, bemerkte man einen Zug des Mundes, der so schwach war, daß er nur diesen aufmerksamen Männern nicht entgehen konnte. Für sie war er ein hinreichender Grund, diese Person nicht begraben zu lassen, sondern ihre Versuche zur Wiederbelebung derselben zu erneuern. Man fing an die empfindlichsten Theile zu reizen; man gebrauchte die eindringendsten Mittel, selbst das glühende Eisen, und es war fast kein Theil, den man nicht durch Stechen, Brennen und andere Reizungen aufs stärkste zugesetzt hätte. Alles umsonst, sie blieb todt, und doch wagte man nicht, im Vertrauen auf die obige kleine Lebensspur, sie zu begraben.

Sie lag ganze sechs Tage lang mit allen Zeichen des Todes, eine kleine Wärme in der Gegend des Herzens ausgenommen. — Nun schlug sie plötzlich die Augen auf, und fing an wieder zu

leben, wußte aber von allen dem, was in der Zeit mit ihr vorgegangen war, nichts. Nachdem sie sich mit einiger Nahrung erquickt hatte, wurde sie von einem todten Kinde entbunden, und erholte sich bald darauf völlig wieder.

Hier waren also ein kleiner Zug des Mundes, und ein Ueberrest von Wärme in der Herzgrube, hinlängliche Beweise des noch vorhandenen Lebens. Wie wichtig sollte uns also der kleinste Umstand bei einer Leiche, und wie sorgfältig ihre Beobachtung seyn! Aber was thun wir? Wir überlassen dieses ganze, so wichtige Geschäft der dummsten, vorurtheilvollsten Menschenklasse, den Todtenweibern, die weder Sinn für solche Bemerkungen, noch einen Begriff von der Möglichkeit des Wiedererwachens haben, die also, selbst wenn sie feine Lebensspuren bemerken, sie nicht achten, und schief auslegen *).

*) Dem Zustande dieser vor Schrecken in den Scheintod gefallenen Frau Professorinn ist der Zustand jener Personen des Hexenzeitalters vollkommen ähnlich, welche in dem Augenblicke, wo sie ersäuft, oder der Wasserprobe übergeben werden sollten, vor Entsetzen in Ohnmacht fielen, und nun, ohne zu ertrinken, Viertelstunden lang im Wasser zubrachten, dafür aber auch, eben weil sie auf eine der Unwissenheit unbegreifliche Art im Wasser am Leben blieben, als Hexen, dem Scheiterhaufen übergeben wurden, wo keine Ohnmacht sie ferner vor dem Meuchelmorde der Dummheit und des Pfaffenthums schützen konnte. W.

Fünf und zwanzigste Erzählung.

Jassorff zu Neubourg.

Hierher gehört auch die Geschichte, welche im Esprit des Journaux *) so erzählt wird: „So eben erhalten wir einen neuen Beweis von der Gefahr des zu frühen Begrabens durch folgende Nachricht aus Neubourg: Vor einigen Tagen starb der Pfarrer Jassorff. Man eilte ihn zu begraben, ohne die gehörige Zeit abzuwarten. Verschiedene Personen, die seinem Grabe nahe kamen, glaubten ein Getöse darin zu hören, und meldeten es; aber man hielt es für Folgen der Furcht, und achtete nicht darauf. — Da indessen wiederholte Nachrichten von der Fortdauer des Getöses einliefen, so beschloß man endlich die Sache zu untersuchen, und den Sarg zu öffnen. Man fand jetzt

*) Im Junius-Hefte des Jahres 1791.

den Leichnam zwar todt, aber er lag ganz auf dem Bauche. Unstreitig war er auf kurze Zeit wieder lebendig geworden, und durch die Anstrengung, seinem fürchterlichen Gefängnisse zu entfliehen, in diese ungewöhnliche Lage gekommen.

Sechs und zwanzigste Erzählung.

Milady Russel. *)

Die Gemahlinn des englischen Obersten Russel wurde von jedermann für todt gehalten, und nur die Zärtlichkeit und Liebe ihres Gatten rettete sie vor dem Lebendig-Begraben. Er wollte sie durchaus nicht eher verlassen, als bis die Fäulniß ihren Tod bekräftigte. Sieben Tage lang lag sie so im Todesschlummer, und erst dann hatte ihr unzertrennlicher Gefährte den Triumph, sie wieder erwachen zu sehen, als man in einer benachbarten Kirche die Glocken zu läuten anfing.

*) Von Hrn. Dr. Hufeland.

Sieben und zwanzigste Erzählung.

Gutke zu Sandau *)

Gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts lebte in dem Städtchen Sandau im Magdeburgischen ein Bürger und Brauer, Namens Gutke, der nämliche, dessen Sohn Kaspar, laut kirchliches Todten-Register, am dreizehnten April des Jahres 1716 daselbst begraben worden ist. Dieser Vater Gutke starb so unvermuthet, als plötzlich, vor dem Jahre 1695. Am dritten Tage nach erfolgtem Tode sollte er so feierlich, wie es einem vornehmen und wohlhabenden Bürger nach damaliger Sitte, zukam, unter vollem Geläute, und begleitet von der Schule und zahlreichen Verwandten, beerdiget werden. Wirklich lag er nicht nur schon

*) Nach der Erzählung und den Angaben des Kirchenvorstehers, Hrn. Herms, und des Kirchen- und Schulen-Inspectors, Hrn. Lenz, zu Sandau im Magdeburgischen.

im Sarge, sondern die Leichenträger waren auch schon auf dem Wege zum Kirchhofe mit ihm, als plötzlich sie alle durch ein wiederholtes Klopfen aufmerksam gemacht wurden. Anfangs überhörte man dasselbe über das starke Tönen des schönen und nahen Kirchthurms-Geläutes; wenigstens setzten die Träger der einen Seite der Todtenbahre immer voraus, daß dieß Klopfen von den jenseitigen Trägern verursacht werde, und so auch umgekehrt. Bald aber glaubten sie alle, deutlich zu bemerken, daß dieß Klopfen von innen, aus dem Sarge heraus, zu ihren Ohren gelange. — Eine entsetzliche Bemerkung! es fehlte nicht viel, sie hätte das Fallenlassen des Sarges zur Folge gehabt. —

Indessen setzte man auf der Stelle die Todtenbahre mit dem Sarge nieder, und die Beherztesten und Vorurtheillosesten drangen augenblicklich auf Eröffnung des Sarges. „Es ist doch möglich“ — meinten sie — „daß der Todtgeglaubte nur in einer lange anhaltenden Ohnmacht gelegen hat, und jetzt von dem Läuten der Sterbeglocken aus dem Todesschlafe erweckt worden ist.“

So sehr man auch zu dieser damals unerhörten Meinung den Kopf schüttelte, so vollkommen richtig hatten doch diese vernünftigen Männer geurtheilet. Man fand bei Eröffnung des Sarges den

Mitbürger Gutke nicht nur erwacht von seinem langen Scheintode, sondern nach den Umständen auch ziemlich munter. Anstatt den Weg nach der Gruft mit ihm zu verfolgen, trug man ihn nach seinem Hause zurück, worin er, zur großen Freude der Seinigen, und zum Erstaunen der ganzen Stadt und umliegenden Gegend, noch mehrere Jahre gesund und vergnügt lebte.

Weder den Tag des Scheintodes dieses Mannes, noch auch die Zeit des nachher wirklich erfolgten Todes, hat der Herausgeber ganz genau ausmitteln können, da die alten Sandauischen Kirchenbücher in der großen Feuersbrunst vom Jahre 1695 mit verbrannt sind, und die neuen erst mit dem Jahre 1700 ihren Anfang nehmen. Indessen ist um so weniger an der Wahrheit obiger Thatsache zu zweifeln, da die ältesten Einwohner der Stadt Sandau sie so, wie sie hier erzählt worden ist, von ihren Vätern und Großvätern überliefert bekommen haben.

Acht und zwanzigste Erzählung.

Johann Gude in der Oberlausitz *).

Um das Jahr 1770 starb in der Oberlausitz der Bauer Johann Gude. Er schwitzte bevor er begraben wurde so stark im Sarge, daß große Tropfen auf Gesicht und Händen standen. Auch hatte er noch immer eine recht natürliche Gesichtsfarbe. Die Anverwandten wischten den Schweiß öfters ab; sie wunderten sich nicht wenig darüber, daß der Verstorbene noch schwitze. Dessen ungeachtet aber ward der arme Mann begraben.

Bei dem Anbruche des nächsten Tages will der Schulmeister läuten, und hört in der Gegend des Grabes dieses Unglücklichen ein dumpfes, unterirdisches Getöse. Er trauet seinen Ohren nicht und holet eiligst Menschen herbei. Man horcht und er-

*) Verglichen mit: Beispiele von allerlei Unglücksfällen. Göttingen 1798.

staunet und gräbt endlich auf. Ein schrecklicher Anblick! der unglückliche Bauer war in der Ohnmacht des Scheintodes beerdiget worden, und nun völlig todt; aber er hatte in Angst und Verzweiflung sich im Sarge umgewälzt, und lag auf Gesicht und Händen, die gänzlich zerrissen und zerbissen waren. Ueberhaupt war er auf das Jämmerlichste zugerichtet. Die Wärme seines Leichnams ließ vermuthen, daß er erst vor wenig Minuten, unstreitig unter unbeschreiblichen Qualen, noch einmal und wirklich gestorben seyn müsse.

Neun und zwanzigste Erzählung.

Heinrich Meene zu Quedlinburg. *)

In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts stand der Consistorialrath Heinrich Meene, ein in damaliger Zeit sehr beliebter Kanzelredner, als Oberprediger an der Benediktuskirche in Quedlinburg. Dieser Gelehrte, der hernach als General-Superintendent nach Ostfrießland berufen wurde, war sehr hypochondrisch und schwächlich. Nach einer Krankheit von einigen Wochen starb er; wenigstens hielt man ihn für gestorben und behandelte ihn so. In der ganzen Stadt wurde er als todt angesagt, beklagt und beweint.

Einer seiner vorzüglichsten Freunde im Leben war sein Arzt, und dieser fuhr auch jetzt noch fort, des Verstorbenen Freund zu seyn, die Familie zu besuchen, und bei jedem Besuch den geliebten Tod-

*) Erzählt von Herrn Dr. Schobelt.

ten mehr als einmal zu besehen und anzufassen. Nur erst nach drei Tagen glaubte er in kaum bemerkbaren Zuckungen noch einige Lebensspur zu entdecken. Er fing also an ihn näher zu untersuchen, und fand, was er suchte. Der Scheintodte erholte sich unter der Beihülfe seiner zweckmäßigen Bemühungen, und nach einigen Monaten hielt er, als ein vom Tode Erstandener, in diesem neuen Leben seine erste Predigt, vor mehr als vier tausend Zuhörern.

Warum dieser Fall nicht bekannt gemacht worden, davon sehe ich die Ursache nicht ein. Der Arzt war der nächste dazu; warum that er es nicht? — Wer konnte ihm wohl schicklich vorgreifen? Oder schämte er sich vielleicht, die Lebensspur so lange übersehen zu haben? — Will man aber diesen Fall nicht als erwiesen gelten lassen, so lebt zwar kein Quedlinburgischer Arzt der damaligen Zeit mehr; aber es leben vielleicht noch Kinder vom Herrn Meene, die meine Kameraden waren, und es wissen müssen; sicher aber leben noch Leute in Quedlinburg, die sich noch erinnern werden, die gedachte merkwürdige Predigt gehört zu haben. Wem daran gelegen ist, der erkundige sich nur an Ort und Stelle nach dieser Thatsache.

Dreißigste Erzählung.

Ein Reisender zu Clermont.

Im Jahre 1773 erkrankete plötzlich ein reisender Kaufmann zu Clermont, und starb. Der zu ihm gerufene katholische Pfarrer des Orts half ein Verzeichniß seines Nachlasses entwerfen, um denselben seinen Angehörigen, sobald sie bekannt würden, zuzustellen. Zufälligerweise fand man aber in dem Felleisen, welches der Verstorbene bei sich führte, und worin unter andern — was man gar nicht vermuthet hatte — hundert Louisd'or befindlich waren, gar keine Notiz von seiner Heimath und Familie.

Aus diesem Grunde glaubte man daher, etwas Bedeutendes von dieser schönen Summe auf ein recht stattliches und ehrenvolles Begräbniß verwenden, und die Seelenmessen nicht knickerig lesen lassen zu müssen. Auch kaufte man eine ungeheure

Menge Wachslichter, um auch von dieser Seite einem Gebrauche der christkatholischen Kirche zu genügen.

Eine Menge Menschen, die der Leiche die letzte Ehre erweisen und sie zur Gruft begleiten sollten, war zusammen gebeten, und ließ sich während des Leichenmales den Wein, der gut und reichlich herbeigeschafft und aufgepflanzt war, vortrefflich schmecken.

Plötzlich ging eine Seitenthür des großen Saales auf, wo die muntere Gesellschaft auf Kosten des Unbekannten sich gütlich that. Spukend schwebte der Geist dieses Unbekannten durch die Thür, und nahm Platz mitten unter den Leichengästen. Der Geist im Leichengewande, glich vollkommen dem Verstorbenen, der in dem nämlichen Seitengemach in das Paradebette gelegt worden war — denn er war es selbst; er hatte nur im Scheintode gelegen.

Es ist nicht möglich, das Entsetzen auszudrücken, welches in diesem Augenblicke der halb berauschten Anwesenden sich bemächtigte. Alles verstummte, erblaßte, bebte, sank in die Knie. Endlich nahm der vermeinte Geist selbst das Wort, und erzählte, daß er schon sonst einmal von einer anhaltenden Starrsucht überfallen worden, und alles

vernommen habe, was mit ihm und um ihn her vorgegangen sey; daß er aber, ungeachtet aller Anstrengung, nicht die Kraft gehabt habe, ein Zeichen seiner nur schlummernden Lebenskraft zu geben; geschweige denn zu befehlen, daß man ihm, statt der Leichengäste, vielmehr den Arzt herbeirufen möchte.

Uebrigens war die Verlegenheit des Pfarrers nicht gering, als der Genesene die Zeche zu bezahlen sich weigerte.

Ein und dreißigste Erzählung.

Die Wöchnerinn aus der Röslinschen Familie *).

Herr Oberamtmann Röslin erwähnt einen der vorhergehenden Erzählung sehr ähnlichen Fall aus seiner eigenen Familie, wo eine Wöchnerinn alles um sich her hörte, und doch kein Lebenszeichen geben konnte.

Um sich von diesem Zustande einigermaßen einen Begriff zu machen, erinnert Hr. Dr. Hufeland an diejenige, nicht ganz seltene, Lähmung einzelner Glieder, wo man nicht die geringste Kraft hat, dem Gliede auch nur die kleinste Bewegung zu geben; und wo dem Willen gleichsam aller Einfluß darauf benommen, das Gefühl aber dennoch in größter Voll-

*) Röslin's kritische Versuche über Recht und Unrecht. Tübingen 1791.

Vollkommenheit gegenwärtig ist. Was hier einen einzelnen Theil trifft, ist dort der Zustand des ganzen Körpers.

Auch werden sich vielleicht Personen, die mit hysterischen Krämpfen behaftet sind, erinnern, bei gewissen Ohnmachten etwas ähnliches empfunden zu haben.

Zwei und dreißigste Erzählung.

Senator K.. in Duderstadt stirbt an der Unterredung mit seiner verstorbenen Gattinn. *)

Um das Jahr 1780 starb zu Duderstadt der Senator K.., ein Mann, der sich durch manche Sonderbarkeit auszeichnete. Da sein Tod die Folge der Gespensterfurcht, oder doch des heftigen Erschreckens vor dem Anblick und der Anrede eines Geistes war, so gehört seine Todesgeschichte unstreitig in diese Sammlung von Gespenster-Erzählungen.

*) Von dem Patrizier Herrn Joh. Gottfr. von Wehren zu Duderstadt.

K.. hatte eine gebohrne Nüßen geheirathet, die er deshalb nie anders, als sein Nüßen-Mensch nannte. Indessen wollte er durch diese übel gewählte Caresse seine Gattinn keinesweges beschimpfen; er hatte sie vielmehr noch im hohen Alter so lieb, wie ein grämliches Männchen in den siebziger Jahren eine nicht selten verkannte, gute Gattinn, die ungefähr zwanzig Jahre jünger war, als er, lieb haben kann.

Dieses alten Mannes funfzigjährige Frau starb ihm, und setzte ihn durch ihren Tod in die größte Verlegenheit. Wie es oft zu gehen pflegt, so erkannte auch er erst jetzt recht lebhaft, wie werth er sie hätte halten sollen, und wie unersetzlich viel er an ihr verloren hatte. — Zwar hatte er Söhne und Töchter; aber die letzten waren damals bereits verheirathet. Mit Thränen im Auge klagte er daher seinen Kindern und Verwandten: „Wer wird nun meinen Haushalt führen, da mein Nüßen-Mensch todt ist. —"

Die Todte war auf eine Kammer im zweiten Stockwerke getragen, wo sie, bereits angethan mit dem Todtenhemde, seit vier und zwanzig Stunden auf Stroh lag. — Jetzt saß der verlassene Alte, Abends gegen neun Uhr, einsam im Großvaterstuhle, und überließ sich stillen Betrachtun-

tungen, indem er vor sich die blauen Tabakswolken in die Höhe steigen ließ.

Plötzlich ging die Stubenthür auf. Ein schwankender Geist trat zu ihm herein. Er erkannte in ihm sogleich die verstorbene Hausfrau, leibhaftig und im bloßen Hemde. Vor Entsetzen fast außer sich, war er einer Ohnmacht nahe; jedoch nimmt er seine Geisteskräfte zusammen, und hat sogar die Dreistigkeit, die Erscheinung mit den Worten anzureden:

„Nützen-Mensch! bist Du es, oder ist es Dein Geist? —“

„Ja — ich bin's — ich Deine Frau!“ erhielt er mit schwacher, kaum lallender Stimme zur Antwort.

Kaum hatte er diese Antwort vernommen, da sank er ohnmächtig und völlig bewußtlos vom Sessel.

Der vermeinte Geist, seine vom Scheintode erwachte Frau, war selbst im hohen Grade hülfsbedürftig und ganz außer Stande, dem sinnlos hinstürzenden Gatten, zur Hülfe beizuspringen. Froh, daß sie selbst vor Mattigkeit und Frost nicht in die Knie sank, schwankte sie in höchster Anstrengung ihrer wiedergekehrten Kräfte, dem nahen Ofen zu, um in dessen erwärmendem Dunstkreise ihre noch

halb erstarrten, vor Frost zitternden Glieder zu erquicken.

Hülflos in einen Sessel am Ofen hingesunken, behagte ihr zwar die wohlthätige Stubenwärme; aber es beunruhigte sie im hohen Grade, ihrem guten alten Manne auf keine Weise Hülfe verschaffen zu können. Auch ihre Stimme war zu schwach, um mit gutem Erfolge Hülfe für sich selbst und für den Gatten herbeirufen zu können.

Endlich kam einer von den Seinigen nach Hause. Gott! wie erstaunte dieser, als er, bei dem Eintritt in's Zimmer, die verstorbene Hausfrau lebendig — den völlig gesund verlassenen Hausvater tod vorfand! —

Eiligst ward Hülfe für beide herbeigerufen. Beide wurden nach Vorschrift des Arztes zweckmäßig behandelt. Der ohnmächtige Senator bekam zwar nach einiger Zeit das Bewußtseyn wieder, redete aber verwirrt, ward zusehens kränker, und starb nach einigen Tagen, ohne wieder zu erwachen.

Die von einem vier und zwanzigstündigen Scheintode erwachte Hausfrau erholte sich nach und nach und erlangte ihre völlige Gesundheit wieder. In dem für sie selbst bestellten Sarge ließ sie den Gatten beerdigen, den sie funfzehn Jahre überlebte.

Befreiet von einem alten grämlichen Manne durchlebte sie im Kreise geliebter Kinder und Enkel ein frohes und vergnügtes Alter.

Drei und dreißigste Erzählung.

Frau Hansen in Rostock *).

Frau Hansen, die kränkliche Gattinn eines Schneidermeisters zu Rostock, wurde, funfzig Jahr alt, von einem heftigen Fieber befallen, und starb nach einigen Tagen. Man behandelte sie, wie man Leichen zu behandeln gewohnt ist. Sie ward aus dem Bette gehoben, gewaschen, und — nachdem man ihr ein Buch von mittlerer Größe unter das Kinn gelegt hatte, damit der Mund geschlossen bleiben möchte, allein gelassen. Es war ein Sommertag, an dessen frühem Morgen die Kranke gestorben war.

*) Nach der Erzählung des Herrn Dr. Frank.

Am andern Morgen ging die Hausmagd in die Stube, worin die Todte lag, um die Riegel an den geschlossenen Fensterladen zurückzuschieben. Hierauf kehrte sie aus der Stube zurück, um die Fensterläden auch auswärts aufzumachen. Jetzt ging sie abermals in das Leichenzimmer, um nun auch die Fenster zu öffnen, und den Todtengeruch aus den Zimmer zu lassen. Als die Magd zu den Lebenden zurückkehren wollte, richtete sich ihre todtgeglaubte Hausfrau auf, rief ihr leise zu, und reichte ihr das Buch, welches unter ihrem Kinne gelegen hatte, damit sie es beseitigen möchte. Uebrigens fragte sie ganz erstaunt die Magd, wie sie hierher in dieses Zimmer gekommen wäre, und was überhaupt die Ihrigen mit ihr vorgenommen hätten? —

Die, wie von einem Gespenste gebannete Hausmagd konnte vor Entsetzen nicht von der Stelle, und rief aus vollem Halse um Hülfe. Inzwischen eilte der Ehemann mit dem übrigen Gesinde herbei. Dieses getrauete sich bei dem Anblick der lebenden Frau Meisterinn nicht in das Zimmer; jener aber half seinem armen Weibe, welches über eine beschwerliche Kälte klagte, von dem Leichenbrette, auf welchem sie beinahe 24 Stunden im Scheintode zugebracht hatte, in ein warmes Bette, wo sie durch stärkende Mittel bald völlig hergestellt wurde.

Die Genesene wußte sich nichts zu erinnern, was inzwischen vorgegangen war; sie schrieb ihre Wiederbelebung der durch das geöffnete Fenster eingelassenen Luft zu, von welcher sie heftig erschüttert worden war. Sie lebte noch ganze zehn Jahre; nach Verlauf welcher Zeit sie in ihrem sechzigsten Lebensjahre wirklich starb. Dagegen soll die heftig erschrockene Hausmagd das Opfer dieses Ereignisses geworden seyn. Das fürchterliche Entsetzen, welches ihr die erwachende Hausfrau eingejagt hatte, warf sie auf das Krankenlager, auf welchem sie des Todes Beute ward.

Vier und dreißigste Erzählung.

Die Verlassene zu Stadt am Hof *).

Zu Stadt am Hof, einem an der Donau gelegenen Städtchen, Regensburg gegenüber, fiel im Jahre 1785 ein junges, blühendes Mädchen, wahrscheinlich vom Schlage gerührt, plötzlich vor ihrem Kleiderschranke zu Boden. Da auf die in der Eile angebrachten Mittel kein Zeichen des Lebens erfolgte, so wurde die Verstorbene, als wirklich todt, den Tag darauf auf dem Domkirchhof begraben.

In der Nacht darauf hörte der Todtengräber, der eben beschäftigt war, ein in der Eil bestelltes Grab zu machen, ein unterirdisches, dumpfes Getöse. Dieß räthselhafte Geräusch, welches mit keinen andern Tönen zu vergleichen war, schien aus der Gruft des am Morgen des letzt vergangenen

*) Von Herrn Dr. Knigge erzählt.

Tages beerdigten Mädchens zu kommen. Den Mann ergriff darüber ein ihm sonst fremdes Grausen und Entsetzen, und er flüchtete so geschwind als möglich in seine Wohnung.

Indessen ging er bald darauf in Gesellschaft eines andern beherzten Mannes aufs Neue an seine Arbeit. Man horchte im Vorbeigehen bei dem Grabhügel der Unglücklichen, weil sein Gefährte sich nicht hatte überzeugen können, daß er wirklich jene Schreckenstöne von daher vernommen habe. Wie sehr entsetzten sich beide, als sie auch jetzt noch, wiewohl viel schwächer, das unterirdische Geräusch vernahmen. Jetzt erst kamen sie auf den Gedanken, ob es nicht gar möglich sei, daß die gestern Begrabene nur scheintodt gewesen, und wieder zu sich gekommen sei.

Man zeigte die Sache von Berufswegen sogleich höhern Orts an, und bekam Befehl, das Grab zu öffnen. Es geschah; das unglückliche Mädchen lag auf der Brust, hatte die Finger blutig gekratzt, das Gesicht zerfleischt, den Mund voll Blut, und war nunmehr, nach tausend Höllenqualen, wirklich verschieden.

Fünf und dreißigste Erzählung.

Frau Schocke zu Marburg *).

Frau Schocke, das Eheweib des Invaliden Schocke zu Marburg, war gestorben, und, wie gewöhnlich, auf Stroh gelegt worden. Hier hatte sie schon einige Tage gelegen, als der Hauswirth den Invaliden fragte, ob er denn noch immer nicht an die Beerdigung seiner seligen Frau dächte.

„Ich habe wohl daran gedacht,“ meinte er; „aber es ist noch zu früh, sie in die Erde zu vergraben.“

„Nun — erwiederte der Wirth — will Er denn das Begräbniß anstehen lassen, bis sie in Gestank übergeht, und uns Lebende aus dem Hause hinaustreibt?“ —

„Das wohl nicht — gab der zärtliche Gatte zum Bescheide — aber bis sie nach dem wirklichen

*) Nach Herrn Gusti.

Tode riecht, will ich doch warten. Ich wäre ja nicht werth, das gute Weib besessen zu haben, wenn ich es früher einscharren lassen wollte."

„Glaubt Er denn — fragte spöttelnd der Wirth — daß Seine verstorbene Frau, wie Jungfer Jairus zu Kapernaum *), einstweilen nur einmal ausschläft?" —

„Nun, es schlief schon eher ein Todter, und erwachte wieder" — war die Antwort.

Dem Hausherrn waren dies unverständliche Worte; aber der Invalide erklärte sich ihm folgendermaßen deutlicher: „Ich bin in Gemünden, einem Flecken auf dem Hundsrück, geboren, und erinnere mich noch sehr wohl, daß dort in meiner Jugendzeit ein Todter einstweilen auch nur einmal ausschlief. Gerade als man den Sarg, in welchen man ihn gelegt hatte, fest vernageln wollte, um ihn einzuscharren, hatte er ausgeschlafen, und erwachte vom Scheintode zum neuen Leben. Von dergleichen Dingen hätte Er, Herr Wirth, noch nie etwas gehört? — Er ist wohl nie aus Marburg gewandert?" —

Der Hausherr schämte sich nicht, sondern spottete des guten Glaubens des alten Mannes, der

*) Matth. 9, 18. ꝛc. Mark. 5, 22 ꝛc. Luk. 8, 41. ꝛc.

sein gutes Eheweib so gern ins Leben hätte wiederkehren sehen. Indessen rechtfertigte diesen Glauben einigermaßen der merkwürdige Umstand, daß die Gestorbene, ungeachtet der nicht kalten Jahreszeit, selbst am vierten Tage nach dem Tode noch, nicht im geringsten roch.

Und wirklich sollte der vorsichtige Alte die Freude haben, sein Weib zu ihm zurückkehren zu sehen. Es erwachte jetzt vom Scheintode, und verlebte mit ihm noch vier vergnügte Jahre.

Sechs und dreißigste Erzählung.

Der Siebenschläfer, ein Reiter vom hannöverischen Leibregimente *).

Der erst vor einigen Jahren zu Nienburg (einem hannöverischen Landstädtchen an der Weser) verstorbene Landchirurg Kleine, der im siebenjährigen schlesischen Kriege dem Churfürsten von Hannover als Regimentschirurg des ersten hannöverischen Leib-Cavallerieregiments diente, hat mir versichert, daß er einst einen Unteroffizier des genannten Regiments in der Kur gehabt habe, welcher ihm gestorben sey, und am dritten Tage habe beerdiget werden sollen. Aber zum Glück für den nur anscheinend Gestorbenen, bemerkte die Hospitalwärterinn, kurz vor der zum Begräbnisse anbe-

*) Eingesandt und verbürgt durch Herrn Kuhls, vormaligen Registerschreiber des chur-hannöverischen Amtes Stolzenau an der Weser.

raumten Zeit, eine schwache Lebensspur an der vermeinten Leiche.

Kaum war dies dem genannten Regimentschirurg gemeldet worden: so eilte er nach dem Hospital, und stellte mit menschenfreundlicher Thätigkeit mehrere Versuche zur Wiederbelebung des ohnmächtigen Kranken an. Man hätte zweifeln können, ob die Wärterinn auch richtig beobachtet habe; weil das Daseyn der schlummernden Lebenskraft, nach allen diesen verschiedenen Versuchen, immer noch zweifelhaft blieb. Da indessen die Scheinleiche immer noch nicht in den ersten Grad der Verwesung überging, so daß die Wahrheit in der Beobachtung der Wärterinn auch Wahrscheinlichkeit gewann: so ward der Verstorbene auf den ausdrücklichen Befehl des Arztes als ein Schlafender betrachtet, und als ein Ohnmächtiger behandelt.

Erst nach Verlauf von einigen Monaten hatten der einsichtsvolle Arzt und die gute Wärterinn, welche die ersten Lebensüberreste in der Scheinleiche bemerkte, das unbeschreibliche Vergnügen, die unzweideutigsten Spuren der bisher schlummernden Lebenskraft an dem Scheintodten zu bemerken. Man verdoppelte seine Bemühungen, um zu seiner endlichen Genesung alles mögliche beizutragen, und sie blieben nicht ohne Erfolg, obgleich

ein Zeitraum von mehr als sechs Monaten erforderlich war, um den fast gänzlich gelähmten Gliedern des Kranken die nöthige Gelenksamkeit und Kraft nach und nach wieder zu geben.

Der Genesene hatte keinen Begriff aus dem langen Zeitraume seines Scheintodes.

Sieben und dreißigste Erzählung.

Ein Hollsteiner stirbt in Batavia und wird Garnisonküster.

Herr Kuhls in Stolzenau, der Erzähler der unmittelbar vorhergehenden Thatsache, glaubt ferner folgende Aussage eines sehr glaubhaften Mannes, der sich in seinen Jünglingsjahren eine Zeitlang in Ostindien aufhielt, verbürgen zu können:

In Batavia starb ein holländischer Soldat, ein gebohrner Hollsteiner, den Scheintod. Da man ihn für wirklich gestorben hielt, und in diesem heißen Himmelsstriche, wo die Todten so leicht

in Verwesung überzugehen pflegen, mit keiner Leiche viel zeitraubende Umstände macht: so brachte man ihn — unbekümmert darüber, daß er noch nicht den mindesten Todtengeruch hatte — schon nach vier und zwanzig Stunden, nach dem Begräbnißplatze.

Ganz nahe daran, der Mutter Erde lebendig überliefert zu werden, erwachte er so eben noch zur rechten Zeit von seinem Todtenschlummer, und sagte zu seinen erschrockenen Kriegsgefährten die naiven Worte: „O, Kinner, loht mi men nochen bitschen lewen.“ (O Kinder, laßt mich nur noch ein bischen leben.)

Dieser vom Tode erstandene Hollsteiner diente nachher noch mehrere Jahre als Küster der batavischen Garnison.

Acht und dreißigste Erzählung.

Ein Verstorbener zieht als hannöverischer Mousquetier auf die Wache.

Noch verbürgt Herr Kuhls in Stolzenau, der Einsender der beiden vorigen Erzählungen, die Glaubwürdigkeit der Versicherung eines ihm wohlbekannten wahrheitliebenden Mannes, der, als er im Churhannöverischen sechsten Infanterie-Regimente diente, Augenzeuge von folgender Thatsache war:

„Ein Corporal des genannten Regiments, und zwar von der Compagnie des Herrn Hauptmanns von Spiegel, stand um das Jahr 1775 zu Hoya an der Weser in Garnison, als ihm ein fünfjähriger Sohn starb. Wenigstens war dieß Kind einem Todten völlig gleich; auch ward es so behandelt. Als man dasselbe am dritten Tage beerdigen wollte, erwachte es noch eben zur guten Zeit.

Es erholte sich bald unter der hülfreichen und pflegenden Hand des Arztes und der Eltern, ward gänzlich wieder hergestellt, und diente nachher in dem nämlichen Regimente als Mousquetier."

Neun und dreißigste Erzählung.

Der Lichtgeist, welcher im Jahre 1799 Frau Woodcock bei Cambridge in's Unglück stürzte. *)

Am zweiten Februar 1799 ritt die Engländerinn Elisabeth Woodcock, zwei und vierzig Jahre alt, von Impington nach Cambridge zu Markte. Es war ein rauher, stürmischer Abend, als sie in die Heimath zurückkehrte. Ein kalter

*) Erzählt von dem Pfarrer des Kirchspiels der Unglücklichen, Herrn Holme, und von dem Chirurg Herrn Thomas Verney. Verglichen mit An Account of the providential Preservation of Elisabeth Woodcock, who survived a Confinement under the Snow of nearly eight Days and Nights in the Month of February 1799. Cambridge.

Wind blies heftig aus Nordost. Der Boden war mit einer Menge Schnee, der den Tag über gefallen war, bedeckt, jedoch nicht überall in gleicher Höhe. Die tiefsten Graben waren fast ganz ausgefüllt, indessen auf dem offenen Felde nur eine dünne Decke lag; aber in den Wegen, in den Gängen zwischen Hecken, und überhaupt an allen etwas eingeschlossenen und engen Plätzen, hatte der Schnee sich zu einer so beträchtlichen Höhe angehäuft, daß die Wege zwar noch zu passiren waren, man aber nur mit Mühe fortkommen konnte.

Die arme Frau war auf dem Rückwege Abends gegen sieben Uhr nur noch wenige Schritte (höchstens noch eine halbe Viertelstunde) von ihrem Dorfe entfernt, als plötzlich ein sie umschwebendes Etwas — ein Lichtgeist — ein unbeschreiblicher Himmelsglanz — ihre und ihres treuen Pferdes Augen dermaßen blendete, daß sie, beinahe sinnlos in den unwillkührlichen Ausruf ausbrach: „Guter Gott! was war das?"

Indessen ward ihr das Pferd, das über den Anblick des Lichtgeistes nicht weniger als seine Gebieterinn sich entsetzte, völlig scheu. Es kehrte auf der Stelle um, und lief auf einen Graben zu. Dadurch kam das arme Weib von Angst und Gespensterfurcht, die sich ihrer bemächtiget hatten, wieder

in Etwas zu sich. Sie besorgte, das Thier möchte in den Graben fallen, und dieß bewog sie geschwind hinabzuspringen. Sie wollte gehen und das Pferd hinter sich her führen, allein es war über jenen Schreckensanblick so scheu geworden, daß sie es nicht zu beruhigen vermochte. Sie versuchte noch einmal den Zügel zu ergreifen; aber das Pferd, welches sich von seiner Furcht nicht erholen zu können schien, blieb nun selbst nicht mehr im Wege, sondern lief querfeldein. Sie eilte ihm aus allen Kräften nach, um es wieder einzuholen; allein zum Unglück verlor sie einen ihrer Schuhe im Schnee. Sie war schon durch den bisherigen Aufwand von Anstrengungen ermüdet; überdieß hatte sie noch einen schweren Handkorb am Arme, worin allerlei Dinge für häusliche Bedürfnisse waren, die sie vom Markte mitgenommen hatte. Dadurch wurde sie am raschen Verfolgen des Pferdes sehr gehindert; sie ließ indessen nicht ab, und folgte ihm durch die Oeffnung einer Hecke. Nicht weit hinter derselben, ein Paar tausend Schritte von dem Orte, wo sie vom Pferde gesprungen war, holte sie dieses ein. Sie machte nun noch einen Versuch, es am Zügel nach Hause zu führen. Sie war aber nur wenige Schritte zurückgegangen, bis zu einem etwa fünf Fuß hohen Dornbusche, der

an die erwähnte Hecke stößt, als sie sich so ermüdet und erschöpft fühlte, und ihre Hände und Füße (besonders der linke, von welchem sie den Schuh verloren hatte) so erstarrt waren, daß sie außer Stand war, weiter zu gehen. Sie setzte sich auf den Boden, und ließ den Zügel aus der Hand.

„Tinker," — dieß war der Name ihres Pferdes — „Tinker" sprach sie, ich kann nicht weiter, du mußt ohne mich nach Hause gehen. — Gott! erbarme dich meiner, was wird aus mir werden!" —

Der Fleck, worauf sie saß, war in gleicher Höhe mit dem offenen Felde, und gegen Südwest vom Busche eingeschlossen. Sie kannte dessen Lage und Entfernung von ihrem Hause, sehr wohl. Als sie sich hier niederließ, lag nur sehr wenig Schnee daselbst, aber bald häufte er sich mit einer so reißenden Schnelligkeit, daß sie, als es zu Chesterton um acht Uhr zu Nacht läutete, schon gänzlich eingeschlossen war. Die Höhe des sie umgebenden Schnees betrug ungefähr sechs Fuß, zwei bis drei Fuß ragte er über ihren Kopf. Sie war gänzlich eingeschlossen, und nicht im Stande, einen wirksamen Versuch zu ihrer Befreiung zu machen, und außer der Müdigkeit und Kälte, die sie empfand, waren auch noch ihre Kleider vom Froste ganz steif.

Jetzt ergab sie sich, mit völliger Verzichtleistung auf baldige Hülfe und Errettung aus ihrer traurigen Lage, und erwartete sitzend den Anbruch des Tages und vielleicht — die Ankunft des Todes.

Zum Glück schlief sie diese und fast alle folgende Nächte sehr wenig. Am nächsten Morgen sehr früh hörte sie ganz deutlich das Läuten einer Glocke in einem sehr nahe liegenden Dorfe. — Sie war nun natürlich auf ihre Erhaltung bedacht, und damit beschäftigt, Mittel zu erdenken, wodurch sie die Vorbeikommenden auf den Platz, wo sie war, aufmerksam machen könne. Da sie am Morgen des dritten Februars (den ersten nach ihrer Einschließung) vor sich im Schnee eine zirkelförmige Höhlung, ungefähr einen Fuß lang, und einen halben Fuß im Durchschnitte, bemerkte, so stieß sie aufwärts, schief durch die Masse hindurch, brach einen Zweig von dem ganz nahen Busche ab, band ihr Schnupftuch daran, und steckte es, als ein Nothzeichen, zwischen die obersten, unbedeckt gebliebenen Zweige des Busches.

Das äußerste, oder oberste Ende dieser Höhlung war am ersten Morgen mit einer dünnen Schnee- oder Eisrinde, welche das Licht bequem durchgelassen hatte, verschlossen gewesen. Als sie, um ihr Schnupftuch hinauszustecken, diese Rinde

durchbrach, fühlte sie, daß die hineindringende Luft sehr kalt war. Am zweiten Morgen war die Oeffnung wieder auf dieselbe Art verschlossen, bis zum dritten Tage, von welcher Zeit an sie offen blieb.

Die Eingeschlossene erinnerte sich, daß der Mondeswechsel nahe sey. Da sie einen Kalender in der Tasche hatte: so zog sie ihn, wiewohl mit vieler Schwierigkeit, (da ihre Kleider ganz steif gefroren waren), heraus, und fand, daß am folgenden Tage (den vierten Februar) Neumond sey. Sie beruhigte sich nun einigermaßen durch die Hoffnung einer nahen Veränderung des Wetters.

Uebrigens konnte sie, nach ihrer Versicherung, ganz deutlich Tag und Nacht unterscheiden. Auch hatte sie das Geläute in ihrem Dorfe und in der Nachbarschaft, besonders in Chesterton, *) zu jeder Zeit gehört, und überhaupt alles, was in ihrer Nähe vorgegangen sey, vernommen; — namentlich das Fahren der Wagen, das Blöken der Schafe und das Bellen der Hunde.

Eines Tages hörte sie ein ganzes Gespräch zwi-

*) Zu Chesterton, welches eine gute halbe Stunde von dem Orte, wo sie saß, entfernt ist, läutet es im Winter täglich, Sonntags ausgenommen, Abends um acht, und des Morgens um vier Uhr.

schen zwei Zigeunern über einen Esel, der sich verlaufen hatte, mit an. Sie wußte ganz genau anzugeben, sie hätten nicht von ihren Eseln überhaupt, sondern ausdrücklich von einem durch gewisse Merkmale bezeichneten Esel gesprochen. Die Zigeuner selbst erkannten die Richtigkeit dieser Aussage an.

Einmal zog sie ihre Schnupftabaksdose heraus, und nahm ein paar Prisen; sie hatte aber so wenig eine angenehme Empfindung davon, daß sie es nicht wiederholte. Wahrscheinlich waren durch die Kälte ihre Geruchsnerven so abgestumpft, daß der Schnupftabak allen Reiz für sie verloren hatte.

Ein andresmal bemerkte sie, daß ihre linke Hand zu schwellen anfing; wahrscheinlich weil sie sich eine Zeitlang auf diesen Arm gestützt hatte. Sie nahm daher zwei Ringe — Denkmale eines zweimal geschlossenen Ehebundes — vom Finger, und that sie, nebst etwas Geld, das sie in der Tasche hatte, in eine kleine Büchse, damit diese Dinge, wenn sie hier sterben sollte, nicht so leicht verloren gehen möchten.

Oft schrie sie, in der Hoffnung, daß ihr Geschrei die Ohren der Vorübergehenden erreichen würde; aber ihre Stimme vermochte nicht, durch den Schnee zu dringen. Die Zigeuner, die nä-

her vor ihr vorübergingen, als andere Personen, vernahmen keinen einzigen Ton aus ihrer Schneehöhle, ob sie gleich die Aufmerksamkeit dieser Leute vornehmlich auf sich zu ziehen suchte.

Als endlich Freitags, den sechsten Tag nach ihrer Einschließung, Thauwetter einfiel, so fühlte sie sich ungemein schwach und ermattet. Ihre Kleider waren vom geschmolzenen Schnee völlig durchnäßt. Die Höhlung im Schnee über sie erweiterte sich beträchtlich, und dieß veranlaßte den mehrmaligen Versuch, sich herauszuhelfen; aber leider reichten ihre Kräfte nicht zu, diese Bemühungen mit Erfolge zu krönen. Füße und Arme versagten ihre Dienste, und ihre Kleider wurden durch das eingesogene Wasser immer schwerer.

Jetzt verzweifelte sie zum erstenmale daran, lebendig an diesem Orte gefunden zu werden, und sie versicherte, alle Umstände erwogen, hätte sie nicht hoffen können, noch vier und zwanzig Stunden auszudauern.

Als endlich der Morgen ihrer Befreiung anbrach, hatten ihre Leiden den höchsten Gipfel erreicht; sie saß, indem sie eine Hand vor das Gesicht hielt, und tiefe Seufzer holte, ihr Athem war kurz und schwer, und es zeigten sich alle Merkmale des nahen Todes. —

Sonntags, am zehnten Februar, ging zu Mittage ein junger Bauer, Namens Joseph Muncey, auf dem Rückwege von Cambridge über das offne Feld, und kam ganz nahe an dem Orte vorbei, wo sich die Frau befand. Das vorhin erwähnte Taschentuch oben an den Zweigen des Busches, fiel ihm in's Auge; er ging darauf zu, und bemerkte eine Oeffnung im Schnee; es war dieselbe, die zum Gefängnisse *) der Frau führte. Er hörte einen schwachen Laut aus derselben, gleich dem einer Person, die rief und schwer athmet. Er sahe hinein und erblickte eine weibliche Figur, in welcher er sogleich die so lang vermißte Woodcock erkannte; indeß sagte er nichts zu ihr, sondern ging zu einem andern jungen Bauer und zu dem Schäfer, die sich in einer kleinen Entfernung befanden, um ihnen seine Entdeckung mitzutheilen. Obgleich diese seiner Erzählung kaum glauben konnten, so gingen sie doch mit ihm.

„Seyd Ihr da, Elisabeth Woodcock?" — rief der Schäfer ihr zu. Sie antwortete mit

*) Sie hatte in diesem Schneekerker so viel Raum, sich drei oder vier Zoll gegen jede Richtung hin zu bewegen; aber nicht soviel um sich aufrichten zu können, da die Höhlung, in welcher sie eingeschlossen war, nur ungefähr vierthalb Fuß in der Höhe, und, wo sie am breitesten war, zwei Fuß in der Breite hatte.

schwacher und matter Stimme: „Lieber John Stittle — ich erkenne Eure Stimme — um Gottes willen — helft mir von diesem Orte!“

Man that sogleich alles, ihre Bitte zu erfüllen. Stittle machte Bahn durch den Schnee, bis er sie erreichen konnte; sie ergriff hastig seine Hand, und bat ihn, sie nicht fahren zu lassen. „Ich war lange hier,“ sagte sie. „Ja wohl,“ antwortete der Mann, „es mag immer seit dem Sonnabend seyn.“ — „Seit Sonnabend vor acht Tagen; ich hörte zwei Sonntage zur Kirche läuten.“ Daraus sieht man deutlich, wie genau sie die Zeit ihrer Einschließung anzugeben wußte.

Indessen waren Muncey und der jüngere Morrington in's Dorf gegangen, um dem Manne Nachricht zu geben, und Anstalten zu machen, sie nach Hause bringen zu lassen. Sie kamen sogleich wieder zurück, begleitet von dem Manne, einigen Nachbarn, und dem ältern Morrington, der eine Kalesche, Tücher und Erfrischungen mitbrachte. Man reichte ihr ein Stück Biscuit und etwas weniges Branntwein, wovon sie sich sehr erquickt fühlte. Als Morrington sie in die Kalesche heben wollte, da fiel vom linken Bein der Strumpf herab, der am Boden fest saß.

Sie selbst sank ohnmächtig in Morringtons

Arme, so behutsam er auch mit ihr umging. Aber die Natur war zu sehr erschöpft, und die Bewegung, wozu noch der Eindruck kam, welcher der Anblick ihres Mannes und ihrer Nachbarn auf sie gemacht hatte, war zu stark für ihre Kräfte und ihre Lebensgeister. Die Ohnmacht ging jedoch vorüber. So bald sie sich erholt hatte, setzte man sie mit aller Behutsamkeit in den Wagen, wickelte sie in Tücher ein, und brachte sie ohne Verzug nach ihrem Hause.

Als am Abend ihres Unfalls das Pferd allein nach Hause gekommen war, hatte sich ihr Mann, nebst einigen Bekannten, sogleich mit einer Laterne auf den Weg gemacht, und war bis nach Cambridge gegangen. Alles, was er von ihr in Erfahrung brachte, war, daß seine Frau Abends um sechs Uhr das Wirthshaus verlassen habe. Sie suchten die ganze Nacht und die vier folgenden Tage hindurch auf der Landstraße, und in den Hütten der Zigeuner, welche sie in Verdacht hatten, daß sie sie beraubt und dann ermordet hätten.

Der Chirurg Okes sah sie schon als sie nach Hause gebracht wurde. Sie sprach mit ihm, ihre Stimme war zwar nicht ganz schwach, aber ziemlich heiser. Hände und Arme waren aufgedunsen, und nicht sehr kalt; aber beide Beine, und besonders die Füße, deren einer schon vor ihrer Einschlie-

ßung in den Schnee gelitten hatte, waren abgestorben. Sie wurde sogleich in's Bette gebracht, und man gab ihr etwas schwache Fleischbrühe. Seitdem sie vermißt worden war, hatte sie nichts als Schnee gegessen, und ihre einzige Ausleerung war etwas Wasser. Die Unruhe, welche die Menge der Besuchenden ihr machte, zog ihr Fieberanfälle zu.

Der Wundarzt verordnete ein Klystier von Schöpsenfleischbrühe, wodurch sie sich sehr gestärkt fühlte, und leistete der Unglücklichen durch innere und äußere zweckdienliche Arzeneien alle die Hülfe, deren sie so sehr bedurfte. Als das Fieber nachgelassen hatte, zeigten sich über dem ganzen Körper breite rothe Finnen oder Schwären; wahrscheinlich aus derselben Ursache, aus welcher die Frostbeulen entstehen. Die Kälte hatte ihre gewaltsamen Wirkungen über die gänzlich erstorbenen Fußsohlen, und von den äußersten Zehen an bis in die Mitte des Oberfußes, und bis einen Zoll über die Fersen hinüber, ausgedehnet.

Die Kranke klagte über innere Kälte in den Füßen, und hatte die verordneten Ueberschläge sehr oft, und sehr warm wiederholen lassen. Am neunzehnten Februar bekam sie eine heftige Diarrhöe, wodurch sie sehr abgemattet wurde. Zwei Tage darauf waren einige Zehen so lose, daß sie mit der

Scheere abgenommen werden konnten. Am drei und zwanzigsten wurden alle Zehen des einen Fußes und die Haut von der Fußsohle abgelöset. Selbst das os calcis und der tendo Achillis hatten gelitten. Auch an dem andern Fuße wurden nach und nach alle Zehen abgelöset.

Gegen Ende des März stellte sich eine außerordentliche Schläfrigkeit ein. In der Mitte des Aprils waren die Füße beinahe ganz geheilt. Die Kranke hatte ziemlich gute Eßlust, und ihre Gesundheit schien sich überhaupt zu verbessern; dessen ungeachtet fühlte sie sich sehr unbehaglich, und in der That hatte sie auch die traurigste Aussicht. Ihr Leben war gerettet; aber der verstümmelte Zustand, bei dem ihr keine Hoffnung blieb, je wieder ihre häuslichen Pflichten wie ehemals zu erfüllen, war für sie schlimmer, als der Tod selbst. Sie hielt es daher für ein Glück, als dieser ihrem entkräfteten Leben am dreizehnten Julius 1799 ein Ende machte.

Mit der Glanzerscheinung, mit dem spukenden himmlischen Lichte über welches sich die unstreitig etwas abergläubige, und in der Naturlehre nie unterrichtete unglückliche Woodcock so heftig entsetzte, war es übrigens ganz natürlich zugegangen. Es hatte eine Menge Menschen in der ganzen

Nachbarschaft zugleich erschreckt, und war von den meisten für das erkannt worden, was es war – für ein im Februar gar nicht ungewöhnliches elektrisches Licht, d. h. für ein Wetterleuchten, welches, nach bekannten Naturgesetzen, eben so gut durch strenge Kälte, als durch anhaltende Wärme in dem Dunstkreise hervorgebracht wird. Die Verunglückte, welche über jene Lufterscheinung von Schauder und Entsetzen ergriffen ward, würde bei mehr Aufklärung und bei weniger Anhänglichkeit an Geisterwirkungen unstreitig ruhigeren Gemüthes ihrem fliehenden Pferde gefolgt seyn, und weniger kraftlos und erschöpft dasselbe eingeholt und in die Heimath zurückgeführet haben, ohne muthlos und ohnmächtig in den Schnee zu sinken, und das unglückliche Opfer ihres Entsetzens vor dem vermeintlich übernatürlichen Himmelsglanze zu werden.

Nummer Vierzig.

Ist die Wirklichkeit der Gespenster durch christlich-heilige Schriften beurkundet?

Verschiedene von denen, welche die Güte gehabt haben, mir Waffenbeiträge zur Bekämpfung des Wunderglaubens in Betreff des Geisterreichs *) zuzusenden, haben mich aufgefordert, „sie wegen der biblischen Stellen zu beruhigen, welche dem Gespensterwesen das Wort reden.“

Obgleich es gewissermaßen außer dem Plane dieser Erzählungen liegt, einer solchen für mich ehren-

*) Diese Beiträge werden, so fern sie in den bisher erschienenen vier Theilen meiner Gespenster noch nicht haben mit aufgenommen werden können, doch gewiß in den Fortsetzungen dieser neuen Gespenster erscheinen. Auch nehme ich fernere Zusendungen mit Dank an.

Wagener.

renvollen Aufforderung durch weitläuftige Abhandlungen, philosophische Räsonnements und exegetische Hypothesen zu genügen: so hoffe ich doch, daß sie folgende kurze und — ich denke — gründliche Bemerkungen über Wunder im Allgemeinen hier nicht ungern lesen werden. Ich verdanke sie einem Manne von tiefer und gründlicher Gelehrsamkeit, einem Manne, dessen allgemein verehrten Namen zu nennen, mir aber nicht erlaubt ist:

„So viel auch über Wunder überhaupt, und über die biblischen Gespenster insbesondere, geschrieben und gestritten ist, so wenig hat man doch eine annehmliche Bestimmung des Begriffs Wunder zum Grunde gelegt, und dieß ist eine der Hauptursachen, warum so mancher sonst gute Kopf und großer Gelehrter an den biblischen Wundern und ihrer Erklärung scheiterte, er mochte sich zur alten oder neuen Partei bekennen. — Wenigstens denke ich diesen Fehler zu vermeiden, und meine Leser zu dem allein richtigen Gesichtspunkte zu führen, aus welchem sie die Sache ansehen müssen — mögen unsere übrigen Grundsätze auch noch so wenig übereinstimmend seyn.

Unter Wunder würde jeder, der das Wort nicht im Religionsunterrichte mit einer bereits ge-

setzlichen Bedeutung kennen gelernt hätte, nichts anders verstehen können, als Handlungen — Aeußerungen — Begebenheiten, worüber er sich wundern — von denen er gestehen solle, sie seyen ihm unter den Umständen noch gar nicht, oder nicht von der Art, oder wenigstens nicht oft vorgekommen. So wundert sich der Arzt über seltene Krankheiten und Symptome; der Hausfreund über den Fleiß oder den Kopf eines Kindes; der Meteorolog über ungeahnete Witterung; der Dilettant über die Fortschritte des wahren Kenners; so wundert sich Alles über Taschenspieler und Künstler. Keiner von den unzähligen Bewunderern der seltenen, wie der gemeinen Vorfälle, will im Grunde mit seinem Bewundern mehr sagen, als: „ich habe das nur selten, oder noch gar nicht gehört, oder gesehen; ich könnte das, wenigstens jetzt, nicht nachthun.“

Das Beste wäre daher wohl, bei dieser allgemeingültigen Bedeutung der Versicherung: „ich wundere mich,“ stehen zu bleiben, und vorläufig unter Wunder nur solche Dinge zu verstehen, über welche man sich zu irgend einer Zeit gewundert habe.

Was für Dinge dieß seyn können, läßt sich nun sichtbar nicht eher ausmitteln, bis wir über die

Leute, welche sich wunderten, ins Reine sind. Das Bewundern macht noch keine Sache selten, oder schwer: Kinder, Einfältige, Unwissende würden uns sonst ein ungeheures Wunderverzeichniß liefern. Aus der bloßen Versicherung, daß über eine gewisse Begebenheit oder Handlung die Leute sich gewundert haben, folgt noch nicht einmal, daß diese Handlung oder Begebenheit über das Alltägliche erhaben war. Die Bewunderer können, so lange wir sie nicht genauer kennen, so gut gescheute, als dumme Menschen seyn. Bei jeder Versicherung also, daß Leute sich über etwas gewundert haben, werden wir erst fragen müssen: wer waren diese Bewunderer? Nur der Mensch ohne Nachdenken darf Nachsicht erwarten, wenn er mit dem Haufen Mirakel schreit. Wir fragen auch wirklich so, wenn man uns Wunder unsrer Tage erzählt, und halten nicht alles für einzig in seiner Art, was irgend ein Wortführer dafür ausschreit. Wir schreiben uns durch dieß richtige Betragen eine Regel vor, die wir bei geschriebenen Wundererzählungen ebenfalls nicht aus der Acht lassen dürfen.

Wir müssen also bei allen Wundern, die wir nicht selbst sehen, fragen: Wer waren die Leu-

te, welche sich wunderten? Eine Frage, welche in mehrere andere zerfällt, die ich daher in ihre Theile zerlegen muß:

1) Waren die Bewunderer Augenzeugen des Wunders, oder nicht?

Man sieht, wie viel auf eine richtige Beantwortung dieser Frage ankommt. Jeder Erzähler behandelt den Gegenstand der Erzählung auf seine Art: der Eine theilt die nackte Thatsache mit; der Andre schmückt sie mit seinem Räsonnement, der Dritte mit seinen Erklärungen aus; ein Vierter verschönert sie durch Zusätze, um ihr mehr Interesse zu geben — nicht immer, um als Erzähler zu glänzen, oft auch, um dem Gegenstande für jeden Hörer oder Leser die, seiner Meinung nach, ihm gebührende Wichtigkeit zu geben. — Andre Erzähler unterscheiden sich durch die getroffene Auswahl: Einer giebt blos die Hauptsache; ein Anderer verweilt, aus guter Meinung, bei Nebenumständen; ein Dritter ergänzt die Sprünge, welche die Thatsache zu machen scheint. Wer würde nicht aus eigner Erfahrung die Reihe solcher Erzähler noch ansehnlich zu vermehren im Stande seyn?

Weit anders wird es nun, wenn eine und die-

selbe Geschichte durch diese Reihe Erzähler umherläuft; jeder behandelt da nicht nur die Thatsache, sondern auch die Erzählung derselben nach seiner Art, und es werden hier sehr häufig Hauptsachen weggelassen, die das ganze Ding ändern, und Umstände eingeschoben, welche blos im Kopfe des Erzählers existirten.

Wie verschieden wird unser Urtheil über die Bewunderer ausfallen, je nachdem diese die Sache selbst sahen, oder aus Erzählungen kennen lernten. Im letzten Falle, wenn wir die Erzähler nicht als sehr glaubwürdig kennen, lachen wir ihrer Thorheit. Verlangt man nun, einer solchen Erzählung unbekannter Urheber wegen, auch wir sollen uns wundern: so berufen wir uns auf dieses Unbekanntseyn des Erzählers, und wehren uns gegen den Leichtglauben und Aberglauben mit allen Gründen des gesunden Menschenverstandes. Niemand fällt es ein, uns deshalb zu tadeln; jeder Vernünftige tritt auf unsre Seite und übernimmt unsre Vertheidigung.

Hat man nun die Begebenheit einer längst verflossenen Zeit mit dem Namen eines Wunders gestempelt: so wäre es also wohl nöthig, erst auszumitteln, wer ihr diesen Namen gegeben habe, bevor wir über sie als über ein Wunder

absprechen. Es können hier drei Fälle eintreten, welche jedesmal der Untersuchung eine andere Richtung geben: sie erhielt nämlich diese Bezeichnung durch Augenzeugen, oder durch Erzähler, welche nicht Augenzeugen waren, oder durch spätere Leser der Erzählung. Diese letzten beiden Menschenklassen müssen uns mit Recht verdächtig seyn; die letzte am meisten. Ich dächte, ihrer Aufforderung an uns, ein Wunder zu sehen, müsse mit der Gegenforderung beantwort werden: „beweist uns, daß die Augenzeugen sich auch gewundert haben!“

Dieser Beweis möchte nicht so ganz leicht zu führen seyn, da wir sehr selten den Erzähler kennen, der von der Wirkung des Vorfalls auf Augenzeugen redet, und doch einem Unbekannten nicht ohne Beweis alles auf sein anonymes Wort glauben dürfen. Wie, wenn der sonst ehrliche Erzähler selbst getäuscht ward? — Wie, wenn er frommen Betrug sich erlaubte? — Wie, wenn er ein einfältiger Mensch war? — Wie, wenn er seine Erzählung, bei richtiger Kenntniß von der Begebenheit, und warmer Wahrheitsliebe, doch aus Enthusiasmus für die Sache oder den Helden, rhetorisch oder poetisch erzählt hätte? — Muß da nicht das rhetorische oder

poetische von der Erzählung erst wieder gesondert werden, ehe wir behaupten dürfen, auch die Augenzeugen hätten sich gewundert? — Mag auch der Erzähler, den wir lesen, immer schlicht historisch erzählen; wer bürgt uns dafür, daß er immer aus reinen Quellen schöpfte, und nicht auch über verschönernde Gemälde des Redners oder Dichters gerieth? — Wie würde wohl Heinrich des Vierten, oder des Cardinals Richelieu Geschichte ausfallen, wenn man die erste aus Voltaire's Henriade, die letzte aus den Reden der von ihm gestifteten Akademie schöpfen wollte? — —

Wären die Wunderfreunde hierin endlich auf das Reine, d. h. hätten sie bewiesen:

die Erzählung von ihrem Wunder enthalte genau das, was der Augenzeuge sahe;
sei weder erdichtet, noch
durch rednerische oder dichterische Behandlung verstellt; und
nicht allein die späten Leser, sondern
schon die ersten Augenzeugen haben sich gewundert;

dann würde eine zweite, gleich wichtige Untersuchung nöthig seyn, um auszumitteln:

2) Müssen auch wir uns über etwas wundern, was jenen Augenzeugen wundersam vorkam?

Haben jene Augenzeugen sich auch wirklich gewundert, so kann doch niemand so gerade hin verlangen, daß wir das nun auch thun müssen. Unser Landmann wundert sich über das Lesen und Reden einer ihm fremden Sprache, und staunt den Sohn seines Predigers oder Kantors mächtig darüber an: wird dieser darum schon die Bewunderung Aller, und Aller Staunen erregen müssen? — Ganz anders wäre der Fall, wenn der Jüngling die Bewunderung eines großen Sprachkenners rege machte. — Produkte des Auslandes werden von vielen angestaunt, sind sie darum auch Wunder für den Kenner jener Gegenden? — Diese Beispiele beweisen zur Genüge, daß wir bei der Annahme der Wunder uns erst hinlänglich über Einsichten und Kultur der Personen unterrichten müssen, deren Wunder wir vor uns haben, damit wir ihr Wundern gehörig zu würdigen im Stande sind. Hier würden wir um die Menge oder Mannigfaltigkeit ihrer Kenntnisse uns zu bekümmern haben; ausmitteln müssen, welche Gattungen derselben im Umlaufe waren; welche etwa das Eigenthum Einzelner, weni-

ger Seltenen seyn möchten; und welche im Volke ganz vermißt werden. Unstreitig werden diese Untersuchungen einen Theil des Fremden, Unbekannten, oder Seltenen entwickeln, worüber man sich wundern mußte, weil man es gar nicht, oder nur selten sah.

Einen andern Theil unsrer Aufmerksamkeit werden wir auf den Grad oder die Höhe richten müssen, welche jede Art Kenntnisse unter dem Wunder sehenden Volke erreicht hat. Immer wird der gemeine Rechner die Operationen des Algebraikers, der gewöhnliche Künstler die Erfindungen des gelehrten Kunstfreundes anstaunen. Ein vorgefundener geringer Grad irgend einer Kenntniß läßt daher sicher auf Bewunderer des höhern, im Volke seltenen Grades schließen. So verehrten rohe Nationen europäische Aerzte als Wunderthäter, die bei uns vielleicht nur Stümper wären, obgleich auch unter jenen Völkern einige Kenntniß der Arzneikunde ist.

Besonders wichtig werden diese Untersuchungen dadurch, daß die Erklärung eines Vorfalls, oder die Vermuthungen über ihn, ganz vom Grade und der Art der Kenntnisse abhangen. Der Mensch will sich nun einmal nichts unerklärt lassen; er will durchaus irgend einen Grund, oder eine

Ursache einer Begebenheit wissen. Je weniger Kultur er besitzt, desto näher sucht er diese erklärende Ursache; und ist ganz gewöhnlich zufrieden, zwei Dinge zu gleicher Zeit, oder an einem Orte bemerkt zu haben, um das Eine als Ursache, das Andre als Folge anzusehen. Eine Menge Kenntnisse, und ein hoher Grad einzelner derselben, wird erfordert, ein Volk an Gesetze der Natur, und an das Aufsuchen derselben in einiger Ferne zu gewöhnen. Eine Krankheit und ein altes Weib in Einem Orte reichte noch vor wenig Jahren völlig hin, die Entstehung der Krankheit dem alten Weibe beizumessen. Ließ sich ein Komet kurz vor erlittenem Landesunglück sehen, so war er die Ursache daran — man beruhigt sich bei einer solchen gefundenen Ursache, und kaum wagt es der Gelehrte, einen Schritt weiter zu gehen.

Sonnenklar folgt hieraus, daß ein rohes, unwissendes Volk die Begebenheiten, welche es anstaunt, fast immer naturwidrig erklären wird, weil es naturgemäße Erklärungen nicht kennt, und nicht aufzusuchen im Stande ist. Es erlaubt sich einen, nur seiner Unwissenheit zu verzeihenden Schluß: „Die wirkende Ursache muß nahe seyn; ich habe sie in der Person, oder

der Sache gefunden. Die Kraft, wodurch gewirkt wird, ist größer, als die meinige; folglich eine mehr als menschliche, eine geheime, eine Zauber- oder Wunderkraft."

Vom Religionssysteme des rohen Volks hängt es nun ab, wie diese Vermuthung sich weiter ausbilden soll. Hat es außer seiner Gottheit keine mächtige Wesen: so wird Gottheit und Zauber die Ursache der Wunder seyn müssen, oder vielmehr die Kraft zur Bewirkung derselben geben; hat es außer der Gottheit noch andre mächtige Wesen, so werden auch sie als Urheber der Kraft vermuthet werden! und man wird Gottheit, Zauber, Engel und Teufel, Luftgeister, u. s. w. bei der Wundererklärung gebrauchen. Diese Erklärungsart wird uns nun auch einen andern Begriff von Wundern aufdringen wollen; der aber nicht ein der Sache gemäßer Begriff seyn kann, sondern nur der Vorstellung angemessen, welche jene Leute sich von Wundern machen. Diese Vorstellung sollen wir doch aber nicht aufs Gerathewohl adoptiren? —

Sind beide vorarbeitende Untersuchungen geendigt: so kommen wir nun erst an eine dritte, von

welcher gewöhnlich, aber sehr unrecht, angefangen wird:

3) Ist bei dem einzelnen Wunder die Annahme einer übermenschlichen wirkenden Kraft der einzige, nothwendige Erklärungsweg?

Diese Untersuchung soll nicht allein das einzelne Wunder betreffen, sondern auch die bisherigen Erklärungen und Erklärungsmethoden werden durch sie geprüft werden; sowohl wenn sie alles für Wunder, als auch Andre alles für Betrug uns aufdringen wollen.

Wer sich dieser letzten wichtigen Untersuchungen, ohne welche die Akten durchaus nicht geschlossen werden können, unterzieht, muß bei jedem einzelnen Wunder, welches er zu prüfen sich vornimmt, sich folgende Arbeiten gefallen lassen, oder er wird Gefahr laufen, zu irren, und falsch zu urtheilen. Er muß nämlich

1) die nackte Thatsache wieder zu gewinnen suchen, welche aber, dem Obigen zu Folge, vielleicht entstellt seyn kann. Dazu wird nöthig seyn, daß man

rhetorische oder dichterische Gemälde wohl und sorgfältig von rhetorisch oder dichter-

risch ausgeschmückten Erzählungen unterscheide. Nur diese letzten liefern eine ächte Thatsache; die ersten geben eine bare Dichtung.

Das rednerische oder dichterische der Darstellung führe man auf die Sprache des gemeinen Lebens, oder auf einfache Prose zurück. Aber man hüte sich, deutsche Prose, oder die Sprache des gemeinen Lebens in Deutschland der, eines fremden Volkes von andern Sitten und andrer Kultur unterzuschieben: ein Versehen, das manche sehr schiefe Wundererklärungen veranlaßte, und selbst sehr gelehrte Männer auf einen irrigen Weg führte.

Von dem Reste sondere man die etwanigen Ergänzungen des Erzählers, so wie seine Vermuthungen über die Erklärungsart, so vollständig als möglich ab. Dieß wird in denen Fällen ganz leicht seyn, wo man zwei verschiedene Erzählungen eines Wunders — aber natürlich dürfen sie nicht gleichlautende Kopien einer ältern Erzählung seyn — oder bei einem Erzähler zwei ähnliche Wunder unter verschiedenen Umständen vorfindet. Schwerer wird die Arbeit,

wenn man mit Vermuthungen sich helfen muß: doch wird hier der Irrthum um so geringer werden, je mehr man sich dem Geiste seines wundergläubigen Volkes bekannt gemacht hat.

2) Die erhaltene reine Thatsache beurtheile man nach Naturgesetzen; doch wird dieß letzte nur selten nöthig seyn, weil jene Vorarbeiten schon oft das Wunderbare vertilgten.

Einige Bemerkungen über schon erhaltene, oder noch zu bekommende Resultate der Untersuchungen über Wunder muß ich noch hinzusetzen. Die erste ist: „Es ist höchst ungerecht, wenn ich den Erzähler eines Wunders einen Betrüger darum nenne, weil mir das Erzählte keine Bewunderung abdringt; oder einen Lügner, weil ich mir nicht denken kann, daß die Sache so geschehen sei, wie er sie erzählt." — Ist der Landmann Betrüger oder Lügner, der den Drachen hat ziehen gesehen, weil er die Feuerkugel sich als einen Geist der Hölle denkt, ich aber als entzündete ölige Dünste mir vorstelle? — Ist er Betrüger oder Lügner, wenn er ein Schwert am Himmel erblickt, wo ich ein Nordlicht sehe? — Ich denke, seine Unwissenheit muß ihn gegen jene harten Titel sichern. Ist er dann Lüg-

ner oder Betrüger, frage ich ferner, wenn seine leichtgläubige Gutmüthigkeit von einem andern Erzähler getäuscht wird, wissentlich oder unwissentlich, und er nun glaubt, und als Wahrheit nacherzählt, was er hörte, oder zu hören glaubte? — Ist er Betrüger oder Lügner, wenn er nicht versteht, den rednerischen Schmuck einer Erzählung sich in seine gemeine Sprache zu übersetzen; wenn er z. B. an ein wirkliches Längerwerden der Hacken glaubt, weil der Redner durch diese Blumen sein Schrecken, seine eilige Flucht ausdrücken will? Ich denke, er wird bloß ein Leichtgläubiger genannt zu werden verdienen. —

So auch jene biblischen Wundererzähler, welche mit unserm Landmann, in Rücksicht auf Kenntnisse, vielleicht noch nicht einmal gleich standen. Sie haben nicht erdichtet, nicht erfunden; nur falsch gehört, und falsch gedeutet. In allen Dingen, welche sie verstanden haben, verliert ihr Ansehn und ihre Glaubwürdigkeit gar nichts. — Verwerfen wir doch alte Geschichtschreiber und ihre Nachrichten nicht, weil sie auch Wundergeschichten in ihre Erzählungen mischen; schimpfen wir doch auch sie deshalb noch nicht Betrüger oder Betrogene.

Eine andre Bemerkung betrifft die gefundenen Erklärungen der Wundergeschichten selbst: „Es ist durchaus nicht möglich, alle Wundergeschichten zu erklären.“ — Die Ursachen der Begebenheiten, welche für Wunder gegolten haben, sind nicht schuld; nur unsre Entfernung vom Schauplatze hindert uns sie wahrzunehmen. Die reine Thatsache läßt sich zuweilen gar nicht ausmitteln: zuweilen steht sie so abgerissen und einzeln da, daß wir es einsichtigern Wesen überlassen müssen, sie in das ihr zugehörige Fachwerk zu legen. Aber sind wir darum, weil wir die Erklärung einer solchen Wundergeschichte nicht geben können, schon berechtigt, sie aus der Reihe der naturgemäß bewirkten Begebenheiten auszuheben? — Wir können ja auch den Magnetismus noch nicht erklären; keiner aber wird ihn darum für etwas Uebernatürliches halten. Nur zeigen beide Erscheinungen, unerklärbare Wundergeschichten und Magnetismus, daß menschliche Kenntnisse Gränzen haben.

Oder, sollte es Gespenster geben, weil wir nicht alle Gespenstergeschichten zu erklären wissen? Man beruhiget sich, daß fehlende Nachrichten uns die gänzliche Auflösung unmöglich machen; daß aber die

Sage im Allgemeinen mit ähnlichen Sagen eines Gehalts sey. Entweder sollte man es so auch mit Wundern machen: oder man müßte beweisen,

> daß, ungeachtet alle Umstände, welche die naturgemäße Erklärung der Erzählung erfordert, wirklich vorhanden seyn könnten, dennoch alle mögliche Erklärungsarten nicht im Stande sind, die Begebenheit aufzuklären; und daß folglich außerhalb der Natur und ihren Gesetzen ein zureichender Erklärungsgrund gesucht werden dürfe.

Diese Beweise muß der Vertheidiger eines außernatürlichen Grundes der Wunder führen, oder er ist sachfällig und hat nichts erwiesen.

Man wird, wenn man das Gesagte gehörig durchdacht hat, nun auch nicht verlangen, daß eine jede Wundergeschichte von allen Untersuchern nur auf eine Art erklärt werden soll. Es giebt von einigen Wundern mehrere gleich mögliche Erklärungen, von denen eine die richtige seyn kann; vielleicht sind sie aber auch alle unrichtig, und die wahre Auflösung noch einem künftigen Forscher aufbehalten. Die Ursache liegt darin, daß die Begebenheiten uns nicht mit allen Umständen, nicht von den eigentlichen Zeugen,

nicht von unbefangenen Erzählern aufbehalten sind: oft können daher mehrere Nebenumstände ergänzt werden, welche die Erklärung sehr verändern; oft finden sich auch mehrere, ganz verschiedene Naturgesetze, welche sich auf das Bruchstück der Thatsache anwenden lassen. Es geht in diesen Fällen dem Wunder, wie einer rostigen oder abgeschliffenen Münze, auf welcher sich noch grade so viel Züge erhalten finden, daß wir bestimmen können, wir haben irgend eine Münze vor uns; aber zu wenig, um das Gepräge und die Umschrift genau angeben zu können. Den muthmaßlichen Schlüssen eröffnet dieß ein weites Feld; der Eine glaubt, eine Konsular-, ein Anderer eine Kaisermünze vor sich zu haben, ein Dritter sieht das Stück für ein griechisches an. Vielleicht hat keiner Recht: aber ist es darum Thorheit, alte Münzen zu erklären? Mögen also immer einige Wunder gar nicht, andere nur durch wahrscheinliche Voraussetzungen zu erklären seyn: der außernatürliche Erklärungsgrund gewinnt dadurch gar nichts an Wahrscheinlichkeit oder Nutzbarkeit.

Dieß ist alles, was ich nach mehrjähriger Prüfung über Wunder im Allgemeinen zu sagen weiß. Ob es, logisch oder metaphysisch genommen, übernatürliche Wunder geben könne, hat mich nie

gekümmert; denn ich kann in Sachen der Geschichte der Philosophie kein andres Recht einräumen, als Prüfung der Quellen und der Erzählungen. Finden sich hier historische Beweise für übernatürliche Wunder, so werde ich sie annehmen; bis dahin bezweifeln."

Ein und vierzigste Erzählung.

Erfüllte Ahnung eines Weinmeisters.

„Mein Vater wollte einmal des Abends einem Weingärtner, der an einer hitzigen Krankheit gefährlich daniederlag, ein Blasenpflaster auflegen lassen. Ganz unerwartet weigerte sich aber der sonst gegen die Vorschriften des Arztes sehr willige Kranke dießmal hartnäckig, das Verordnete geschehen zu lassen. Da mein Vater darauf bestehen wollte, bat der Kranke um Aufschub, indem er zugleich versprach, das Blasenpflaster morgen, so fern er noch nicht besser sey, legen zu lassen; er wisse indessen

gewiß, es werde schon in der anbrechenden Nacht mit ihm besser werden, mithin das Pflasterlegen unnöthig seyn; „„denn der Engel Gabriel sey ihm erschienen, und habe es ihm verkündigt.““

„Wirklich erfolgte auch in dieser Nacht eine vollkommne Krise der Krankheit, so daß den andern Tag die Gründe völlig wegfielen, derentwegen das vorgeschlagene Mittel von meinem Vater war verordnet worden“ *).

Was ist an dieser erfüllten Ahnung zu bewundern? fragt der Herausgeber dieser Gespenster. — Ich für mein Theil finde sie kaum des Erzählens werth, und kann ihr nur in so fern hier ein Plätzchen vergönnen, als ich hoffen darf, sie — da sie nun doch einmal zur Kenntniß der Lesewelt gebracht worden ist — durch diesen meinen Zusatz wo möglich wieder unschädlich zu machen.

Sollte nämlich dieß Geschichtchen wirklich verdienen, der Vergessenheit entrissen zu werden, so müßte man, um gerecht gegen die Wahrheit zu seyn, auch hundert und mehr unerfüllt gebliebene Ahnungen dieser Art daneben erzählen. Wie mancher Kranke mag, gleich jenem Weinmei-

*) Von Hrn. Doktor Elvert zu Tübingen; laut Mauchart's Repertorium für empirische Psychologie, Th. 3. S. 56.

ster, um Aufschub einer schmerzhaften Operation bitten, in Hoffnung, daß noch vor Verlauf der Aufschubszeit eine heilsame Krise der Krankheit erfolgen werde!! — Und war der Kranke sonst immer vernünftigfolgsam gegen die Vorschriften seines achtungswürdigen und einsichtsvollen Arztes, so beweiset schon sein dießmaliger Widerspruch, daß er diesen Abend phantasirte, und mithin nicht fähig war, kaltblütig und vernünftig zu überlegen, was zu seinem Frieden diene.

Und auf den Umstand wird doch kein Freund der Ahnungen einiges Gewicht legen wollen, daß der Weinmeister im Fieberparoxismus von dem Engel Gabriel faselte? —

Wann wird man aufhören, alltägliche Dinge, auf Kosten der Wahrheit, und zu Gunsten des Vorurtheils und Wahnes, wichtig zu behandeln? —

Zwei und vierzigste Erzählung.

Unerfüllt gebliebene Ahnung einer Predigerfrau *).

„Mein Freund, der Prediger W. im hannöverischen, der eine sehr aufrichtige und gutdenkende Frau hatte, war so unglücklich, in einen so hohen Grad von Melancholie zu fallen, daß er öfter als einmal Gelegenheit suchte, sich selbst das Leben zu nehmen. Nur selten noch verrichtete er seine Amtsgeschäfte. Unter diesen Umständen besuchte ich ihn. Seine Frau hatte bei dem traurigen Schicksale ihres Mannes sehr gelitten. Da seine Umstände nicht bekannt werden sollten, so war sie die einzige, die Tag und Nacht auf ihn achtete. Bis zu Thränen gerührt, schilderte sie mir ihren Zustand, und

*) Von Herrn Oberamtmann Palm.

die traurige Verfassung, worin sie durch den nahen Tod ihres Mannes gesetzt werden würde. Ich suchte sie, besonders über den Umstand, zu beruhigen, daß ja der Tod ihres Mannes nach allem Anscheine noch gar nicht so nahe sey, als sie zu fürchten scheine. Allein mein Bemühen war vergebens; sie blieb bei ihrer Meinung, er würde bald sterben. Diese Besorgniß glaubte sie auch als wohlbegründet erweisen zu können; denn — „„sie hätte seinen Geist gesehen.““

„Dieß Geistschauen hatte sich auf folgende Weise zugetragen: Gleich an der Wohnstube des Predigers war sein Studierstübchen, worin er sich gewöhnlich anzukleiden pflegte. An dasselbe gränzte eine kleine Windeltreppe, die in den obern Theil des Hauses hinauf führte. Einige Tage vor meinem Besuche hatte die Frau Predigerinn durch vieles Bitten ihren Mann dazu vermogt, selbst Gottesdienst zu halten, und indessen einige häusliche Beschäftigungen vorgenommen. Hierbei fiel es ihr ein, daß die erwähnte Studierstube noch nicht aufgeräumt sey. Sie geht nun eiligst hin, um geschwind auch noch dieß Geschäft zu vollbringen. Um nicht bemerkt zu werden, im Fall ihr Mann schon wieder zurückgekommen seyn möchte, geht sie durch den obern Theil des Hauses, schleicht sich leise durch die

Windeltreppe hinunter, und lauscht um die Ecke; zu ihrer nicht geringen Verwunderung aber steht der Gatte schon vor seinem Schranke, und kleidet sich aus. Sie beobachtet ihn einige Augenblicke, und kehrt dann, ohne entdeckt zu seyn, zurück."

„Indessen kommt es ihr, bei einigem Nachsinnen, doch unwahrscheinlich vor, daß der Gottesdienst schon geendet seyn sollte. Hierüber nun war leicht Gewißheit zu erhalten; aber zu ihrer größten Bestürzung erfährt sie, daß ihr Mann, den sie so eben deutlich gesehen zu haben glaubte, noch mit dem Vortrage seiner Predigt beschäftigt sey, und daher unmöglich schon in seinem Kabinette sich umkleiden könne." —

„Was war nun diese vermeinte Erscheinung, die der rechtschaffenen Frau tausend trübe Augenblicke machte? — Dem allgemeinen Volksglauben gemäß, war sie eine unfehlbare Vorbedeutung von dem nahen Tode ihres Mannes. Allein diese vermeinte Todesahnung ging überaus schlecht in Erfüllung; denn der geisteskranke Gatte, dessen nahes Sterben sie verkündiget haben sollte, ward einige Zeit nachher von seiner Krankheit völlig wiederhergestellt, lebt noch jetzt, und ist wohl. Hingegen ruhen die Gebeine seiner guten Frau schon seit mehreren Jahren im Grabe."

Wer wird also so thöricht seyn, diese und ähnliche vermeinte Erscheinungen für etwas anders, als für die Täuschung einer kranken Einbildungskraft zu halten? — Gewiß hatte die durch den Trübsinn ihres Gatten sehr beängstigte Frau den kranken Mann auf jenem Schleichwege oft beobachtet; auch während der Predigt schlich sie, offenbar in der Voraussetzung, er werde wohl schon da stehen und sich entkleiden, zu ihm hinab, und lauschte wie gewöhnlich. Was man wahrzunehmen glaubt, davon entsteht oft auch ein Bild im kränkelnden Gehirne; vorzüglich dann, wenn unsre Einbildungskraft von besonderer Lebhaftigkeit, oder, welches hier der Fall gewesen zu seyn scheint, der Geist von der zerstörenden Kraft des täglich genährten Grames hart mitgenommen worden ist.

Uebrigens zweifle ich nicht, daß man auch aus einer Blume Gift saugen, auch diese Geschichte — so sehr sie einerseits auch die Richtigkeit der darin enthaltenen Ahnung erweiset — andererseits doch als einen Beweis der Möglichkeit des Doppelterscheinens benutzen kann und wird. In dieser Hinsicht bemerke ich daher nur noch, daß jede Doppelterscheinung einer und der nämlichen Person ein bares Wunder, und daß niemand, als die Allmacht Gottes, eine solche Hexerei zu bewirken im

Stande ist. Und angenommen, hier sey ein Wunder geschehen, welchen der Weisheit Gottes angemessenen Zweck könnte das gehabt haben? — Etwa den, das arme, ohnehin schon so unglückliche Weib noch mehr zu quälen, und durch diese völlig unnützen Beängstigungen ihr für den kranken Gemahl so kostbares Leben zu verkümmern? —

Glaube so etwas, wer da will und kann. Mir widersteht es; denn es ist schlechterdings unvereinbar mit meinen Begriffen von der Weisheit und Güte des Gottes, der unser Vater ist, und als Vater sich uns bei jeder andern Gelegenheit zeigt.

Drei und vierzigste Erzählung.

Eine merkwürdige Ahnung gewöhnlichen Schlages *).

Ich fühlte mich eines Tages, als ich noch als Hauslehrer in Zolchow hausete, sehr unbehaglich. Weder Speise, noch die Arbeit bei den Büchern, wollte mir schmecken. Das Blut stieg mir zu Kopfe. Mich ergriff auf eine unbegreifliche Art ein Mißmuth, und selbst eine Art von Schwermuth und Schwärmerei — so wenig sie auch, gottlob, in der Regel meine Krankheit ist. Kurz, mir war genau so, als ob der Körper auf eine schwere Krankheit brütete; ja ich würde — wenn ich von Ahnungen etwas hielte — sie deutlich vorempfunden und geahnet haben.

*) Erzählt von Herrn Rektor Bock zu Sandau im Magdeburgischen.

Um mich zu zerstreuen, ergriff ich den Wanderstab, und ging an einem heitern Nachmittage nach Schmidtsdorf, um meinen Freund, den jetzigen Prediger zu Kließ, Herrn Bauerhorst, zu besuchen. Ich glaubte ein guter Fußgänger zu seyn; aber dießmal ward mir der Weg dahin sehr sauer und lang. Grillen aller Art, und selbst Todesgedanken fuhren mir — einem wahren Grillenfeinde — blitzschnell durch das Gehirn, und die unschuldigsten Dinge veranlaßten, und nährten sie.

Gottlob, endlich war ich wieder unter Menschen, und am Ziele meiner Wanderschaft; aber mein Freund war nicht zu Hause, und die Dame im Hause beschäftigten, nach dem ersten Bewillkommnen, noch ein Viertelstündchen unaufschiebbare häusliche Arbeiten.

Indessen nahm ich ein Buch zur Hand, um lesend die baldige Rückkehr der Frau Wirthinn zu erwarten. Das Buch, welches mir zufällig zur Hand lag, war, seinem Inhalte nach, so wenig geeignet, meine Stimmung zu verbessern und mich zu erheitern, daß ich eher die entgegengesetzte Wirkung davon wahrzunehmen glaubte. Indem ich so einsam dasitze, erschreckt mich plötzlich ein heftiger Knall, der deutlich aus der Gegend eines mitten in der Stube stehenden Tisches herkam. Es

war, als ob jemand mit einem Stocke quer über die Fläche des Tisches geschlagen hätte.

Ich fuhr heftig zusammen, sprang vom Stuhle auf, blickte wild im ganzen Zimmer umher, durchsuchte alles, und fand überall kein lebendiges Wesen, und keine natürliche Ursache dieser Schreckenahnung. Unzufrieden mit diesem Erfolge meiner Untersuchung warf ich mich wieder in den Lehnstuhl, und nahm den Zeitverkürzer zur Hand. Kaum hatte ich eine Seite aufs neue gelesen, da erscholl der ahnende Knall zum zweitenmal. Auch jetzt wieder kam der Ton aus der Mitte der Stube zu meinen Ohren. Der Tisch war zwar mit einem Tuche bedeckt, und ich hob nochmals die herabhangende Decke auf; aber — sie verbarg mir niemand; auch nicht einmal ein Hund oder ein Kätzchen lag unter dem Tische.

Wer ein Thor wäre — dacht' ich — der könnte, an meiner Stelle, in diesen Tönen den Vorboten eines nahen Sterbefalles erkennen. Und wirklich ist es sonderbar, daß ich, der ich nie Ahnungen hatte, gerade heute dergleichen zu hören scheine, heute, wo mir zu Muthe ist, als sollte ich wenigstens erkranken.

Ich wünschte vor allen Dingen über den Ort, woher diese Töne kamen, zu einem noch höhern

Grade von Gewißheit zu gelangen; und da ich hoffen durfte, die Ahnung werde sich — sofern alles Guten und Bösen drei seyn soll — vielleicht auch noch zum drittenmal hören lassen: so rückte ich den Stuhl von dem eröffneten Fenster weg, ganz nahe an den spukenden Tisch hinan. Ich spitzte gleichsam die Ohren, und sah mit unverwandtem Blicke nach dem Tische hin, und harrete nicht lange vergebens.

Ein abermaliger Knall, heftiger als die vorhergehenden, ließ sich ganz in meiner Nähe hören. Unwillig über die Verborgenheit des Urhebers, riß ich die Decke vom Tische, und — erblickte das Gespenst. Das kienene, noch nicht ganz ausgetrocknete, eirunde Tischblatt war — vielleicht mit auf Veranlassung des von mir geöffneten Fensters und der veränderten Witterung — zerrissen oder geplatzt. — Die Risse, die Tages zuvor noch nicht darin waren bemerkt worden, fielen groß und neu zu sehr ins Auge, als daß man sie hätte sollen verkennen können.

Meine Unbehaglichkeit und die damit verbundenen Launen waren mit die Folge eines verdorbenen Magens; eine gelind auflösende und abführende Arzenei, tägliche Bewegung in freier Luft und strenge Diät während der nächsten Tage, stellten

meine vorübergehend erschütterte Gesundheit gänzlich wieder her, und so zog mir die Ahnung weder eine Krankheit, noch den Tod zu. Auch in meiner Familie ereignete sich überall kein Todesfall, und überhaupt nichts von einiger Wichtigkeit.

Man denke sich dasselbe Ereigniß unter veränderten Umständen; anstatt meiner einen Wahngläubigen, der in seiner vorgefaßten Meinung von Ahnungen das Gespenst nicht aufgesucht, die Tischdecke nicht ungeduldig abgerissen hätte; anstatt des hellen Tages eine nächtliche Spukstunde; anstatt der wiederkehrenden Gesundheit eine schwere Krankheit, oder gar den Tod, oder ein anderes außerordentliches Unglück in der Familie, und — alle Welt hätte in dem alltäglichen Ereignisse eine unleugbare Bestätigung der Wirklichkeit der Ahnungen zu finden geglaubt.

Vier und vierzigste Erzählung.

(Eigentlich ein bloßer Anhang zu den drei vorhergehenden Ahnungsgeschichten.)

Des Herausgebers Urtheil von allen Ahnungen.

Mehrere von denen, welche mir während der Herausgabe der vier ersten Theile meiner Gespenster Beiträge für dieses Werk zuzusenden die Gewogenheit hatten, haben mir gestanden: „daß, so sehr sie auch mit mir die Furcht vor Gespenstern für eitel, unphilosophisch und unchristlich hielten, sie doch das Ahnungsvermögen des Menschen sich von mir nicht wegerzählen lassen würden." —

„Sie haben" — schreibt mir Einer von denen, welche diese Sprache führen — „in Ihren Gespenstern ohnehin nur einzelnen eitelen und unerfüllt gebliebenen Ahnungsgeschichten ein Plätzchen vergönnet;

gönnet; aber wenn sie deren auch hunderte mittheilen könnten, oder wollten, so würde man, statt ihrer, doppelt so viele zurückgeben und verbürgen können, die sämmtlich auf das pünktlichste in Erfüllung gingen."

In der That giebt es überall nicht wenig Gläubige dieses Schlages, und ich bin nicht so eigenliebig, hoffen zu können, daß ich sie alle für meine Privatmeinung (obgleich auch sie keinesweges nur die Meinung Einzelner ist) gewinnen werde. Aber vielleicht glückt es mir, meine Partei wenigstens in etwas zu verstärken, wenn ich meine Leser folgendes zu beherzigen, und möglichst vorurtheillos zu prüfen bitte:

Nicht selten verwechselt man das von keinem Denker je bestrittene, oder auch nur bezweifelte Vorhersehungsvermögen der menschlichen Seele mit ihrer erst noch zu erweisenden Fähigkeit, das Zukünftige zu ahnen. Zwar wagen sich beide — die Vorhersehung, wie die Ahnung — in das Gebiet der Zukunft; beide wollen zum voraus wissen, womit diese schwanger geht, und welche Künftigkeiten sie an das Licht bringen wird; allein wer etwas vorhersieht, der geht dabei folgerecht zu Werke, während daß der Ahnende ein Spiel der Willkühr, ein Opfer vernunftloser Trugschlüsse

wird; — jenen beschäftigen Wahrscheinlichkeiten, oder wohl gar Gewißheiten, diesen nur Möglichkeiten; — jener ist sich des Grundes deutlich bewußt, weshalb er die vorhergesehene Künftigkeit als eine natürliche Folge ihm bekannter Ursachen erwarten zu müssen glaubt; dieser hingegen hat es nie mit Folgerungen aus vorhergegangenen, ihm deutlich vorschwebenden Ursachen zu thun. Nichts, als dunkele und verworrene Gefühle; nichts, als der tyrannische Zufall, und unwillkührliche Launen und Gemüthsstimmungen, leiten ihn zum unsichern Ziele. Und begünstiget ihn jezuweilen das Ungefähr, so glaubt er schon, das Ahnungsvermögen seiner Seele — erweisen zu können —

So träumt wachend die liebevolle und freudeberauschte Schöne von dem zur Hochzeitfeier erwarteten Geliebten. Sie ist einsam, und um sie her herrscht mitternächtliche Stille. Jetzt wirft vielleicht eine Maus irgend etwas, das auf der Kippe lag, von einer Höhe zur Erde hinab. „Er denkt an mich!“ seufzet sie freudig schaudernd — unbekümmert, ob auch die bewegende Kraft, der fallende Körper und der ahnende Gegenstand in irgend einem natürlichen Zusammenhange stehen.

Durch ein zufälliges, ungewöhnlich langes

Schweigen des weit verreiseten Geliebten traurig und verstimmt, hört das nämliche Mädchen zu einer andern Zeit, durch dieselbe unschuldige Veranlassung, den nämlichen Körper herabstürzen, fährt mit Entsetzen zusammen, und bebt, als hinge Tod und Leben von der spukenden Maus ab. — „Er ist in Räuberhände gefallen, er stirbt!“ — seufzt das gute Kind, und weint.

So durchaus nichtssagend sind die Schlüsse, so empörend die willkührlichen Folgerungen des Ahnenden! — Indessen, der Glaube an Ahnungen ist so alt und allgemein, als der Glaube an Gespenster. Die Neigung der Menschen zum Außerordentlichen und Wunderbaren; die so natürliche Begierde, etwas Sonderbares von sich selbst erzählen zu können, oder von Andern erzählen zu hören; das fürchterlich angenehme Gefühl, erschüttert zu werden, und vornehmlich die Meinungen von höheren, auf uns wirkenden Geistern, haben hauptsächlich dazu beigetragen, diesen Glauben auszubreiten. Vielleicht kann man auch noch die Neigung, seinen Voreltern in Absicht der unter ihnen sich zugetragenen Ahnungen nicht zu widersprechen, hierher rechnen.

Aber nicht bloß unwissende und gemeine Leute,

welche über die Natur der menschlichen Seele niemals nachgedacht haben, und jedes sonderbare Phänomen derselben, höheren Wesen außer uns zuzuschreiben gewohnt sind; nein, selbst Leute von Kopf und Geschmack, Philosophen von Profession (die doch billig das Daseyn eines Vermögens der menschlichen Seele, das viel wider sich, und wenig für sich hat, wenigstens prekär finden, und noch problematisch nennen sollten) lassen sich den Glauben daran nicht nehmen. Mancher vertheidiget dasselbe mit einem Enthusiasmus, als wenn es der allerwichtigsten Wahrheit gelte. Es giebt Schriftsteller, welche alle ihre zufälligen Amtsveränderungen vorhergesehen zu haben vorgeben; wozu aber ihnen, oder irgend jemand, eine solche Notiz geholfen hat, wissen sie selbst nicht. —

Nun ist zwar nicht zu läugnen, daß einige Künftigkeiten, von denen man eine Ahnung gehabt zu haben vorgab, mit einer Pünktlichkeit eingetroffen sind, die uns in Erstaunen setzen muß; allein, wenn dieses zufällige Eintreffen ein Allgemeinbeweis eines in uns liegenden, obgleich bei verschiedenen Menschen bald stärkeren, bald schwächeren Vorhersehungsvermögens der menschlichen Seele seyn soll: so habe ich dagegen vornehmlich folgendes einzuwenden:

1) Ein solches Vermögen streitet mit der natürlichen, einmal von dem Schöpfer bestimmten Art und Weise, wie unsere Begriffe und Empfindungen entstehen; mit der Identität unserer Denkkraft, welche durch dergleichen eingeschobene, in der natürlichen Folge unserer übrigen Begriffe nicht begründeten Ideen, auf eine übernatürliche Art aufgehoben werden müßte; folglich auch mit der Natur derjenigen Schlußfolge, vermöge welcher wir das Zukünftige nur durch Vergleichung der Ursache und Wirkung, aber nie das blos Zufällige vorhersagen können.

2) Das Ahnungsvermögen wird bei unzähligen Menschen gar nicht bemerkt; am allerwenigsten aber findet es sich in aufgeklärten, hellen, vorurtheilfreien Köpfen, so lange sie sich im Zustande des gesunden Denkens befinden.

3) Dieß Vermögen würde uns von der Gottheit mehr zur Qual, als zu unsrer Glückseligkeit, gegeben worden seyn. Wir berufen uns dreist auf das Zeugniß jener Schwärmer, welche sich einbilden, ein solches Vermögen zu besitzen.

4) Die meisten sogenannten Ahnungen lassen sich natürlich erklären, ohne daß man jenes Vermögen, geschweige denn die Einwirkungen höherer Wesen, anzunehmen nöthig hat. Dieser letzte

Punkt ist sehr wichtig; daher hier einige Winke zur Prüfung dessen, was man Ahnung nennt, und doch Vermuthung oder Vorhersehung nennen sollte:

a) Hat diese und jene Person, deren Ahnung eingetroffen ist, auf keine Weise das Geahnete durch vorhergangene und gegenwärtige Umstände, oder auch Gemüthslagen, vermuthen können?

b) In welchem Seelenzustande befand sich der Ahnende, wenn er ein Vorgefühl, z. B. von einem bevorstehenden Unglücke, zu haben glaubte? Melancholie, Einbildung, Hypochondrie — alles kann dazu beitragen, daß man sich erst ein Uebel überhaupt möglich denkt, und hinterher ein bevorstehendes Uebel insbesondere sich vorstellt. Dabei ist zugleich genau zu untersuchen, ob diese Vorstellung ohne ein vorhergegangenes Gefühl der Schwermuth blitzschnell; oder die Vorstellung aus diesem Gefühl erst nach und nach entstanden sey?

c) Wurde nicht manchmal eine hypochondrische Grille, die eintreffen, aber auch nicht eintreffen konnte, hinterher durch eine zu lebhafte Einbildung wahr? — So gab es Beispiele, daß Leute sich einbildeten, sie würden an einem bestimmten Tage sterben, und die dann auch wirklich zu

dieser Zeit starben, weil sie das Opfer ihrer angestrengten Phantasie wurden.

d) Trägt man nicht oft, wenn die Ahnung schon erfüllt ist, in das dunkle Vorgefühl eine Deutlichkeit hinüber, die vorher keinesweges mit diesem Vorgefühle verbunden war? d. h. bildet man sich nicht oft nach einem Unglück ein, eine bestimmte Ahnung davon gehabt zu haben, so unbestimmt sie auch vorher gewesen seyn mag? — Wir finden überall Leute, die nach einem erlittenen Unglück gleich mit der Versicherung da sind: „das hat mir wohl geahnet; es war mir so bange ums Herz; ich hatte an keinem Orte Ruhe," u. s. w.

e) Welchen nahen oder fernen Einfluß hat der Zufall auf die Erfüllung einer Ahnung gehabt? Ein Umstand, den man auf das genaueste bei der Erklärung der Ahnungen erwägen sollte, selbst da, wo sie pünktlich in Erfüllung gingen. Zuweilen tragen sich Dinge in der Welt auf die sonderbarste Art zu, stimmen in Absicht des Ortes und der Zeit so genau überein, und scheinen so natürlich in einander gegründet zu seyn — daß man darauf schwören sollte, daß sie in einander gegründet wären, und dennoch sind sie es nicht. Wenn Menschen, die bei aller Gelegenheit etwas ahnen wollen, oft irren, ohne ihre Irrthümer bekannt zu machen,

und dann einmal, vom blinden Zufalle begünstigt, eine ihrer vielen Ahnungen pünktlich in Erfüllung gehen sehen: wie laut werden sie davon posaunen! wie allgemein werden auch Andere davon sprechen, während daß man jenes oft unerfüllt gebliebene Geschwätz bald vergißt, und nicht der Mühe werth findet, daß die Ahnenden auch falsch ahnen können, und wirklich neun und neunzigmal irreten, wenn erst die hundertste Ahnung in Erfüllung ging! —

Wenn man nun alles dieß zusammennimmt, und alle diese Umstände bei einer jeden Ahnung untersuchen könnte, oder wollte; wenn man bedenkt, daß zu sehr vielen Ahnungen unwahre Ideen und äußere Lagen hinzugedichtet werden; daß die menschliche Seele oft unwillkürlich zu solchen Erdichtungen verführt wird; daß sie oft aus vorhergegangenen Vermuthungs-Ideen, die sie wieder vergessen hat, Schlußfolgen zieht, wovon sie selbst nicht mehr recht weiß, wie sie entstanden; und endlich erwägt, daß ein Ahnungsvermögen der Seele, welches sich nicht auf eine physische Art erklären läßt, etwas Unnatürliches, mit den Gesetzen unserer Denkkraft Streitendes, für unsere moralische Ausbildung Unbrauchbares — ja wegen des dadurch genährten

Aberglaubens sogar Schädliches, seyn muß: so kann und darf Alles, was Ahnung heißt, oder als Traum, Vision, Weissagung ihr ähnlich ist, vor dem Richterstuhle der reinen Vernunft keinen Werth behalten; und die Menschen würden sich tausenderlei Unruhen, Sorgen und lächerliche Grillen erspart haben, wenn sie nie daran geglaubt hätten. —

Auch ist es doch warlich sehr sonderbar, daß dieß Vermögen, (in dem Falle, daß es ein solches geben sollte,) so wenigen Menschen zu Theil geworden ist, so, daß man es von jeher für eine sehr seltene Erscheinung hat halten müssen.

Ist den Menschen eine solche Fähigkeit nützlich, — und das müßte sie doch nach den ewigen Gesetzen der Natur seyn, wenn sie mit der Weisheit Gottes bestehen sollte, so fragt sichs: warum dieß nützliche Geschenk so vielen Tausenden ganz und gar versagt worden ist?

Vielleicht macht man hier den Einwurf, daß dieß Vermögen eigentlich Niemand fehle, wenn gleich es sich nicht bei Allen wirksam bezeige. Aber da müßte ich gegenseitig fragen: „durch welche Offenbarung hätte man denn den Unterricht von dem Daseyn eines solchen Vermögens bei allen Menschen erhalten?“ — Denn

bekanntlich läßt sich das Daseyn eines Dinges, das wir mit leiblichen Augen nicht schauen können, doch nur aus seinen Wirkungen erkennen.

Sagt man aber, daß, weil sich das Ahnungsvermögen bei einige Menschen finde, man daraus schließen könne, daß es, obgleich schlummernd, auch bei allen übrigen gefunden werden müsse: so bedenkt man nicht, daß eben dieser ihr Beweis das Ding ist, warum noch gestritten wird. Wer würde wohl sagen, daß ein Wesen, das nie gedacht hat, verständig sey? —

Wenn es also nicht geleugnet werden kann, daß man bei den mehresten Menschen selbst nicht die Spur von einem Ahnungsvermögen antrifft: so glaub' ich, daß man schon hieraus mit einiger Wahrscheinlichkeit schließen darf, daß die angeblichen Ahnungen mancher Personen in ganz andern Dingen ihren Grund haben.

Es giebt für das menschliche Geschlecht, so wie für alle übrige Gattungen von Geschöpfen, gewisse allgemeine Eigenschaften, worin jedes Individuum mit dem andern seiner Art übereinkommt. So haben alle Menschen Urteils- Gedächtniß- und Einbildungskraft, obgleich die Verschiedenheit des Körperbaues, feinere Nerven und Gehirnfiebern, oder

eine etwas andere Lage derselben und mehrere dergleichen Ursachen, nebst fortgesetzter Uebung dieser Vermögen, einen außerordentlichen Unterschied in den Graden der Stärke und Schwäche derselben verursachen. Dieß findet sich aber bey dem angeblichen Ahnungsvermögen durchaus nicht, mithin kann es gewiß nicht zur Klasse der allgemeinen Eigenschaften gerechnet werden.

Untersucht man auf der andern Seite die Natur des Ahnungsvermögens, so muß es der Vernunft allerdings sehr fabelhaft scheinen, daß ein Mensch künftige Ereignisse vorhersehen könne, ohne sich ihrer Ursachen bewußt zu seyn. Ich gestehe, daß ich selbst nicht einmal einen Begriff von der Art und Weise habe, wie dieß möglich seyn sollte. Wenn der Urheber der Welt, auch mit dem kleinsten Triebrade dieser wundervollen Maschine bekannt, den Zusammenhang ihrer ineinander eingreifenden, zahllosen Theile gleichsam mit einem Blicke überschaut: so muß er freilich in der Vergangenheit die Ursachen der Gegenwart, und in dieser die Ursachen der Zukunft erkennen, mithin das Zukünftige voraussehen; aber — wie soll dieß Talent dem kurzsichtigen Sterblichen zu Theil geworden seyn, der nicht einmal sich selbst

kennt, geschweige denn Alles, was ihn umgiebt? — —

Dazu kommt noch, daß ein solches Ahnungsvermögen den Menschen, anstatt zu seiner Zufriedenheit das Geringste beizutragen, vielmehr unaussprechlich unglücklich machen würde. Wie elend würden wir z. B. das Jahr verleben, in welchem eine Ahnung uns den Sterbetag anberaumet hätte, ohne daß wir im Stande wären, zum Aufschube dieses feststehenden Schreckenstages die mindesten Vorkehrungen treffen zu können? —

Wozu könnte uns eine solche Kenntniß anders nützen, als uns zu martern, uns schon lange vor dem Erscheinen des Uebels zu allen Berufsgeschäften untüchtig zu machen, und alle die kleinen Freuden, die sich uns in der Zwischenzeit etwa darböten, zu rauben und zu vergiften? — Wie oft trifft unsere entfernte Verwandte ein Unglück, welches uns auf viele Tage die Ruhe gestohlen haben würde, wenn wir es vorher geahnet hätten; das uns aber nun, wenn wir hören, es sey glücklich überstanden, sogar die lebhafteste Freude gewährt.

Und so giebt es tausend Fälle im menschlichen Leben, wo uns ein Ahnungsvermögen zur höchsten Qual gereichen würde; hingegen würden wir gewiß nur sehr selten, und vielleicht auch selbst nur

anscheinend, einigen Nutzen davon haben, wenn der Urheber der Natur uns mit etwas Allwissenheit ausgerüstet hätte.

Wir haben zwar einige Erfahrungen, welche dem Ahnungsvermögen das Wort zu reden scheinen; allein davon sind die wenigsten untersucht, und selbst diese sind bei weitem noch nicht dergestalt außer Zweifel gesetzt, daß man sie als sichere Beweise gebrauchen könnte. Die meisten hingegen sind Erzählungen, für deren Wahrheit sich kein Vernünftiger verbürgen kann. Wie es damit zugeht, ist bekannt. Ohne Umstände werden einzelne kleine, für das Ganze aber beträchtliche, Umstände weggelassen, andere hinzugesetzt, andere vergrößert; und so wächst der wunderbare Vorfall, indem er von Munde zu Munde geht, wie ein Schneball im Fortwälzen, bis endlich die nackte Thatsache, von dem Zwanzigsten erzählt, schon so verunstaltet ist, daß der Erste, der sie ausgab, Mühe haben würde, sie als die Seinige wieder zu erkennen.

Ueberdieß ist es etwas anderes, einen merkwürdigen Vorfall blos aus Neugierde, und etwas ganz anderes, ihn als eine Thatsache untersuchen, die man zur Grundlage eines philosophischen Räsonnements gebrau-

chen will; dieß letzte möchte nicht jedermanns Ding seyn.

Daher sind auch selbst Erfahrungen, wie man sie bisher sammelte, nicht vermögend, in dieser Hinsicht unsre wohlbegründeten Zweifel in Betreff des Ahnungsvermögens der menschlichen Seele zu heben. Vielleicht setzen gründlichere Beobachtungen uns je einmal in den Stand, uns völlig zu überzeugen, daß der Mensch wohl nach Schlußfolgen je zuweilen das Kommende vorhersiehet; aber da, wo Ursache und Wirkung, Gegenwart und Zukunft nicht in irgend einem, von der Vernunft anerkannten Zusammenhange stehen, nichts zu ahnen vermag *).

*) Wem die nothwendige Kürze nicht gefällt, womit hier über das vorgebliche Ahnungsvermögen der menschlichen Seele geurtheilt wird, der beliebe nachzulesen, was Hennings in seinem Buche über Ahnungen und Visionen (Leipz. 1777) Theil 1. Seite 140 hierüber sagt; und besonders, was von Seite 257 an in der Abhandlung, die Nichtigkeit der Ahnungen betitelt, gesagt worden ist.

W.

Fünf und vierzigste bis sechs und funfzigste Erzählung.

(Elf Erfahrungen über Luftgespenster; nebst einem Anhange.)

Gespensterartige Erscheinungen in der Luft und besonders im Dunstgewölke des Horizonts haben in den finstern Jahrhunderten manchen Unwissenden und Abergläubigen unbeschreiblich geängstiget, und verursachen selbst in unsern Zeiten noch jezuweilen ein augenblickliches Entsetzen. Hoffentlich wird es daher der Mühe lohnen, diese Art Gespenster hier ebenfalls mit der Fackel der — Erfahrung zu beleuchten.

Nr. 1. oder fünf und vierzigste Erzählung.

Herrn Rath Silberschlag's Brockengespenst.

Als der verstorbene Rath Silberschlag die Höhe des Blocksbergs oder Brockens vermaß, befanden er und seine Reisegefährten sich einmal des Abends bei dem Untergange der Sonne gerade in einem solchen Augenblicke auf der Brockenspitze, als plötzlich im Osten ein dichtes Dunstgewölk theils neben ihnen am Abhange der Bergspitze, theils niedriger als sie standen, vorüberschwebte. Ganz unerwartet bemerkte er plötzlich ein ungeheures und schreckliches Gespenst in diesem Gewölke. Es war ihm, als sähe er den ganzen, mächtig großen Blocksberg in tiefer Ferne vor sich vorüber schweben.

„Ich rief — erzählt' er — so bald ich dieß Schreckensgesicht wahrnahm, meinen Reisegefährten

ten zu, geschwind nach Osten zu sehen. Sie thaten es, und wurden nicht minder, als ich, von einem augenblicklichen Entsetzen ergriffen. Wir erblickten das kleine Brockenhäuschen am Himmel wie ein ungeheures Gebäude, und uns selbst in solchen Riesengestalten, wie nur die Einbildungskraft sie schaffen kann. Ich streckte einen Arm aus; der Riese that das Nämliche. Es war, als wäre sein Arm ein dicker Mastbaum. Und dieser Riese wuchs in eben dem Verhältnisse, in welchem das Himmelsgewölk sich uns näherte. Er verschwand, indem er in das Ungeheuere und Unübersehbare überging, bis endlich das Dunstgewölk ganz auf uns zueilte, uns umhüllte, unsre Kleider durchnäßte und uns einige Augenblicke gänzlich vor einander verbarg, obgleich wir nur wenige Schritte von einander entfernt standen.

Ich füge zur Erklärung dieser Erscheinung nichts hinzu; denn sie erklärt sich selbst, wenn man folgende ähnliche Erfahrungen anderer Beobachter damit vergleicht.

Nr. 2. oder sechs und vierzigste Erzählung.

Bouguer's und d'Ovala's Gesicht auf Peru's Gebirgen.

Man sieht — erzählt Bouguer *) — fast alle Tage auf dem höchsten Gebirge Peru's ein außerordentliches Phänomen, das so alt als die Welt seyn muß, von welchem aber vor uns, allem Anscheine nach, hier noch niemand ein Zeuge gewesen war. Das erstemal da wir es bemerkten, waren wir alle beisammen, und zwar auf dem nicht besonders hohen Berge Pombamarka.

Ein Gewölk das uns umhüllte, bevor es sich zertheilte, verstattete uns bei und nach dem Vorüberziehen den prächtigsten Anblick der aufgehenden Sonne. Es zog gen Abend, also nach der, der Sonne entgegengesetzten Seite. Kaum war es dreißig Schritte dahingeschwebt, als ein jeder von

*) Memoires de l' Academie de Sciences a Paris 1774. §. 264.

uns seinen Schatten darauf erblickte; aber ein jeder sah nur seinen eigenen, indem die Wolke keine gerade und keine geräumige Oberfläche darbot.

Die geringe Entfernung ließ uns alle Theile des Schattens unterscheiden. Man sah die Arme, die Schenkel, den Kopf. Aber was uns in Erstaunen setzte, war dieses, daß dieser letzte Theil mit einem Glanze geschmückt war, der gleichsam concentrische Kronen von lebhafter Farbe bildete; es waren die Verschiedenheiten der Farben des Regenbogens, das Rothe auswärts. Die Räume zwischen diesen Kreisen, deren letzter viel schwächer war, glichen sich. Zuletzt sahen wir in einer großen Entfernung einen weißen lichthellen Kreis, der das Ganze umgab und einen wahren Heiligenschein bildete.

Auch Pater Alphons d'Ovala und andre französische Meßkünstler haben auf den peruanischen Gebirgen Menschen und selbst Thiere, eben so und von einem ähnlichen Glanze umgeben, gesehen. Auch erblickten diese außer und neben sich noch die Abbildungen ihrer Begleiter.

Nr. 3. oder sieben und vierzigste Erzählung.

Der Heiligenschein auf flacher Erde *).

Zur Verdeutlichung und Erläuterung dessen, was in beiden vorigen Erzählungen von dem Lichtglanze steht, welcher die Schattengebilde in dem Dunstgewölke der Gebirgshöhen umgab, bemerke ich hier für diejenigen, welchen meine Erfahrung noch nicht zu Gesichte gekommen ist, daß man fast an jedem frühen Sommermorgen die Erfahrung mit dem Heiligenscheine machen kann, ohne deshalb hohe Gebirge erklettern zu dürfen. Die Oekonomen und Reisenden, welche im Sommer beim Aufgange der Sonne oft auf dem Felde sind, werden die nämliche Erfahrung, welche ich hier mittheilen will, gewiß schon oft zu machen Gelegenheit gehabt haben:

*) Von dem Herausgeber.

Ich ritt in Begleitung eines Freundes am siebzehnten Julius des Jahres 1787. Morgens früh vor vier Uhr über Hoym nach Quedlinburg; folglich in der Richtung von Morgen gegen Abend, so, daß wir die aufgehende Sonne im Rücken hatten. Unser und unserer Pferde Schatten waren vor uns. Ich erstaunte nicht wenig, als ich zum erstenmale in meinem Leben den Schatten des obern Theiles meines Körpers von einem zierlichen Heiligenschein umgeben erblickte, ohne daß ich an dem Schatten meines dicht neben mir reitenden Freundes das Nämliche wahrgenommen hätte. Mein Begleiter, Herr Amtsverwalter Germar, lächelte über mein Erstaunen. Ihm, dem seine Berufsgeschäfte einen ähnlichen schönen Anblick schon oft verstattet hatten, konnte dieß Schauspiel, welches das erstemal ungemein angenehm überrascht, nichts neues mehr seyn.

„Denken Sie sich — sagte er — die Wirkung der Strahlen der aufgehenden Sonne in Verbindung mit dem Thaue, der in großen Tropfen dort an dem grünen Rasen hängt, auf welchen unser Schatten fällt, und Sie werden sich nicht mehr über eine Erscheinung wundern, welche ganz in den Ihnen bekannten Gesetzen der Lichtstrahlenbrechung begründet ist.“

Mein Freund hatte Recht. Das Staunen über diese anscheinende Heiligsprechung der Morgenstrahlen schwand auf diese Erinnerung; nicht so das Vergnügen, welches dieser schöne Anblick mir gewährte. — Auch fiel es mir nur in der ersten Ueberraschung auf, daß ich den Heiligenglanz nur an mir, und nicht auch an meinem Begleiter, auch nur um dem Kopfe und dem ihm ganz nahen Theile der Brust, nicht aber auch um meinem übrigen Körper und dem Pferde, das ich ritt, wahrnahm. Aber auch hierüber verschwand meine Verwunderung, als ich hörte, daß auch mein Freund nur seines Kopfes Heiligenschein, nicht aber auch den meinigen, oder den, unserer Pferde wahrnähme. Wie konnte es anders seyn, da diejenige Lichtstrahlenbrechung, welche zu dieser Täuschung und Erscheinung erforderlich war, von den Augen des jedesmaligen Beobachters selbst ausgehen, oder vielmehr wahrgenommen werden mußte! —

Nr. 4. oder acht und vierzigste Erzählung.

Meares, Douglas und Dampier sehen spukende Schiffe.

Die englischen Schifscapitains Meares und Douglas beschifften im Jahre 1788 den nördlichen Theil des stillen Meeres, um Entdeckung zu machen. „Am 9ten April — berichtet der Erste *) — sahen wir früh Morgens um 9 Uhr, von der Mastspitze aus, in großer Ferne ein segelndes Fahrzeug. Nach Verlauf einer halben Stunde erblickten wir schon von dem Verdecke hinab, ein großes Schiff. Es schien eine außerordentliche Menge Segel zu führen und sah ganz sonderbar aus. Keiner von uns konnte, selbst nicht mit Hülfe der Ferngläser, entdecken, in welcher Richtung es steuerte. Der Anblick eines Schiffes in dieser

*) Meares und Douglas Reisen in Forsters amerikanischen Reisen seit Cooks Tode. Bd. 1. S. 95.

Weltgegend war etwas so Unerwartetes und Erstaunenswürdiges, daß wir es uns anfangs schlechterdings nicht zu erklären wußten. Endlich entschieden wir uns für die Vermuthung, es müßte die Gallione von Neuspanien seyn, die, auf dem Wege nach China, durch einen Zufall so weit gegen Norden verschlagen worden wäre; denn ihre gewöhnliche Bahn befand sich viel weniger nordwärts, als unser Lauf. Auf diese Vermuthung hin schrieben wir einige Briefe an unsre Freunde in China, um sie von unserm Wohlbefinden und dem Fortgange unsrer Reise zu benachrichtigen.

Die seltsame Täuschung — denn weiter war es nichts — währte fort, bis wir innerhalb zweier Seemeilen von dem Gegenstande waren, der sie veranlaßte. Jetzt zeigten unsere Ferngläser uns einen ungeheuren Felsen, der einzeln und allein aus dem Wasser hervorragte. Die, welche diese optische Irrung zuerst gewahr wurden, verschwiegen sie und belustigten sich an den abentheuerlichen Vermuthungen und artigen Einfällen der Matrosen, deren Einer seiner Sache so gewiß war, daß er sogar die Flagge des Schiffes zu sehen vorgab. Wirklich hatte dieser Felsen auf den ersten Anblick genau das Ansehen eines Kriegsschiffes vom ersten

Range mit vielen ausgespannten Segeln. Die Gestalt war so täuschend, daß man in einer gewissen Entfernung jedes einzelne Segel, das zu einem solchen Schiffe gehört, zu unterscheiden glaubte.

Indem wir uns dem Felsen näherten, stieg unser Erstaunen; ja, die Matrosen waren bereitwillig genug sich einzubilden, irgend eine übernatürliche Macht habe demselben, in diesem Augenblicke, seine jetzige Gestalt ertheilet. Wir nannten ihn Lots Weib, und auf alle Weise verdient er eine Stelle unter den wunderbarsten Gegenständen, die ich jemals gesehen habe. Um die Mittagsstunde waren wir ihm gerade gegenüber, und er lag nur vier englische Meilen in Ostnordosten von uns. Die Wellen zerstiebten an seinen rauhen Seiten mit einer Wuth, die zu der großen Weite, durch welche sie sich wälzen müssen, ehe er sich ihnen entgegen stämmt, gehöriges Verhältniß hatte. Nach Maßgabe der Tabellen erhebt er sich fast senkrecht zu einer Höhe von dreihundert und funfzig Fuß über der Meeresfläche. Etwa vierzig oder funfzig Schritte von seinem westlichen Rande ragt eine kleine schwarze Klippe nur eben aus dem Wasser hervor. An der Südostseite ist eine Höhle, in welche die Wogen mit fürchterlichem Getöse strömten.

Eine ähnliche Erscheinung auf dem Meere hatte im Jahre 1679 Dampier, als er im Panamischen Meerbusen bei Amerika segelte. „Wir erblickten unvermuthet ein Schiff — schreibt er — *) und segelten darauf zu. Je mehr wir uns ihm näherten, um so deutlicher glaubten wir dasselbe und die vollen Segel, womit es vor uns vorüber eilte, zu erkennen. Schon hatten wir dieß vermeintliche Schiff bis auf einen Kanonenschuß erreicht, als wir erst unsern großen Irrthum erkannten. Das spukende Schiff zeigte sich jetzt unsern Augen als das, was es von jeher gewesen war — als eine kleine hohe weiße Kippe, Maxentello genannt.

*) Dampiers Reise um die Erde. Seite 325 und 497.

Nr. 5. oder neun und vierzigste Erzählung.

Byron, Cook und Forster entdecken spukende Länder.

Als der englische Comodore Byron in den Jahren 1764 bis 1766 seine Entdeckungsreise um die Erde machte, hatte er auf dem Meer an der Ostseite neben dem südlichen Amerika am zwölften November des Jahres 1764 eine ganz eigene Erscheinung.

Um vier Uhr Nachmittags — schreibt er — *) da ich auf dem Verdecke spatzierte, riefen plötzlich die sämmtlichen Schiffsleute, welche sich auf dem Vorderkasteele befanden: „Land, gerade vor uns Land!" — Fast der ganze Gesichtskreis rings um uns her war damals sehr schwarz, und wir hatten häufig Blitz und Donner gehabt. Ich sahe mich

*) Byrons Reisen, in Hawkesworth's Sammlung englischer Entdeckungsreisen. Bd. 1. S. 10.

unter dem Vorsegel und auf dem Leebuge um, und erblickte Etwas, welches anfangs eine Insel zu seyn schien, die in zweien rauhen steilen Bergen aus der See hervorragte. Als ich mich aber unter dem Winde hin umsah, erblickte ich Land, welches daran stieß und sich weit nach Südosten hin erstreckte. Wir steuerten damals südwestwärts. Ich schickte gleich Offiziers auf den Mastkorb, die sich vom Wetterbaume umsehen sollten. Es währte nicht lange, so riefen sie von dort herunter, daß auch sie eine gute Strecke nach dem Winde hin Land erblickten. Ich legte augenblicklich bei und sondirte. Da wir nun in zwei und funfzig Klafter noch immer Grund fanden: so vermuthete ich, daß wir in einen Meerbusen gerathen wären. Wir wünschten sehnlich, daß wir noch vor Nacht wieder aus demselben auslaufen könnten, welches ich jedoch nicht hoffen durfte. Wir gingen hierauf unter Segel, und steuerten ostsüdostwärts. Das Land hatte noch immer eben dieselbe Gestalt, und die Berge schienen blau, wie sie in einer kleinen Entfernung bei trüber und regenhafter Witterung insgemein zu scheinen pflegen.

Viele von dem Schiffsvolke sagten nun schon, daß sie bereits sehen könnten, wie die See sich an der sandigen Küste des Landes bräche. Wir mochten aber ungefähr eine Stunde lang hinausgesteuert

haben, als dasjenige plötzlich verschwand, was wir für Land gehalten hatten. Nun ergab sich zu unserm nicht geringen Erstaunen auf das Ueberzeugendeste, daß es — eine Nebelbank *) gewesen war.

Ungeachtet ich sieben und zwanzig Jahre lang fast beständig zur See gewesen war: so hatte ich doch nie zuvor einen so betrüglichen Anschein von Land gesehen. Indessen sind andere Seefahrer in dieser Rücksicht eben so arg betrogen worden; denn nicht lange Zeit nachher beschwor ein Schiffer eidlich, daß er zwischen der westlichen Spitze von Irland und Newfoundland eine Insel gesehen und sogar die auf derselben wachsenden Bäume deutlich erkannt habe. Dem ungeachtet ist es ausgemacht, daß es daselbst keine solche Insel giebt; wenigstens hat man sie niemals finden können, obgleich nach der Zeit verschiedene Schiffe ausdrücklich ausgeschickt worden sind, um sie aufzusuchen. Ich bin auch überzeugt, daß, wenn das

*) Nebelbänke werden bei den Seefahrern solche Nebelstrecken oder Nebelzüge genennet, welche sich in den untern Gegenden der Luft nahe über dem Meere ausdehnen und gleichsam eine Weile dahin lagern, bis sie vom Winde, oder durch eine andere Ursache, zerstreuet werden. Ehe dieß letzte geschiehet, nehmen sie in der Ferne oft so sehr die Gestalt des festen Landes und der Inseln an, daß auch der erfahrenste Schiffer getäuscht werden kann.

Wetter sich nicht bald genug so sehr aufgeheitert hätte, daß wir dasjenige, was wir für Land gehalten hatten, augenscheinlich konnten verschwinden sehen, ein jeder Mann am Borde zuversichtlich und gerichtlich würde ausgesagt haben, daß in dieser Gegend Land entdeckt worden sey.

Eine ganz ähnliche Erfahrung machte auch Cook einst. „Am dritten Januar 1769 — schreibt er — sahen wir alle bei Südamerika ostwärts uns nach der Pepysinsel um. Wir erblickten auch wirklich gegen Osten hin Etwas, das wie Land aussah. Ich richtete also meinen Lauf darauf zu, und es dauerte über drittehalb Stunden lang ehe wir aus dem Irrthume kamen, und überzeugt wurden, daß das, was wir sahen, weiter nichts war, als was die Seeleute eine Nebelbank nennen. *)

Kommen nun vollends Nebelbänke mit Eiswasser zusammen, so erzeugen sich daraus in der Ferne noch leichter Landschaften und andre Gegenstände, welche in der Wirklichkeit an diesen Stellen nie da waren. Als G. Forster, sein Vater und Cook im Jahre 1772 sich in den kalten

*) Cooks erste Reise; in Hawkesworth's Sammlung englischer Entdeckungsreisen. Band 2. S. 40.

Gegenden des Südpols befanden, erlebten sie dergleichen Täuschungen mehrmals.

„Die Menge der Eismassen, schreibt der Erste, nahm alle Tage zu, so daß wir am dreizehnten December Nachmittags zwanzig derselben, und zwar von beträchtlichem Umfange, zugleich im Gesicht hatten *). Eine war voll schwarzer Flecken, welche von einigen für Seehunde, von andern für Wasservögel angesehen wurden, obgleich sie unbeweglich auf einer Stelle blieben. Da nun Seehunde bis jetzt für untrügliche Kennzeichen eines nahen Landes galten: so sondirten wir Abends mit einer Leine von hundert und funfzig Faden, fanden aber keinen Grund. Wir waren jetzt gerade unter der Polhöhe, unter welcher der Capitain Bozier Bouvet das Cap Circoncision gefunden haben will, und, der Meereslänge nach, befanden wir uns nur um wenige Grade davon weiter gegen Osten. Jedermann erwartete daher mit großer Ungeduld Land zu erblicken, und der kleinste Umstand, auch schon ein bloßer schwarzer Fleck am Eise, machte unsre ganze Aufmerksamkeit rege.

Die vor uns liegenden Wolken wurden alle Augenblicke sorgfältig betrachtet, ob nicht irgendwo eine Bergspitze zum Vorschein käme; denn jeder

*) Forster's Reise. Bd. 1. S. 73.

wollte gern zuerst Land! ausrufen. Die trügliche Gestalt der Nebelbänke und der in Schneegestöber gehüllten Eisinseln hatte schon manchen falschen Lärm veranlaßt, und unser zweites Schiff ward durch solche Täuschungen oft verleitet uns die Signale, daß man Land sähe, zu geben. Unter andern hatte die Idee von Bouwets Entdeckung die Einbildungskraft eines unserer Offiziers dergestalt erhitzt; daß er einmal über das andere auf den Mastkorb kletterte, und endlich am vierzehnten, des Morgens um sechs Uhr, dem Capitain sehr ernsthaft entdeckte: er sehe ganz deutlich Land.

Diese Neuigkeit brachte uns alle auf das Verdeck. Wir erblickten aber nichts weiter, als ein ungeheures flaches Eisfeld, welches am Rande in viele kleinere Stücke gebrochen war. Auch sahen wir eine große Menge Eisinseln von allerlei Gestalt und Größe, so weit das Auge nur reichen konnte, hinter demselben empor steigen. Einige von den entferteren schienen, wegen des Horizonts, weit höher als sie in der That waren, und sahen wirklichen Bergen sehr ähnlich. Dieser Anblick war so täuschend, daß viele unserer Offiziers dabei blieben, sie hätten hier Land gesehen, bis endlich Capitain Cook zwei Jahre und zwei Monate nachher, nämlich im Februar 1775, gerade über die Stelle wegsegelte,

segelte, wo es hätte liegen müssen, wo aber damals weder Land noch Eis mehr zu sehen war.

Nr. 6. oder funfzigste Erzählung.

Die Erscheinung eines Marienbildes am Stillen Meere.

Alphons Dualla, ein Katholik, der in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts als Procurator in Chili, einer südamerikanischen Landschaft, lebte, erzählte *), daß hier, unweit Arauco am Stillen Meere, ein durch seine Täuschungen sehr merkwürdiger Berg liegt, der reich an Smaragden und andern guten Steinen ist, welche zum Theil sogar auf seiner Oberfläche sich zeigen. In einer eingeschweiften Partie dieses Berges sind die Unebenheiten, die Lichter und die Schatten, nebst den mannichfaltig gefärbten einzel-

*) Doualla in Schotts Magie. Theil 1. S. 188.

nen Flecken von Natur so gestellt, daß man aus einer gewissen Ferne und einem daselbst bestimmten Augenpunkte, in ihnen ganz deutlich die Gestalt eines Weibes, welches ein Kind trägt, zu sehen glaubt. Sobald man aber näher kommt, oder sonst einen andern Standpunkt erwählt, verschwindet die ganze Abbildung, und man sieht weiter nichts, als eine unordentlich-rauhe und gefleckte Bergseite. Die angezeigte Vorstellung ist so natürlich, daß es im vorigen Jahrhunderte dem gemeinen Volke, sobald es dieselbe erblickte, nicht auszureden war, dieß sei eine himmlische Erscheinung der Maria. Daß man in diesem Weibe gerade die biblische Maria zu erkennen glaubte, machte der Katholizismus, dem das Volk ergeben war. Jemehr diese Leute die Gebirgswand in der Nähe untersuchten, und in ihr weiter nichts entdecken konnten, als eine rauhe Felsenwand, um so viel mehr bestätigte diese Augentäuschung ihren Wahn: das Weib mit dem Kinde, das sie doch aus jenem Standpunkte in der Ferne, hier deutlich und nicht ohne einen ganz eigenen Glanz erblickt hätten, sei ein himmlisches Gesicht.

Man fing an die berühmte Stelle ehrerbietig zu besuchen, und der Ruf davon gelangte bald zu dem lauschenden Ohre der schlauen Jesuiten, welche

in jenen amerikanischen Gegenden unter den Wilden als Lehrer sich befanden. Mehrere von ihnen begaben sich also nach Arauco. Bekannt mit den Regeln der Optik bemerkten sie sogleich, daß dieß blos eine so schöne als bewunderswürdige Täuschung der Augen aus einem gewissen Punkte sei, welche natürlich aus der glücklichen Mischung von Licht und Schatten, Rauhigkeit und Glätte, und den verschieden gefärbten Steinen entsprang. Diese Erklärung, welche die Jesuiten den denkenden Katholiken gaben, war allerdings gut; indessen hätten sie sie auch dem Volke begreiflich machen solle. Anstatt dessen aber verordneten sie, daß jährlich der Maria zur Ehre eine religiöse Procession nach dieser heiligen Stätte hin, gehalten werden solle, damit, wie sie sagten, „wenigstens die Ehrerbietung des Volks, die es hier nun einmal gegen die Maria gefaßt hätte, keinen Abbruch leiden möchte.“

Nr. 7. oder ein und funfzigste Erzählung.

Die spukende Stadt auf dem Meere bei Usedom. *)

In Pommern ist der gemeine Mann fest überzeugt, daß die vor mehr als tausend Jahren von den Wellen verschlungene wendische Stadt Wineta, die in der Nachbarschaft der Insel Usedom gelegen haben soll, noch jetzt alljährlich spukend sichtbar werde, oder ahnend vorspuke, oder wafele — wie man es hier nennt — so oft ein Schiff untergehen, oder ein anderes Unglück sich ereignen werde. Diese ganz allgemeine Sage entstand sehr begreiflich aus der gar nicht seltenen Schiffererfahrung, nach welcher man in gewissen Jahreszeiten hier über der Meeresfläche schaudernd

*) Von Hrn. Oberconsistorial- und Oberschulrath Zöllner zu Berlin.

das Schattenbild einer Stadt, dunkele Abbildungen von Ruinen, Häusern und Thürmen erblickt, die aus dem Meere sich zu erheben scheinen, und dann allmählig wieder in ihr voriges Nichts dahinschwinden. Was ist in nebeligen Jahreszeiten natürlicher, als dergleichen optischer Trug der Augen, wenn Dünste und Nebel auf dem Meere ruhen, und die Sonne die Spitzen des Ufers erleuchtet, die zum Theil wie Häuser und Thürme gebildet sind? — Wie leicht kann sich auf diese Art in den Nebeldünsten ein Widerschein zeigen, der das Ansehn einer Luftstadt hat, bei deren Anblicke der Aberglaube dann wähnt, sie schwebe auf dem freien Wasser? — Es gehört einige Bekanntschaft mit den Gesetzen des Sehens — es gehört Aufklärung dazu, um ein solches Gaukelspiel der Natur für das zu halten, was es ist — für den Widerschein und das Schattenbild der entferntern Berggipfel. *)

Wenn der gemeine Pommer diese Kenntnisse nicht hat, so ist dieß wohl im geringsten nicht zu bewundern; aber wunderbarer ist es, wenn selbst Männer, die zu der denkenden Menschenklasse ge-

*) Zöllners Reise durch Pommern nach der Insel Rügen, 8. Berlin bei Maurer 1797. Seite 316.

zählt werden müssen, von einem elenden Volkswahne ernsthaft sprechen. *)

Nr. 8. oder zwei und funfzigste Erzählung.

Der verschwindende Mann auf dem Felde. **)

Ich ging eines Sonntags am frühen Morgen von Güssefeld bei Calbe in der Altmark, nach meinem Filialdorfe. Es war ein heiterer Wintertag. In der Ferne vor mir schwand ein aufsteigender, dichter Nebel vor den Strahlen der aufgehenden Sonne. Mein Herz war heiter, und meine Phantasie mit keinem Gegenstande der Furcht beschäftigt, den ihre Lebhaftigkeit uns oft gaukelnd zurückgiebt. Wenigstens kann ich mir selbst die Möglichkeit nicht denken, in dieser Stunde von der

*) Kosegartens Rhapsodien, Theil 2. Seite 77.

**) Eingesandt von Hrn. Pastor Sieg zu Güssefeld bei Calbe in der Altmark.

Einbildungen Allgewalt grob hintergangen worden zu seyn. Dennoch erblickte ich plötzlich ein Wesen, das in Mannesgestalt quer über den Acker auf mich zuzukommen schien. Ich ging langsamer, um mein Zusammenstoßen mit dieser Erscheinung dadurch zu befördern; sie vereitelte indessen diese meine Absicht, indem sie, etwa noch hundert Schritte seitwärts von mir entfernt, stehen blieb, als wollte sie nicht mir ganz in der Nähe begegnen.

Ich begriff nicht, was für Gründe sie haben könne meine Nähe zu vermeiden, und ging daher neugierig auf sie zu. Mit jedem Schritte meiner Annäherung verdunkelte sich die Gestalt; als ich mich ihr und der aufsteigenden Nebellage, durch welche hindurch die Erscheinung anfangs auf mich zuzukommen schien, ganz genähert hatte, verschwand sie gänzlich. Was ich gesehen zu haben glaubte, war — eine Gaukelei der dichten Nebelwolke, ein Schattenbild, vielleicht mein eigener Schatten, den die Stralen der aufgehenden Sonne dahin warfen. — Ich freuete mich, eine mir damals noch nie vorgekommene Erfahrung gemacht zu haben, und ging ruhig meines Weges.

Nr. 9. oder drei und funfzigste Erzählung.

Die spukende Rose im Museum zu Cassel. *)

Ich ließ mir im Jahre 1795 die Merkwürdigkeiten des sehenswerthen Museums zu Cassel zeigen, und ward unter andern in ein Gemach geführt, wo ich bei dem Eintritt in dasselbe, auf einem gerade vor mir stehenden Tische ein Wasserglas mit frischen Rosen erblickte. Da es gerade in einer Jahreszeit war, in welcher außerhalb des Treibhauses keine Rosen blühen, so zog diese schöne Blume meine Aufmerksamkeit doppelt auf sich. Ich trat näher hinzu, aber wie groß war mein Erstaunen, als die Rosen in diesem Augenblicke plötzlich verschwanden, und doch, sobald ich verwunderungsvoll einige Schritte zurücktrat, wieder in ihrer schönsten Blüte

*) Von dem Herausgeber.

LB Coburg

sich zeigten. Ich überschaute das ganze Zimmer überall, nirgends entdeckten meine Blicke außer der Zauberrose eine andere, nirgends einen Spiegel.

Indessen erinnerte ich mich jetzt der Lehre vom Hohlspiegel, und das Dunkel und Räthselhafte in dieser Erscheinung war verschwunden. Die spukende Rose war der Widerschein eines künstlichen Rosenstraußes, welchen der hinter dem Tische verborgene Hohlspiegel so zurückwarf, daß sie gerade über dem Tische und dem Wasserglase in der Luft zu schweben schien.

So gaukelt die Kunst; so täuscht sie jedes Menschenauge. So kann aber auch selbst ohne den Trug des Künstlers der abwesende Freund, und selbst der Verstorbene ohne Wunder erscheinen; denn auch ein solches Schein- und Truggesicht ist in den Kräften der Natur, und in der Art und Weise, wie die Seele durch das Gesicht Empfindungen erhält, begründet. Daß aber diese Erscheinung mehr als ein Schattenbild, mehr als eine Täuschung der Einbildungskraft seyn sollte, oder wohl gar Geräusch machen, und mit uns sich unterreden könnte, das ist geradezu unmöglich. Nur der Gottheit Allmacht wäre so etwas zu bewerkstelligen im Stande. Dieses

aber läßt sich nach der Erkenntniß wohlunterrichteter Christen von der Weisheit und Güte ihres Gottes durchaus nicht erwarten. *)

*) Man vergleiche hiermit die anscheinend schwer erklärbare, in der That aber höchst unbedeutende, in den Gesetzen unserer Einbildungskraft wohl begründete, mithin ganz natürliche Doppelterscheinungsgeschichte des hannöverischen Predigers in der zwei und vierzigsten Erzählung dieses Theiles.

W.

Nr. 10. oder vier und funfzigste Erzählung.

Das spukende Kriegsheer im Gesichtskreise der Stadt Chemnitz *).

Der Oekonomiebeamte Andreas Uhlich zu Chemnitz in Sachsen, dessen Gattinn Catharine, und dessen Drescher, Hans Große; desgleichen Michael Hunger und Jungfer Marie Koch, Martin Kochs Tochter — hatten am neunzehnten September des Jahres 1680 eine erschreckliche Himmelserscheinung, derentwegen sie den Tag nachher auf das Rathhaus zu Chemnitz beschieden wurden, wo sie, nachdem sie zuvor einen förmlichen Eid geleistet hatten, daß sie nur diejeni-

*) Nach den in der rathhäuslichen Registratur zu Chemnitz in Sachsen befindlichen Akten, und zwar wörtlich, wenn auch nicht den unerträglich langweiligen Worten, doch dem Sinne nach.

W.

gen Wunderzeichen am Himmel, welche sie wirklich wahrgenommen hätten, zu Protokoll geben würden, folgendes aussagten, und eidlich erhärteten:

„Ich Andreas Uhlich ging bei dem Untergange der Sonne auf das Feld hinaus, und sah in der Ferne einen sonderbaren Mann stehen. Ich rief meinem Drescher auf dem Felde zu, ob auch er ihn sähe; allein der sah ihn nicht. Wie wir beide näher zusammen kamen, erblickte ich drei große schwarze Männer, die, geharnischt und mit Hüten bedeckt, am Himmel standen. Bald darauf kamen aus Westen einzelne Mousquetiers in rother Uniform daher, und stellten sich in solchen Zwischenräumen, daß zwischen jedem Paare noch ein Mann hätte stehen können, in Reih und Glied. Die Strecke, in welcher sie so aufmarschirten, war nicht unbeträchtlich, und betrug wohl die Entfernung vom Chemnitzer Johannisthore bis hier an das Rathhaus.

Als das Kriegsvolk so dastand, erschienen auch im Mittage, jenen gegenüber, Kriegsmänner, aber in schwarzer Uniform. Zwei davon verschwanden sogleich wieder, während daß ein dritter bis zur Riesengröße eines Baumes anwuchs. In diesem Augenblicke hörte ich zwei Kanonen lösen, und es kam mir vor, als ob die Kugeln sich begeg-

neten, und krachend auf einander stießen. Kaum hatte ich die Schüsse aus dem groben Himmelsgeschütze vernommen, da stürzten die gegen einander aufmarschirten Kriegsheere plötzlich zu Boden, und — verschwanden vor meinem forschenden Blicke.

Das Kriegsheer, welches von Abend her angerückt war, war weniger zahlreich, als das mittägliche; denn wenn dieses auch beträchtlichen Verlust erlitt, so bekam es für den Abgang auf der Stelle unerhört viel Mannschaft zum Ersatz und zur Verstärkung. Dagegen ward aber auch jener erst gesehene, große Anführer des kleinen Häufleins, der stehen geblieben war, immer ungeheurer.

Hierauf verschwand, mit Ausnahme dieses Riesen, Alles; allein nur auf kurze Zeit. Bald rückte das Heer von Westen, das aus lauter Mousquetiers bestand, in dickeren Haufen, und zahlreicher als vorhin, aufs neue an. Kaum war dieß geschehen, so trat auch die schwarz montirte Armee im Mittage wieder wie aus dem Nichts hervor, und ward sogleich von jener früher erschienenen angegriffen. Ich sah deutlich die anführenden Offiziers zu Pferde, mit einer Art von Sponton in der Hand, zwischen den gegen einander stehenden Heeren hindurch jagen. Hierauf wurde nun Alles hand-

gemein mit einander, und man hieb wüthend auf einander ein. Es war nicht anders, als wenn das Wetter leuchtete, so blitzten die Schlachtschwerter.

Jetzt sah ich abermals Alles hinstürzen; es verschwand jetzt — selbst den größten Anführer mit einbegriffen — die Mannschaft beider Heere, bis auf vier Mann. Diese aber standen fest und standhaft gegen einander, als ob sie mit einander rängen.

Indessen rückten, während daß ich diesen Zweikämpfen zusah, abermals, und immer aufs neue, frische Hülfsvölker von Mittag her heran. Des Kriegsgetümmels war kein Ende; denn auch von Abend her wuchs wieder eine dritte Armee gleich Pilzen aus der Erde hervor, und rückte in Schlachtordnung an. Zwar schien sie dießmal nicht ganz so stark zu seyn, wie vorhin; aber dafür brachte sie ein Regiment Uhlanen mit, deren Spieße kleine Fähnlein hatten, wie die der österreichischen Armee. Die Mannschaft von diesen Pikenbewaffneten hatte ganz eigene, sehr große Mützen, die hinten ein wenig hinabhingen.

Es war, als fürchtete die mittägliche Armee diesen wilden Haufen ganz vorzüglich; denn sie rückte jetzt viel zahlreicher, als vorhin, gegen sie an. — Das Gefecht ward jetzt allgemein, und

heftiger und anhaltender als je. Drei verschiedene Treffen wurden geliefert, in deren einem man immer noch erbitterter als in dem andern focht. In jedem dieser Gefechte schlug man einander zu Boden; aber es war nicht anders, als stürzte man nur scherzhaft, nicht wirklich todt zu Boden, denn immer stand man wieder auf, und erneuerte den Kampf.

Auch in diesem Treffen war, so wie vorhin, die kleinste Armee der angreifende Theil. Ganz wider alles Erwarten überflügelte sie dießmal die größere, und drängte sie — dem Ansehen nach — bis gegen das Dorf Neukirchen zurück. Hier warf sich die große, anscheinend völlig geschlagene Armee auf ihre Reserve; aber ohne daß diese letzte in das Treffen geführt, und handgemein ward, verschwanden beide kämpfende Armeen, die kleine schlagende, wie die große verfolgte. Die Reservearmee hingegen behauptete mittagwärts den Hintergrund des Schlachtfeldes.

Jetzt ward es dunkel. Zwar konnte ich noch so viel bemerken, daß das kleine, im Verfolgen verschwundene Kriegsheer auf dem vorigen Kampfplatze sich wieder sammelte; indessen war es bei allem seinem Kriegsglücke doch sehr zusammengeschmolzen, und verhielt sich daher ruhig. Dagegen ragten drei

Mann zu Pferde mächtig über demselben hervor, und fochten mit einander.

Ganz eigen war es, daß ich, so oft eine Schlacht geliefert ward, über den Kämpfenden eine schwarze Schnur von der Stärke eines Daumens sah, welche da, wo ein Theil der Armee geschlagen ward, jedesmal mit verschwand.

Uebrigens schien es mir, als ob ich ganz in der Nähe dieses unerhörten Schauspiels ein Augenzeuge von dem Hergange der Sache wäre.

Ich hatte in der ersten Bestürzung alle die Meinigen aus dem Hause herausgerufen. Sie alle nahmen, wie ich, als Zuschauer Theil an der Gespensterschlacht. Nur meine neunjährige Tochter Sophie konnte vor Schrecken den Anblick dieser Dinge nicht ertragen, sondern lief weinend in das Haus zurück, und wollte sich durchaus erst nicht wieder beruhigen lassen.

Uebrigens waren auch noch meine nächsten Nachbaren aus dem zum Amte Chemnitz gehörigen Dorfe Bernsdorf Zeugen dieses Wunders."

So die gerichtlich beschworene und kaum zu bezweifelnde Aussage des Oekonomiebeamten Uhlich. Sie scheint mir für den Wetterbeobachter und

den Seelenkundigen gleich wichtig zu seyn; besonders aber für den ersten auf einige ganz eigene Resultate hinzudeuten. — Da die ganze Erscheinung mit einem neuern, in Schlesien wahrgenommenen Militärgespenste die höchste Aehnlicheit, und wahrscheinlich eine und dieselbe natürliche Ursache hat: so theile ich erst noch diese schlesische Himmelserscheinung geschichtlich mit, um dann dem Ganzen dieser elf Erzählungen einige aufklärende Fingerzeige beizufügen.

Nr. 11. oder fünf und funfzigste Erzählung.

Militärisches Gespenstermanöver am Horizonte von Peiskretscham.

Im Jahre 1785 verkauften die Colporteurs (Flugschriftenträger) in Schlesien und in dieses Landes Nachbarschaft einen schlecht stylisirten gedruckten Brief, der gegeben war: „Peiskretscham in Oberschlesien den neun und zwanzigsten Februar 1785" — und jetzt zwar vergriffen, dem schlesischen Volkshaufen aber immer noch in frischem Andenken ist. Schon einigemal hat man mi'rs zur Pflicht machen wollen, ihn in diesen Gespenstern aufzunehmen und — „wenn ich könnte —" seine Wunder natürlich zu erklären. Hier ist die Thatsache, und zwar, wenn auch nicht den Worten, doch dem Sinne nach, so, wie jenes Schreiben sie enthält, und wie sie von den Geistersehern vor

der Gutsherrschaft, dem Herrn Grafen von Colonna, eidlich erhärtet worden ist.

„Auf dem Felde bei Ujest, einem zum Bisthume Breslau gehörigen Städtchen unweit Neiße, erschienen am sieben und zwanzigsten Januar des Jahres 1785 mit einmal drei Glieder Infanterie, wie aus den Wolken geschneiet. Funfzig Bauern, die hier in herrschaftlichen Diensten angestellt waren, erblickten sie zu ihrem nicht geringen Schrecken. Sie rückten auf die Bauern an, und wurden von zwei vormarschirenden Fahnenträgern mit rothen Fahnen angeführt. Als sie die gehörige Schußweite erreicht haben mochten, fiel das erste Glied auf die Knie, und man gab Feuer auf die erstaunten Arbeiter. Hierbei war es sehr merkwürdig, daß man keinen Knall von diesem Abfeuern vernahm. ungeachtet doch der Pulverdampf wie ein dickes Gewölk davon in die Höhe stieg. — Hierauf zertheilte sich der dichte Haufen des militärischen Fußvolks — verwandelte sich in Husaren und — verschwand.

Die sehr geängstigten Bauern, deren mehrere schon die Flucht ergriffen hatten, eilten nun sämmtlich nach Hause, erzählten, was sie gesehen hatten ihrem Gutsherrn, dem ungläubigen Herrn Grafen

von Colonna, und bekräftigten ihre Aussage mit einem Eide.

Der Ruf von dieser ganz eigenen Erscheinung, deren Wirklichkeit gegen funfzig Augenzeugen zu bestreiten niemand das Herz hatte, war bald ganz allgemein. Unter andern vernahm dieses neue Wunder auch ein vormaliger Einnehmer, der als ein Mann bekannt war, welcher nicht nur nicht an Gespenster, sondern selbst nicht einmal an den Teufel glauben wollte. Dieser „lebendige Freigeist" (wie ihn der Briefsteller und die dortigen Katholiken immer nannten) bedauerte es sehr, daß nicht auch ihm das Glück beschieden war, ein Augenzeuge von dem Hergange der Sache zu seyn. Er ging daher fleißig nach dem Tummelplatze des militärischen Gespenstes, indem er hoffte, daß es ihm zu gefallen, vielleicht noch einmal zurückkehren werde. In der That ging auch sein Wunsch bald in Erfüllung.

Gerade acht Tage nachher, am dritten Februar des nämlichen Jahres, früh Morgens bei dem Aufgange der Sonne erschienen die Krieger gerade da, wo sie neuerlich verschwunden waren, aufs neue, ohne daß man bemerkte, woher eigentlich sie kamen. Glücklicher Weise war der Herr Einnehmer auch an diesem Morgen bei der Hand und

freuete sich der Ankunft der exerzirten Geister. Um mögligst viel Augenzeugen um sich her zu versammeln, rief er aus den Scheunen eines nahe gelegenen Vorwerks sogleich die Bauern herbei, und fragte sie neckend, wer denn das geistige Militär dort so eigentlich wäre? — Aber freilich waren die erschrockenen Zuschauer nicht im Stande, ihm diese Frage befriedigend zu beantworten. Er bestieg nun sein Pferd und ritt entschlossen in den Feind hinein, den er nicht fürchtete.

In eben dem Verhältnisse, in welchem er sich den Geistern näherte, nahten diese sich unsichtbar. Wie er endlich an Ort und Stelle selbst angekommen war, fand er dort auch nicht einen Einzigen mehr. Alle waren jetzt für seine Augen gänzlich verschwunden, ungeachtet an die hundert Mann, die aus der Ferne beobachteten, um und neben dem Verwegenen eine Menge Geister erblickten. Ganz erstaunt sahen sie diesen Geisterläugner mitten durch die gedrängt stehenden Geister hindurch galloppiren, und es war nicht anders, als ob er über sie hin und durch sie, als durch Luftkörper, hindurch ritt.

Als er sich völlig überzeugt hatte, daß das Militär, welches man von Fern her auf drei Infanterieregimenter schätzte, und deren rothe, schwarze, weiße und blaue Montirungsstücke man sogar deut-

lich unterschied — hier nicht in der Wirklichkeit sey, ritt er wieder zu den Zuschauern zurück. Aber kaum war er von der Gegend, wo es aufmarschirt stand, dreißig Schritt entfernt: so stand das ganze Geisterheer wieder gehörig da.

Wie sehr man ihn auch bat — sagt unser Briefsteller — so wagte er es doch nicht, noch einmal dahin zu reiten. — *) Endlich marschirte das vielköpfige Gespenst nach einem gegen Cosel zu gelegenen Walde.

Am funfzehnten Februar desselben Jahres sahen gegen dreißig Menschen die nämliche Erscheinung zum dritten Male.

„Acht Tage darnach detaschirte der Generalmajor Freiherr von Saß zu Cosel einen Offizier seines Regiments mit einem ihm untergeordneten Commando Infanterie nach dem Gespensterschauplatze. Kaum war das Commando hier angekommen, so erschienen auch die Geister. Der commandirende Offizier ritt auf sie zu, und Einer von den spukenden Militairpersonen kam ihm entgegen. —

*) Unstreitig fand er es nicht der Mühe werth, da niemand mit wollte, um sich mit eigenen Sinnen von der Unkörperlichkeit der spukenden Soldaten zu überzeugen.

Man salutirte sich gegenseitig. Der preußische Offizier fragte nach dem Zwecke ihres Hierseyns, bekam aber keine Antwort. Er ließ nun sein Commando gegen die Stummen anrücken. Schon lag es im Anschlage und war eben im Begriff, Feuer auf die Geister zu geben, da verschwanden sie."

So unser Briefsteller, der ganz einfältig ehrlich mit den Worten schließt: „Was hieraus entstehen wird, weiß man noch nicht."

Nr. 12. oder sechs und funfzigste Erzählung.

Des Verfassers Meinung über vorstehende elf optische Gespenster.

Die vorstehenden elf Erzählungen sind absichtlich hier neben einander gestellt, theils weil die Eine auch schon ohne Zusatz zuweilen die Andre erklärt und jeden Aufschluß überflüssig macht, theils und hauptsächlich, weil das anscheinend Wunderbare bei allen aus der nämlichen Quelle fließt; denn überall verbreiten die bekannten Gesetze der oft sehr täuschenden Lichtstrahlenbrechung hier das volleste Licht.

Im Allgemeinen aber ist hier nicht zu übersehen, daß die Köpfe des gemeinen Volks überhaupt und der vorigen Jahrhunderte insbesondre, mit Albernheiten und Phantasienbildern aller Art erfüllt waren; daß man einst — unsre Chronikbücher mögen es bezeugen — fast jede eigenthümlich geformte

Windwolke für ein Schlachtschwert am Himmel, für eine Zuchtruthe Gottes; jede größere Sternschnuppe und vorüberziehende Dunstkugel aber für den Drachen aus der Hölle hielt; daß man zu den Zeiten unserer Väter fast noch keinen Begriff von den Gesetzen der Dunstzüge beim Sonnen Auf- und Untergange hatte; daß man das Streiten der negativen oder positiven — so wie die Zuneigung der gegenseitigen Elektrizität noch gar nicht kannte u. s. w.

Wenn übrigens in Nr. 10. der gewiß ehrlich zu Werke gehende Oekonomiebeamte gleich Anfangs ganz unbefangen zu Protokoll giebt, daß sein Drescher, Hans Große, den sonderbaren Mann dort im Nebel nicht gesehen, auf welchen er ihn aufmerksam gemacht habe: kann man wohl einfältiger und treuherziger gegen sich selbst dokumentiren, daß man ein Geisterseher ist, und Dinge zu schauen glaubt, denen nur die Phantasie des Poltrons, oder des wahngläubigen Schwärmers den Anschein der Wirklichkeit giebt? —

In Absicht der Geschichte Nr. 11. lassen sich, da sie unsern Zeiten näher ist, als die vorhergehende zehnte aus einem längst verflossenen finstern Jahrhundert, auch schon unbezweifeltere Zeugnisse ihrer

Natürlichkeit fordern und geben. Der Herr Graf von Colonna, ein verehrter, denkender Kopf, ließ sogleich durch Sachverständige die Natur und Beschaffenheit des Gespensterschauplatzes gehörig untersuchen; und das Resultat dieser Veranstaltung fiel so aus, daß sich die Natur der vermeinten Geister sonnenklar ergab:

„Zwischen den Dörfern Salesche und Kluzkaw laufen ganz unbeträchtliche Anhöhen, an deren Fuß ein warmer morastiger Boden ist. Den größten Theil desselben hat man durch Abzugsgräben in Ackerland verwandelt. Vor und hinter den Kornfeldern steht eine Menge Wachholderbeersträuche und junger Kieferaufschuß. — Wer weiß nicht, daß warme, morastige Gegenden in kalten Jahreszeiten besonders beym Auf- und Untergange der Sonne stark ausdünsten oder dampfen. Dieser Dampf ward hier durch die zwischen demselben hinstehenden Sträucher von sehr verschiedener Höhe mannigfaltig gebrochen und bildete auf diese Art allerlei Karrikaturgestalten. Den noch sehr ungebildeten Bauern, welche in der Gegend von Salesche Schlamm fuhren, erschienen sie als Soldaten. Wahnglaube und Furcht hielt sie zurück, die Natur des Dunstgebildes näher zu untersuchen. Ihre durch

solche Veranlassung in rege Thätigkeit gesetzte Phantasie malte nun jene Karrikaturen aus — Montirungsstücke von allerlei Farben, Cavallerie, Evolutionen — alles stand ihr zu Gebote, wenn die einmal gefaßte Idee dieser Dinge bedurfte.

Uebrigens war um diese Zeit von Cosel aus ein Commando mit sechs Kanonen abgeschickt worden, damit der gerade damals verstorbene Königl. Preußische Generallieutenant von Werner mit allen, seinem hohen Range gebührenden, militärischen Ehrenbezeigungen beerdiget werden könne. Dieß hatte die Veranlassung zu dem grob erdichteten Zusatze am Ende der Erzählung gegeben.

Wie sehr übrigens bei den Geschichten Nr. 10 und 11 die Elektrizität mit im Spiele war, fällt von selbst in die Augen. In beiden ist die Rede von einem Leuchten und Blitzen der Gewehre, welches sogar nach dem eigenen, naiven Geständnisse der unwissenden Beobachter einem Wetterleuchten glich. In beiden sinken die Krieger (die Dünste) bei gewissen Gelegenheiten plötzlich zu Boden (ihre chemischen Bestandtheile werden durch Annäherung gewisser ihnen entgegenwirkenden Lufttheile niedergeschlagen.) Die Kriegsheere (die negativ- und positivelektrischen Dünste) marschiren gegen einander; (werden von einander angezogen) werden

handgemein (sättigen sich;) verschwinden (die Truggestalten lösen sich auf). Sie vernichten sich mittelst Kanonenschüsse (die brennbaren Dünste reiben und enzünden sich und verwandeln platzend die vorigen Gestalten (Dünste) entweder in anerkannte gewöhnliche Nebel, oder in einzelne ungeheure Krieger, in aufsteigende Nebelwolken.)

Wer jemals auf hohen waldigen Gebirgen war und beim Aufgange der Sonne die hier und da einzeln aufsteigenden dichten Nebel beobachtete, wie sie oft senkrecht, oft wirbelnd, oft aber auch in menschenähnlichen Riesengestalten himmelanwärts steigen, sich mit einander vereinigen und gleichsam ringen; dann wieder Farben spielen, je nachdem die Stralen der Sonne am Horizonte so oder so auf sie fallen, oder die gedeckten farbigen Gegenstände jenseits dieser Dünste durch sie hindurch schimmern läßt: ich sage, wer dergleichen je selbst zu sehen Gelegenheit hatte, der wird jene abenteuerliche Deutungen unerleuchteter Menschen nicht nur sehr natürlich finden, sondern ihm wird auch bei den Truggestalten der obigen Geschichten nichts Dunkeles und Unerklärbares mehr übrig bleiben.

Ich schließe das Ganze mit nochmaliger Erinnerung an die Zaubermacht der Phantasie, die von so grenzenlosem Umfange ist, daß sie sogar das bloße

Beisammenseyn mehrerer, oft ganz verschiedenartiger Dinge zu Einem Gegenstande umbildet, und die Eigenschaft der einen Sache zur Eigenschaft der andern macht. Ihre Lebhaftigkeit und ihr Feuer beherrschen den Menschen dergestalt, daß er nicht selten sich außer Stande gesetzt sieht, dergleichen selbst geschaffene und blos in der Einbildung bestehende Vorstellungen den Gesetzen des Verstandes und der Urteilskraft zu unterwerfen.

Ein Paar Beispiele werden das hier Behauptete anschaulicher machen:

Wer kennt nicht unsre Johanniswürmchen, deren feuriger und erhellender Glanz uns im Finstern oft angenehm überrascht? — Dergleichen geflügelte Thierchen giebt es in Italien, in Nordamerika, im Morgenlande und überhaupt in den wärmeren Himmelsstrichen in Menge. Auch geben jene dort einen viel stärkeren Glanz, als die unsrigen hier. *)

*) Der amerikanische Johanniswurm, Cucuin genannt, ist ein Käfer von der Länge eines Zolles und der Dicke eines Fingers. Er hat am Vordertheile seines Kopfes zwei Phosphore, gleich glühenden Augen. Ein dritter Phosphor sitzt unter seinem Brustschilde, und ist größer als jene beide zusammen genommen. Dieser letzte vorzüglich scheint dem Thierchen zur Leuchte zu dienen; denn er ist mit einer Schürze bedeckt, wenn es ohne Bewegung bleibt und leuchtet nur, wenn es geht oder fliegt. Die ganze Erleuchtung ist dreißigmal stärker, als die eines Johanniswurms

Wenn nun zur Nachtszeit der Furchtsame und Unwissende im rohen und abergläubigen Volke, der dergleichen Thierchen noch nie zahlreich bei einander sah, sie zur Begattungszeit zu Tausenden in Einem Busche erblickt, so daß sie das Gesträuch anscheinend ganz in Feuer hüllen: wie leicht wird dann die schöpferische Einbildungskraft selbst den Gedanken an diese Thierchen verscheuchen und er sich fest überzeugt halten, ein spukendes, oder wohl gar ein heiliges Feuer — einen brennenden, und dennoch nicht verbrennenden Busch gesehen zu haben! — — Der Leser beliebe die Anwendung hiervon selbst zu machen! —

So wie unsere Augen hier verführt werden, eine Eigenschaft, die einem mitexistirenden Wesen allein zukommt, der Sache, in deren Nähe es sich aufhält, irrigerweise zuzuschreiben, und so unserer thätigen Phantasie den Weg zu tausend falschen Schlußfolgen zu bahnen: eben so geht es oft

in Deutschland. Die Neger auf St. Domingo bedienen sich dieser Thierchen zur Erleuchtung ihrer Hütten. Ja selbst in den reichsten Häusern der Colonie sperren besonders die Kinderwärterinnen drei oder vier Würmchen unter ein umgestürztes Glas, erleuchten damit das ganze Zimmer, und sind auf diese Art völlig sicher vor der Feuersgefahr, die unsere brennenden Nachtlichter dicht neben den Betten, während daß man schläft, verursachen können.

auch unsern Ohren. Man erinnere sich nur des Schmatzens der jungen Eulen im Thurme zu Angerburg; welches mehr als Ein Irregeleiteter für unterirdische Töne hielt, die aus der Grabstätte eines Beerdigten hervorkommen sollten. *)

*) S. Wageners Gespenster, Theil 4. Seite 344.

LB Coburg

5. 2. 70
17. 4. 71